This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

1840.

150.

# C. F. Gellerts

# sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe
in sechs Theilen.

Sechster Theil.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
und
Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.
1840.

150.

.0761

# Briefe.

## 1763—1769

und undatirte Briefe.

---

## 281. (82.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 3. Jan. 1763.

Bald werde ich die Furchtſamkeit, mit der ich Ihre freundſchaftlichen Wohlthaten annehme, für das Merkmal eines eiteln Herzens anſehn, das ſich keine Verbindlichkeit will auflegen laſſen, ſondern lieber der Wohlthäter, als der Dankbare ſeyn möchte. Wenigſtens erſchrack ich doch zu ſehr, als ich mit dem Ende des vorigen Jahres Ihr abermaliges Geſchenk erhielt, und ich wußte ja, daß Sie mirs verſprochen hatten, das iſt, daß ichs erhalten würde. Auch ſagte ich zu mir, da ich Ihren Brief las: Nein, wenn uns Gott Friede giebt, ſo nimmſt du dieſe Penſion nicht weiter an. Vielleicht, theuerſter Freund, iſt meine Furchtſamkeit auch Gewiſſenhaftigkeit. Denn es iſt kein Zweifel, daß hundert wackre Männer dieſe Ihre Güte itzt nöthiger haben werden, als ich, dem bey aller Plage des Kriegs nichts an ſeiner gewöhnlichen Verſorgung abgeht. Aber genug, Sie lieben mich, und thun mir aus einem edlen Herzen und frommen Abſichten Gutes; alſo will ich mit einem erkenntlichen Herzen mich Ihrer Liebe

und Wohlthat erfreun, Gott dankbar bitten, daß er Sie und Ihr Haus segnen wolle, und mich, wenn ich nicht die ganze Summe Ihrer Güte nöthig habe, als einen Haushalter derselben ansehen, der Andre damit beglücken soll. In der That habe ich nahe Anverwandte, eine gute, bejahrte, fromme Schwester, die Wittwe ist, und meiner Hülfe bedarf, und also kann ich ihr ja von Ihrer Wohlthat, mein lieber R**, das abgeben, was mir nicht gehören möchte. Ja, wenn es auf das Verdienen ankäme, wer weis, verdiente sie nicht mehr, als ich, ob sie gleich keine Bücher geschrieben hat?

Wie ich lebe? Ich leide, aber Dank sey Gott, der mir gnädig bis hierher geholfen hat. Bey guten Tagen gelassen seyn, und die kleinen Uebel geduldig tragen, ist die leichte Tugend; wir müssen auch, wenn es Gott so gefällt, die schwere, sehr schwere, lernen. Doch genug. — Gott beglücke Sie und Ihre Gemahlinn und Ihren würdigen Vater auch in dem angefangnen Jahre mit seiner Gnade und mit allem Segen dieses Lebens!

G.

---

## 282.

### An Caroline Lucius.

L. d. 5. Jan. 1763.

Liebste Freundin!

Es kränkt mich, daß ich den Briefwechsel mit Ihnen auch in dem neuen Jahre, wie es scheint, nicht sorgfältig, nützlich und freundschaftlich genug unterhalten werde. Aber meine Beschwerungen, die mich täglich mehr unterdrücken, sind in der That groß und entschuldigen die Versäumung dieser Pflicht und meines eignen Vergnügens, wenigstens größten Theils. Sonst war

ich größtentheils für mich und meine Freunde brauchbarer; das, denke ich, kann ich mit Gewiſſen ſagen. Doch in guten Tagen willig, dienſtfertig und zufrieden ſeyn, dieß iſt keine große Tugend. O wie wohl wird mirs künftig ergehn, wenn mirs nach den guten Wünſchen geht, mit denen Ihr Herz den letzten Brief erfüllt hat. Gott gebe wir, was mir gut, für die Ewigkeit gut iſt, wenn es auch nach dem menſchlichen Auge nicht in die Claſſe der Güter zu gehören ſcheint; denn es kann ja wohl eine angreifende Arzney bey aller ihrer Bitterkeit für viele Kranke die größte Wohlthat ſeyn, wenn gleich nicht für alle. Daß Sie, beſte Caroline, ſich oft mit Herr Zeiſen von mir (vielleicht nur zu oft) unterhalten, o das glaube ich Ihnen und Ihrem Freunde ohne alle Verſicherung. Wie oft ich gegen meine Freunde Ihrer gedenke, daß weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich mir oft vorgenommen habe, Sie ſeltener und weniger zu loben, und habe mich doch wohl bey der erſten Gelegenheit vergeſſen. Kann Sie nicht mein Lob über lang oder kurz gewiſſen Beſchwerlichkeiten ausſetzen, die eben nicht geringe ſind? Der freundſchaftliche Umgang mit Herrn Zeiſen, der Ihnen ſoviel Vergnügen und Nutzen bringt, iſt, wie Sie ſelbſt ſagen, kein geringer Zuwachs Ihres Glücks, und deswegen muß er auch mir Freude und Ehre ſeyn. Verſichern Sie dieſen wackern Mann meiner Hochachtung und Liebe, und bitten Sie ihn, daß er mirs vergiebt, wenn ich ihm zu ſpät antworte. Sie, meine liebe Freundin, würden vielleicht eben ſo lange warten müſſen, wenn ich nicht glaubte, daß Ihnen meine Briefe, jährlich gerechnet, die Dienſte thun könnten, die eine kleine Penſion einem verdienſtvollen Manne thut. Sie vermehrt ſeine Tugend nicht, aber ſie erinnert ihn doch, ſie zu üben. Gott laſſe Ihr ganzes Leben geſegnet, Ihres Hauſes Freude und vieler Menſchen Wunſch ſeyn!

Gellert.

## 283.

### An dieſelbe.

L. d. 26. Febr. 1763.

Liebſte Mademoiſelle!

Der Commiſſionsrath Wagner danket mir eben ſo ſehr für Ihre Bekanntſchaft, als Sie mir für die ſeinige danken, und alſo bin ich doppelt belohnet. Er machet mir auch Hoffnung, meine liebe Correſpondentin und Freundin bald von Perſon kennen zu lernen, und ich bemühe mich, dieſe Hoffnung anzunehmen, denn Sie wiſſen wohl, daß der Kranke leichter fürchtet, als hoffet. Doch da mich Gott das Glück des Friedens hat erleben laſſen, warum wollte ich nicht auch die guten Freuden des Lebens hoffen? Leben Sie wohl; denn Sie merken es doch, daß mir das Schreiben ſauer werden mag? Leben Sie alſo wohl, und grüßen Sie Ihre liebſten Eltern und Jungfer Schweſter auf das verbindlichſte von mir, auch Ihren Herrn Bruder.

Gellert.

---

## 284 *).

L. d. 1. März 1763.

Theuerſter Herr Major!

Sie verlangen meine Meynung in einer Sache, welche Sie ſelbſt beſſer als ich, zu entſcheiden im Stand ſind. Aber, was kann ich anders thun, als Ihre Abſicht rühmlich, und lobenswürdig nennen, die Sie bey Ihrem Vetter haben. Ihr Wille iſt, er ſoll ſich den Muſen widmen, und ſeine Neigung iſt auf

*) (Freundſchaftliche Briefe. S. d. Anm. zu No. 188.)

den Soldatenſtand gerichtet. Freylich würden Sie ſich ein Verdienſt um ihn erwerben, wenn Ihnen Ihr Endzweck gelingen könnte. Sie würden einmal wenigſtens von dieſem Jünglinge ſich Dankbarkeit verdienen, wenn er einſt durch Ihre Vermittelung und durch die Wiſſenſchaften glücklich würde. Allein ſeine Neigung kämpfet einmal wider Ihre Abſicht; und können Sie dieſe nicht ändern: ſo iſt es nicht rathſam derſelben ferner Gewalt anzuthun. Laſſen Sie ihn den Weg gehen, den er ſich vielleicht zu ſeinem Glücke gewählet hat. Vielleicht will es die Vorſehung ſo haben, und dann ändert der Menſch einen ſolchen Entſchluß nicht. Wer weiß, zu welchen Unternehmungen er beſtimmt iſt; wer weiß wie viel die Vorſehung mit ihm vor hat, wie viel ſie einſt durch ihn ausführen will. Vielleicht wird er einſt ein Erretter ſeines Vaterlandes, eine Hülfe der Nothleidenden. Vielleicht auch als Soldat ein Beſchützer der Armen, ein Troſt der Unglücklichen. Und beſtätiget es nicht die tägliche Erfahrung, daß ſich gemeiniglich die Beſtimmung eines Menſchen in den jugendlichen Neigungen ſchon äuſſert, und daß, wenn von andern wollten ſolche unterdrücket und die Mittel benommen werden, wodurch ſolchen Neigungen zu Folge, das Glück eines Menſchen könnte gebildet werden, ein ſolcher hernach oft auf ſeine künftigen Tage unglücklich, ja unverſchuldet unglücklich wird, wenigſtens ſich dünket, unglücklich zu ſeyn. Aber das wiſſen Sie ſchon alles ſelbſt am beſten. Prüfen Sie alſo nochmals das Herz, die Neigung Ihres Vetters auf das ſorgfältigſte. Iſt die Urſache dieſer Neigung nicht eine tadelnswürdige, ſondern eine anſtändige und gegründete, welche vielmehr des Lobes nicht unwürdig iſt, und können Sie ſein Herz nicht zu ihrer Abſicht bewegen: warum wollen Sie alsdann noch ferner etwas vergebliches thun, und vielleicht die Beſtimmung eines Jünglings noch bey ihrem Anfang vereiteln. Hier haben Sie, wertheſter Herr Major, meine Meynung.

Daß Sie wegen Ihrer Augen nun nichts mehr befürchten, freuet mich eben so sehr, als wenn ich an Ihrer Stelle stünde; und ich vereinige meinen Dank zu der Vorsehung mit dem Ihrigen, für Ihre wiederhergestellete Gesundheit. Wollte doch Gott, daß ich auch so von meiner Krankheit könnte befreyet seyn, damit ich meinen Freunden nicht mehr mit der Sprache eines Elenden beschwerlich fallen dürfte. Doch, ich bin ja noch nicht elend. Ich soll nur geduldig seyn, ich soll durch eine langwierige Prüfung dem Herrn bewähret werden. Darum legt er mir eine Last auf, aber er hilft sie mir auch tragen. Leben Sie nun wohl, mein theuerster Freund! Leben Sie allemal wohl.

G.

---

## 285.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 28. März 1763.

Ihr müßt meinen Brief, den ich vor etlichen Wochen über Freyberg an den Bruder geschickt habe, und in dem ein Dukaten lag, vermuthlich noch nicht erhalten haben, weil Ihr so sehnlich nach Nachrichten von meinen Umständen verlangt. Diese, liebste Schwester, sind immer noch die vorigen; aber, Dank sey es Gott! auch immer erträglich gewesen. Gott gebe Euch und mir ferner Geduld, Muth und Linderung! Er wird es thun, so wie er uns Frieden geschenket hat, nach dem wir so lange geseufzet haben. Es kränkt mich sehr, daß ich Euern Mangel nicht gewußt habe. Ich hätte Euch ohne meinen Schaden weit mehr schicken können, als ich gethan habe. Gott gebe Euch alles das Gute, das Ihr mir wünschet und erbetet, in reichem Maaße, und auch mir, was mir gut und selig ist! Ich leide viel, seit

Jahren viel, ſchon lange ununterbrochen viel; aber wir ſollen in Geduld leiden und Gott die Ehre geben. Was er thut und verhängt, iſt recht und gut, und ſoll uns und andern zum Beſten dienen. Kaum habe ich dieſe Paar Zeilen niedergeſchrieben, ſo bin ich des Schreibens ſchon ſatt; denn alles auf Erden iſt mir Mühe und Zwang. O Gott! wie iſt es mit mir ſo gar anders; wie verſchieden ſind meine jetzigen Zeiten gegen die vorigen, auch ſelbſt gegen die vor drey oder vier Jahren! Es kann wohl kommen, daß ich die Amelungiſchen Pillen einmal verſuche. Habe ich im vorigen Jahre zweymal Ipecacuanha, ein Brechmittel, einnehmen müſſen, das mich bis zum Tode gemartert hat, warum nicht leichtwirkende Pillen? D. Hebenſtreit, der nebſt Heinen ſchon ſeit ein Paar Jahren mein Medicus iſt, hat mich ſchon wieder mehr als einmal an die Ipecacuanha erinnert; aber vergebens. Ich nehme alles, nur kein Vomitiv mehr. Vor ungefähr vierzehn Tagen ritt ich mit dem Bruder; aber es war windigt; und Nachmittags bekam ich den Huſten und gegen Abend den Hüftſchmerz. Dieſer hat mich auch noch nicht ganz verlaſſen. Gleichwohl bin ich noch ſo glücklich, daß, wenn er auch des Tages heftig wird, ich ihn doch des Nachts nicht empfinde; Dank ſey es Gott; den grünen Donnerstag denke ich meine Andacht zu haben. Möchte es doch nach vielen elenden Tagen ein ſeliger Tag für mich ſeyn! — Hebenſtreit und Heine, beide wollen, ich ſoll ins Carlsbad gehn; auch das, wenn Gott will. Aber die guten Leute wiſſen nicht, wie ſchwach ich bin, weil ſie es nur ſehen und nicht fühlen. — Liebe Schweſter, laßt Euch nicht das Geringſte an Eurer Verſorgung abgehn, durchaus nicht, ſondern ſchreibet mir, und wenn ihr noch ſo viel brauchet, ich kanns Euch ſchicken und immer noch, wie Paulus, ſagen: Ich habe genug und habe überflüßig. Gott, der mir die Gewogenheit und das Vertrauen der Menſchen, inſonderheit der Vornehmen, ohne mein Verdienſt, zugewendet hat, giebt mir, ſo

wenig ich auch arbeiten kann, doch immer mehr, als ich brauche; und was wird's seyn, das ich noch zu leben habe? Ja, es ist meine Pflicht, Euch von dem mitzutheilen, was ich habe, so lange ich lebe. Und ich getraue mir, Euch alle Monate einen Dukaten schicken zu können, und das mit Freuden. Richtet also Eure Wirthschaft von nun an so ein, als hättet Ihr alle Monate einen Dukaten mehr einzunehmen. Lebt wohl und gesund, wenn Gott will.

G.

---

## 286.

### An Caroline Lucius.

L. d. 31. März 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ich freue mich im voraus über die Vortheile, die Ihnen die Bekanntschaft mit der Gräfin Vitzthum und ihrer Tochter bringen wird *). Die Gräfin ist eine der besten Damen, die ich

*) (Die hieher bezügliche Stelle aus dem Briefe der Dem. Lucius v. 14. März: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius No. 64. lautet so: „Sie wissen doch, liebster Herr Professor, daß die Frau Generalin von Vitzthum hier in Dresden ist? Und ich weiß, daß das Fräulein Schönfeld ihre Tochter ist. Nun gut! Die Frau Generalin hat, vermuthlich durch Ihre Gütigkeit, theuerster Herr Professor, etwas von mir gehört, und die kleine Neugierigkeit gehabt, mich sehen zu wollen. Dieses hat Herr Zeis durch den Herrn Geh. Kriegsrath von Ponikau erfahren. Er selbst hat der Frau Generalin aufgewartet und von dieser Dame den Befehl für mich erhalten, daß ich zu ihr kommen sollte. Vorgestern habe ich also der Frau Generalin und zugleich dem Herrn Generale und dem Fräulein

jemals gekannt habe. Sie macht ihrem Geſchlechte nicht blos durch Verſtand, Geſchmack und Lebensart ſondern noch mehr durch Güte des Herzens, durch Religion und ein leutſeliges Betragen Ehre, und die Tochter iſt dieſer Mutter werth. Wenn Ihr Hof in Dresden viel ſolche Damen hat, ſo iſt er ohne Ausnahme der beſte, und wenn Sie, liebſte Lucius, den Beyfall und die Gewogenheit der Gräfin und ihrer Tochter haben, ſo können Sie mit ſich zufrieden ſeyn, wenn Sie auch hundert andern Damen nicht gefallen ſollten. Ich gehöre, ſtolz zu reden, zu dem Bitzthumiſchen Hauſe, kenne es durch einen vieljährigen Umgang und durch oftmaligen Aufenthalt in demſelben, genau, und habe nicht bloß ein Recht mehr, als andre, ſondern eine Pflicht, die Gräfin, als ein Beyſpiel der ehelichen und mütterlichen Tugenden Ihnen anzupreiſen. Wenn ich Ihnen endlich ſage, daß dieſe Mutter und Tochter mich mit einem beſondern Vertrauen beehren und mit großer Freundſchaft für mich beſorgt ſind, ſo wird es Ihnen wohl nicht ſchwer werden, beyde zu lieben und gleichſam in meinem Namen dankbar zu ſeyn. Vielleicht habe ich, wenn es meine Geſundheit erlaubt, das Vergnügen, die Frau Gräfin nach den Feyertagen in Welkau zu beſuchen, und da, hoffe ich, wird ſie mir viel Gutes von meiner Correſpondentin erzählen und mich loben. Sie hat auf ihren Gütern beynahe lauter Geiſtliche, die ſie auf mein Wort gewählet hat, treffliche

Schönfeld aufzuwarten die Gnade gehabt, und alle haben mir, einem ganz unbekannten Mädchen, mit einer Güte begegnet, die mir deſto unſchätzbarer iſt, da ich weiß, daß ich ſie keiner andern Urſache, als der Gewogenheit des verehrungswürdigſten Mannes, zuzuſchreiben habe. Ja die Frau Generalin war ſo gnädig mir zu befehlen, daß ich wiederkommen und einige von den Briefen mitbringen ſollte, womit Sie mich beehret haben, um ihr ſolche vorzuleſen. „Sie ſollen nicht gedruckt werden," ſetzte ſie hinzu. Aber, liebſter Herr Profeſſor, ich weis nicht ob ich gehorchen kann.")

und fromme Männer, die ſie in Ehren hält und als eine große Wohlthat von Gott anſieht. Meine Briefe an Sie, liebe Freundin, kann die Gräfin allerdings und vor allen andern leſen; aber ich fürchte, unſre Correſpondenz wird über lang oder kurz in die Hände der Welt fallen, und für dieſe iſt ſie doch nicht geführet worden. Herr Zeiſen, den ich herzlichſt grüße, können Sie ſagen, daß ihm Herr Krebel in wenig Tagen eine Collecte überbringen wird, die wir an unſerm Tiſche für den blinden Jüngling geſammelt haben. Sie würde größer ſeyn, wenn dieſe Herren nicht faſt täglich gutthätig wären; ja, ſie ſind es ohne Zeugen, und gute Herzen haben immer auch ihre eignen Lieblinge unter den Armen und Elenden. Leben Sie wohl und halten Sie zufriedne Feyertage, Sie und Ihr ganzes Haus.

Gellert.

---

## 287.

### An dieſelbe.

Welkau, den 20. Apr. 1763.

Liebſte Mademoiſelle!

Nur ein Wort. Der Graf Scheel, ein Däne, mein Freund und geweſener Schüler, ein vortreffliches Kind, der von hier auf Reiſen und über Dresden geht, der Sie nicht blos durch mich, ſondern durch ſeine Landsleute kennt, will Sie gern perſönlich kennen lernen. Damit Sie ihm und ſich und Ihren liebſten Eltern den Beſuch erleichtern, ſo bitten Sie Herr Zeiſen, daß er zu ihm geht und ihn auf einige Augenblicke in Ihr Haus bringt. Es wird Sie und Herr Zeiſen nicht gereuen; denn ich habe ſeit dreyßig Jahren nicht viel ſolcher junger Herren

gekannt. Ich ſchreibe dieſes in Welkau, bey Ihrer großen Gönnerin, der Gräfin Bitzthum, die ich auf etliche Tage beſucht habe. Dieſe Veränderung hat mir, Dank und Preis ſey Gott! nicht geſchadet, wie ich doch fürchten mußte. Ich bin größtentheils geritten, denn ich habe ein gutes, ſtilles, bequemes Pferd, ohne zu wiſſen, von wem ichs habe, ob von dem Prinzen Heinrich oder ſeinem Adjutanten, dem Herrn von Kalkreuter*); genug es iſt für mich das beſte Pferd und eine Wohlthat, die ich nicht verdienet habe. Leben Sie wohl! Die Gräfin lobt und liebt ſie, nebſt ihrer Tochter und der Mademoiſelle Paret.

Gellert.

Grüßen Sie Herr Zeiſen von Herzen von mir.

---

## 388.

### An dieſelbe.

Welkau, d. 22. Apr. 1763.

Liebſte Mademoiſelle!

Ich bin noch immer in Welkau, und Sie helfen itzt einen Theil meiner Nachmittagsbeſchäftigungen und Vergnügungen ausmachen, ohne daß Sie es wiſſen. Ich muß es Ihnen alſo aus Dankbarkeit erzählen. Vor etlichen Tagen ließ ich Ihre und meine Briefe aus Leipzig kommen und dieſe leſe ich von vier bis fünf Uhr vor. Meine Zuhörer ſind die Gräfin, ihre

*) (Dem nachherigen Feldmarſchall Friedr. Adolf Grafen v. Kalkreuth. Im J. 1778 trat er mit Caroline Schlegel, geb. Lucius, in Briefwechſel; ſ. Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur, Berlin 1839. Bd. 3, S. 78 ff.)

Tochter und Mademoiſelle Paret. Dieſes ſind die ordentlichen Zuhörer; denn die Mutter der Gräfin, der General Ponikau und M. Heyer*) gehören unter die außerordentlichen, die nicht allemal zugegen ſind. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie zufrieden die Frau Gräfin mit Ihren Briefen iſt. Ausnehmend zufrieden. Nunmehr, ſagte ſie noch vorgeſtern, habe ich die Lucius erſt recht lieb, da ich ſie aus Ihren Briefen kenne. Sie hat einen Charakter, wie ich ihn wünſche, und eine Art zu denken und zu ſchreiben, die ich ſelten bei einem Frauenzimmer wieder finden werde. Das iſt ein vortreffliches Mädchen, rief ſie laut, als ich Ihren Brief las, darinnen Sie den meinigen, der ſich, denke ich, anfängt: „Das waren harte Tage," beantworten.**) Ich will die Lobſprüche, die ſie Ihrem Herzen und Verſtande beylegt, nicht herſetzen, noch das, was ich dazu ſage, wenn die Gräfin Sie ſo herzlich, als ein einſichtsvolles und tugendhaftes, frommes Kind lobet; nein ich will es nicht thun, ob ich gleich Ihre Beſcheidenheit kenne. Sie wiſſen genug, um ſich erfreuen zu können, und erfreuen ſollen Sie ſich über den Beyfall guter Menſchen. Damit die Gräfin Ihnen einen Beweis ihrer Liebe gebe, ſo will ſie, wenn ſie nach Dresden geht, mein Portrait von Welkau mitnehmen, in Dresden von einem geſchickten Manne copiren laſſen und Ihnen ein Geſchenk mit der Copie machen. In der That hat ſie das wahreſte Portrait, das jemals von mir da geweſen iſt; das zwar nur mit Tuſche, aber mit großem Fleiße (der Maler war mein Freund und Schüler, der mich mit Thränen zwang, daß ich mich mußte malen laſſen) gemalet iſt. Dieſes zukünftige Geſchenk wird Ihnen, ich weiß es gewiß, doppelt angenehm ſeyn, und die Fräulein macht ſich ſchon eine Freude daraus, es Ihnen ſelbſt zu

*) (Nachmals mit J. A. Schlegel Herausgeber des 6. bis 9. Theils der Gellertſchen Werke.

**) (No. 245.)

überreichen. Auch muß ich Ihnen melden, meine beste Correspondentin, daß ich nunmehr Ihr Geschenk, Ihre Manschetten, trage, wenigstens kann ich sie alle Tage tragen, denn sie sind ganz zum Gebrauche fertig, und die Dankbarkeit wird es erfordern, daß ich sie zum mindesten alsdann anlege, wenn Sie nach Leipzig kommen, oder ich nach Dresden. Das mag auf heute genug seyn. Leben Sie wohl. Die Gräfin, die Fräulein und die Mademoiselle Paret grüßen Sie alle dreye herzlich.

Gellert.

P. S. Lesen Sie doch den beygelegten Brief einer meiner neuen Correspondentinnen, die ich eben so wenig von Person kenne, als die Mademoiselle Lucius. Ich glaube, es fehlt ihr, um recht schreiben zu lernen, nichts als Ihr Beyspiel, meine liebe Freundin, und Sie thäten vielleicht ein gutes Werk, wenn Sie sichs gefallen ließen, mit ihr Briefe zu wechseln. Ich bin zu träge und zu krank, um dieses Geschäft zu übernehmen, aber Ihnen ist das vielleicht eine Erholung, was mir eine Arbeit ist. Wenigstens weiß ich, daß Sie gern Gutes thun, und es williger thun, als daß Sie erst meiner Aufmunterung bedürften. Genug ich sehe nicht, wie ich dankbarer für die Achtung und das besondere Vertrauen, das mir die Mademoiselle Kirchhof bezeugt, seyn kann, als wenn ich derselben Ihre Bekanntschaft auswirke, und wer weiß, was für glückliche Wirkungen diese gestiftete Bekanntschaft auf viele Menschen noch lange nach meinem Tode hat. Denn wie viele danken mir nicht oft für die geringsten Dienste, die ihnen, wie sie sagen, viel genützet haben! Eine Wohlthat von Gott, deren ich unendlich zu geringe bin, und die mich zu einem desto sorgfältigern Gebrauche der günstigen Umstände, in die er mich ohne alle meine Würdigkeit gesetzt hat, anfeuern sollte. Gleichwohl fühle ich bey meiner gegenwärtigen Verfassung diesen Eifer so wenig, daß ich oft vor mir selber er-

ſchrecke. Aber ſo ſoll der Menſch Demuth lernen, und ſein eignes Nichts. Zugleich ſchicke ich Ihnen noch einen andern Brief einer meiner ältern Correſpondentinnen, einer vortrefflichen Dame, der Frau von Kamecke. Ich kann Ihnen Ihr Verdienſt nicht kürzer und nachdrücklicher beſchreiben, als wenn ich Ihnen ſage, daß ſie als Wittwe fünf Kinder ſelbſt ohne alle Beyhülfe mit der größten Sorgfalt und allen guten Eigenſchaften einer weiſen und arbeitſamen Mutter erzieht, mit der Frau von Beaumont im Briefwechſel ſteht, und dieſe zu dem Entſchluſſe gebracht hat, ſich von London nächſtens nach Berlin (ich ſähe es lieber, nach Dresden) zu wenden. Dieſe Dame hat mir, ohne daß ichs im Geringſten um ſie verdienet, ſehr wichtige und ganz freywillige Beweiſe der Freundſchaft und Hochachtung gegeben, und ſie iſt es werth, Ihnen durch mich bekannt zu werden. Izt lebt ſie in Berlin; vorher aber war ihr Aufenthalt in der Stadt Brandenburg. Es ſind nur wenig Monate, daß ich ſie habe von Perſon kennen lernen, denn ſie erwies mir auf einer Reiſe nach Erfurt die Ehre, ihren Weg über Leipzig zu nehmen und mich zweymal, weil ich krank war, zu beſuchen. Sie iſt ſelbſt kränklich und etwan 30 Jahr alt, auch wohl jünger; eine ſehr verſtändige und fromme Dame.

Das wird ein langes Poſtſcript. Nun, wenns kein Poſtſcript iſt, ſo ſey es ein zweyter Brief, ſo ſey es Freude und Wohlthat für mich, daß ich heute ſo viel ſchreiben kann. Denn geſtern Sonntags, meine liebe Freundin, kam ich krank aus der Kirche, fühlte einen meiner ſchrecklichſten Zufälle, und wagte es, ihm durch Faſten zuvorzukommen. Ich ging alſo zu Mittage nicht zur Tafel, aß keinen Biſſen des Abends, riß mich von der Stube los, ging um 3 Uhr aufs Filial in die Betſtunde, ſo ſchwach ich auch war, und ſiehe, wie groß iſt Gottes Güte! Mein traurigſter Zufall verlor ſich, ich konnte Abends eſſen, und habe weit beſſer geſchlafen, als ſonſt. Heute gäbe ich nun gern

die ganze Welt hin, wenn das Dankbarkeit wäre; so wie ich alles, alles auf Erden, um die völlige Befreyung von diesem harten Uebel mit Freuden, mit unaussprechlichen Freuden verlieren würde. Danken Sie Gott mit mir über diese Wohlthat, und lernen Sie an diesem Beyspiele, wie sichtbar und oft die Hand Gottes hilft. Wie lange ich noch in Welkau bleiben werde? Das kann ich Ihnen nicht sagen. Vielleicht gehe ich übermorgen nach Leipzig zurück. In der That habe ich hier alles, was ich wünschen kann, wenn ichs gleich nicht ganz zu genießen fähig bin. Die beste Wirthin, den besten Umgang, die größten und erlaubtesten Bequemlichkeiten, und am M. Heyern einen Prediger, als Sie ihn im ganzen Lande nicht oft finden werden. Wer dieser Heyer ist? Mein Freund, mein ehemaliger liebster Zuhörer, der Gräfin von mir empfohlen, ein würdiger, belehrter, frommer, und gleich einem Saurin eigenthümlich beredter Mann, der fast alle Gaben eines Redners besitzt, und dessen Herz seinen ganzen Ton zu einem Commentar seiner Reden macht, der allen Menschen verständlich und eindringend ist. Vermuthlich will ich dieses Blatt auch noch vollschreiben, weil ich Ihnen alles sage, was mir zu Herzen geht. Ist der Graf Scheel bey Ihnen gewesen? Grandison der jüngere, wenigstens dem guten und edlen Herzen nach, und auch dem Verhältnisse nach, daß er schon eine Byron hat, die ihm seine Stiefmutter (sie liebt ihn unglaublich) erzieht und in ihren Armen bis zu seiner Zurückkunft von Reisen bewahret. Wir haben also an unserm Tische zween Grafen verloren: ihn und seinen Freund, den Graf Heinrich Brühl, von dem ich Dresden und dem Vaterlande aus Erfahrung und mit Ueberzeugung sehr viel Gutes versprechen kann, und den ich auch herzlich und väterlich liebe. Es fehlt ihm nichts, als die Zeit der völligen Reife. Bei dem Herlesen Ihrer Briefe, meine gute Correspondentin, habe ich mich geschämt, daß ich Ihre Freundin, die Frau D. Haus-

ſchild ſo lange nicht habe grüßen laſſen. Thun Sie es auf die beſte und hochachtungsvollſte Art, und leben Sie immerdar mit Ihrem ganzen Hauſe wohl.

Gellert.

---

## 289.

### An dieſelbe.

L. d. 7. Mai 1763.

Liebſte Mademoiſelle!

Alſo iſt der Leipziger D. Stieglitz Ihr Vetter? Ja, das habe ich nicht gewußt, und mich deswegen ſehr geſchämet, als er mich bey der Ueberbringung Ihres Briefs, noch über meinem Irrthume antraf, daß er Ihr Vetter war, und nicht der Unbekannte, den ich mir unter ſeinem Namen ſeit der Zeit des geleſenen und verbotenen Emils vorgeſtellet hatte. Der Mann kam mir bey ſeinem Beſuche unruhig vor. Was fehlet ihm? Ich denke, ein Amt mit Arbeit, und eine Frau mit Verſtand und gutem frohen Herzen. Möchte ich ihm doch beydes verſchaffen können! Und Ihr zweyter Stieglitz, der Lieutenant, ja liebſte Freundin, der iſt mir ſehr wohl bekannt, der iſt mein Schüler nach dem Willen ſeines ſeligen Vaters ganz beſonders geweſen, und ich muß ihn lieben, da mir alle Menſchen, die ihn in der Campagne gekannt, viel Gutes von ihm erzählet haben. Noch unlängſt hat mir ihn ein gewiſſer Hauptmann Wiedemann, den ich in Welkau kennen lernen, als einen geſetzten, ordentlichen und exemplariſchen Soldaten beſchrieben, und wie ſehr habe ich mich über das Gemälde eines Sohnes erfreut, in dem ich verſchiedne Lineamenten des Vaters deutlich zu erblicken glaubte. O der Vater Stieglitz, beſte ſeiner Nieçen, das war ein herrlicher Mann; ein weiſer, chriſtlicher, herzhafter, patrio-

tiſcher, arbeitſamer, verdienſtvoller Mann; ein Beyſpiel alter Treue, verſtändiger Einfalt und bejahrter Rechtſchaffenheit von Jugend auf; der ehrwürdigſte Greis, deſſen ſich mein Herz erinnern kann, und ein Vater ſeiner Bürger, die ihn noch lieben und ſein Gedächtniß nicht ſelten mit Thränen der Dankbarkeit und Ehrfurcht ſegnen, davon ich ſelbſt ein Zeuge bin. Gott wird den Segen dieſes frommen Vaters nie von ſeinen Kindern, nie von ſeinem jüngſten Sohne (den er vorzüglich liebte, und ſelbſt damals noch liebte, als er nicht ganz Urſache hatte, mit ihm zufrieden zu ſeyn) weichen laſſen, und Sie, gute Lucius, müſſen ſich der Ehre und der Wohlthat, einen ſolchen Onkel gehabt zu haben, nie ohne Freude und Ermunterung erinnern. Das thun Sie auch, ich weiß es, denn Sie ſchätzen ja die Verdienſte an den Fremden, an dem guten Duncan *), dem Dänen z. E., der Sie kennen zu lernen geſucht und verdient hat; ein eignes Original der Gutherzigkeit, Beſcheidenheit und Zufriedenheit. Wenn er Hofrath in Kopenhagen wäre, und Sie wollten mit ihm über die See gehen, ſo, denke ich, hätte ich nichts dawider. Nunmehr wird der liebe Graf Scheel an Ihrem kleinen Hofe (denn bald wird Ihr Haus das beſchwerliche Glück des Hofes haben) präſentirt worden ſeyn, und ohne Ihre Antwort abzuwarten ſage ich mir in Ihrem Namen für ſeine Bekanntſchaft Dank. Es müſſe dieſen guten Dänen allen immerdar wohlgehen! Noch habe ich, beredte Correſpondentin, kein Wort auf Ihren Dreybogen Brief vom 29. May geſagt; aber ſo lang er iſt, habe ich ihn doch ſchon zweymal geleſen, und dieſe Verſicherung iſt ja eine Art von Beantwortung, die Ihnen nicht mißfallen kann. Der Maler, deſſen Gemälde Sie aus der Hand der Gräfin erwarten, und dem Sie blos in Ge-

*) (Herr von Duncan, Führer der Grafen Scheel und Moltke; nachher bey dem Zoll zu Bergen in Norwegen angeſtellt. S. Anm. zu No. 69 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

danken werden danken müſſen, hieß Mylius, und ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre durch die Schuld des Kriegs, bedauert von mir und allen, die ſein gutes Herz und ſein fähiges Genie kannten. Er ſtarb, ſonderbar zum Tode verſehen. Als er nehmlich gegen Abend vom Lande zu Fuße zurückkam, wo er einen Geiſtlichen, ſeinen Freund, beſucht hatte, und von der Wache unter dem Thore gefragt wurde, wer er wäre, gab er erſchrocken zur Antwort, ein Student — ein Zeichenmeiſter. — Kurz, er ſoll einen Paß, den er nicht hat, vorzeigen, und er wird von der Wache zu dem damaligen Commandanten, dem General Hauſen, einem ſonderbaren, heftigen, hitzigen, aber ſonſt ehrlichen Manne, geführt. „Ihr ſeyd alſo der Zeichenmeiſter, „(ſchreyt ihn der General in der niedrigſten Sprache des Sol„daten an) der mir die Stadt hat abzeichnen wollen? An den „Galgen mit euch! führt ihn in die Wache.“ Aus dieſer ward er zwar durch die Fürbitte der ſel. Herzogin von Curland, die ihn lieb hatte, nach vier und zwanzig Stunden befreyt; allein er fiel, vermuthlich durch das Schrecken zum Tode erſchüttert, wenige Tage darauf in eine hitzige Krankheit, an der er den neunten Tag ſtarb. Gott habe ihn ſelig! Und er hat ihn gewiß ſelig; denn er war ein frommes Kind. Traurige Geſchichte, werden Sie ſagen, und bald darzu denken: Aber was iſt der traurigſte Tod, der ein Uebergang in eine ſelige Ewigkeit wird? Genug, dieſer Ihr Maler verdienet Ihr Andenken wegen ſeines Charakters und, wenn Sie wollen, auch wegen ſeines Gemäldes von mir. Die Frau Gräfin geht morgen nebſt Ihrem Gemahle wieder von hier nach Welkau und nimmt mich vielleicht mit- wenn ich kann und will. Der Mademoiſelle Kirchhof habe ich ihr bevorſtehendes Correſpondenz-Glück bereits angekündigt. Leben Sie wohl.

Gellert.

. . . . . .

## 290.

### An dieselbe.

Welkau, d. 16. Mai 1763.

Liebste Freundin!

Ich bin seit Sonnabends Vormittags wieder in Welkau, und die Geschichte dieser zweymal vier und zwanzig Stunden (es ist heute Montags um zehn Uhr) würde, wenn ich sie Ihnen beschreiben wollte, die Geschichte eines sehr kranken Mannes seyn! Aber ich wills auch nicht thun. Ich will nicht über diese beiden der traurigsten meiner Tage klagen; sie sind ja, Gott sey Dank, unendlich Dank, vorbey, und ich genieße diesen Morgen die Wohlthat einiger Erleichterung. Eine Stunde, und darüber, habe ich lesen können. Eine, um weder ganz beschäftigt, noch ganz müßig zu seyn, will ich zu Briefen anwenden. In der That habe ich Ihnen nichts zu sagen, wenn ich nicht von mir selber reden will. Allein ich kann ja von dem Orte reden, an dem ich wohne. Freylich kennen Sie meinen Wirth, die Gräfin, die Fräulein und die Mademoiselle Paret schon, und dieses sind die Hauptpersonen. Aber Sie kennen ja das Schloß nicht, wo ich lebe, und den Garten nicht, in dem ich krank und gesund gehe. Mit dem Schlosse wird mirs nicht gut glücken, liebe Correspondentin; denn es ist so groß, daß ichs selbst nicht ganz kenne und oft in der Gefahr stehe, das Zimmer unter funfzig oder sechzigen nicht finden zu können, das mir ein wie allemal gehört. Indessen stellen Sie sich ein großes, massives, ins Viereck, zu Anfange dieses Jahrhunderts von einem guten Italienischen Baumeister erbautes Gebäude, zwey Geschoß hoch, mit Souterrains, sehr hellem Hofe, mit unglaublich vielen, größtentheils trefflich, durchgängig gut meublirten hohen Zimmern und einem prächtigen Salon vor, so haben Sie unser

Schloß. An die Seite des Corps de Logis stößt der Garten, an den einen Flügel ein kleines Wäldchen, die Wohnung der Nachtigallen und aller guten Vögel, die singen können, und hier wohne ich, mit einem Teiche und einem Theile der Allee umgeben. Die andern beiden Seiten haben Teiche, Wiesen, das Dorf, die Kirche und einen Theil des Gartens und die Wirthschaftsgebäude zur Aussicht. Kurz, wir haben so viel Platz, daß zu Anfange des Kriegs die ganze Sächsische Generalität in diesem Schlosse hat wohnen und jedes für sich klagen und exerciren und Ball geben können. Der Garten ist nach dem großen Garten in Dresden wirklich der größte, den ich gesehn habe, und ehe ich drey große Hauptalleen, und zwo in der Breite, zwo treffliche Bogengänge, und ein Lindenstück von zwölf Alleen — kurz, ehe ich zwölfhundert Linden durchgehe, so muß ich alle meine Kräfte mehr als einmal daran wagen. Indessen halte ich mich am meisten in den Cabinetten von wilden Bäumen auf; denn wer hört nicht gern die Nachtigallen? Aus diesen schleiche ich in den Obstgarten, und dann in den Küchengarten, immer in Sorgen, ob ich mich auch wieder zurückfinden werde, wenn ich allein gehe; denn meistens gehe ich mit der Gräfin, und meistens reden wir etwas Gutes, daß ich die Mühe des Gehens nicht sehr fühle. Und doch macht mich weder dieses Schloß, noch dieser Garten, noch die Sorgfalt meiner Wirthin und ihrer Tochter gesünder, als mein Garten im schwarzen Brete, der nur zwölf Schritte groß ist.

Dienstags, den 17. May.

Als ich heute meine trockne Geschichte wieder durchlas, so zweifelte ich, ob ich nicht etwas Nützlicheres würde gethan haben, wenn ich zu meiner Bewegung in dem Schlosse oder in dem Garten auf- und abgegangen wäre, als daß ich Sie, meine gute Correspondentin, mit der Länge und Breite des einen und

andern langweilig unterhalten hätte. Ich ſahe, wie krank ich geſtern noch geweſen ſeyn mußte, wie arm an Gedanken, und wie begierig, mir beides durch das Schreiben zu verbergen, und um dieſer Entdeckung willen, ſoll mir mein angefangener Brief noch lieb ſeyn, und mich Dankbarkeit lehren, wenn ich heute geſünder, oder, welches doch eben ſo wohl ſeyn könnte, nicht noch kränker bin als geſtern. In der That, ich bin ziemlich entſchloſſen, heute wieder nach Leipzig zurück zu kehren, und dieß iſt eben kein gutes Kennzeichen; denn Niemand vertreibt mich, als ich mich ſelbſt. Der Herr General, der Morgen früh von hier nach Dresden geht, nähme mich gern mit; aber ich denke nur an das ſchwarze Bret, nur an die Länge der drey Meilen bis dahin, und das iſt auch kein gutes Kennzeichen. Indeſſen kann doch der General, anſtatt mich, dieſen Brief mitnehmen, und darum will ich ihn ſchließen, ſo gut ich kann, kein Wort mehr von dem Garten und Schloſſe, noch von den Wirthſchaftsgebäuden, der Anzahl der Pferde, Kühe, Zugochſen und Schafe, nicht von der Menge der Frohndienſte reden, ſondern von der Liebe und Hochächtung, welche die Gräfin und ihre Tochter für Sie haben und mit der ſie ſich Ihrer oft erinnnern. Genug, ſo leer auch dieſer Brief für ſich iſt, ſo muß er Ihnen doch eine Verſicherung ſeyn, daß ich auch krank noch gern an Sie ſchreibe, und ſchreibe, ohne Ihnen eine Antwort ſchuldig zu ſeyn, das vielleicht ſelten geſchehen iſt. Leben Sie wohl, meine Freundin, mit allen den Ihrigen.

Gellert.

## 291 *).

### An dieselbe.

L. d. 25. Aug. 1763.

Liebste Freundin!

Freuen Sie sich mit mir, o freuen Sie sich! Ich bin, (und das sey Gott im Himmel gedanket!) nach sieben langen Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger, obgleich nicht gesünder, angelanget. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich nach dem Ausspruche der Aerzte meiner Gesundheit und also meinem Gewissen schuldig war; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Cur oder andrer Mittel zu meiner Erleichterung zu segnen, so ist es unendliche Wohlthat! Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz oder zum Theil zu befreyen, so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen, und zu meinem Besten es anzuwenden, und auch dieses ist unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht das Erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrlich. — — Eins der ersten Vergnügen, das bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber und langer Brief **), für den ich Ihnen, meine Freundin, herzlichst danke. Ja, ich weiß es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben, und

*) (In dem Abdrucke dieses Briefes, der sich in Gellerts Leben von Cramer (Gs. Werke, 1774. Th. 10, S. 136 ff.) findet, ist mehreres weggelassen und verändert, die Namen der Personen sind nur durch die Anfangsbuchstaben angedeutet. Vollständig erschien er erst in dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, aus welchem er hier mitgetheilt ist.)

**) (Vom 4—9. Aug.: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, No. 76.)

ich habe darum eine Pflicht mehr, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie Sie's nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Carlsbade machten? — Eine umständliche Erzählung? Das wird schwer halten. Und was würden Sie Merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre, acht, zehn, auch funfzehn Becher warmes Wasser im Freyen getrunken, bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte, nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte spazieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bei Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwey Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert und denen mich Preis gegeben hätte, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe und großer Bewunderung mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentin, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel Merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades lesen; denn der Nachmittag (das Trinken des Brunnens ausgenommen) war immer, wie der Vormittag, beschwerlicher Müßiggang, Unterredung von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladun-

gen zur Tafel, die ich abſchlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze ſchmachten mußte. Die Nacht, welche Wohlthat! war noch der beſte Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich ſchon vor zehn Jahren viel tauſend Thränen auf den höchſten Bergen, von allen Menſchen ungeſehen, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntſchaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoiſelle, aber nicht beſchreiben. Eine meiner erſten und liebſten Bekanntſchaften war der Mann, den ich ſchon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem beſondern Charakter; ernſthaft, beſcheiden, halb traurig, faſt wie ich; der wenig redte, faſt wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von ſeinen Thaten, wenig vom Kriege ſprach, der aufmerkſam zuhörte und in ſeinem ganzen Betragen, in ſeiner Art ſich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anſtändigkeit zeigte, die in ſeinen Reden herrſchte. Er iſt nicht groß von Perſon, aber wohl gewachſen; hager, aber weniger, als ich; hat nachſinnende, tief im Kopfe eingeſchloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, faſt wie ich, und etwas röthliche Augenbraunen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unſers traurigen Weſens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unſers Ruhms machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er ſich vor mir fürchten, ſo wie ich mich vor ihm. O, ſagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme oft gern zu Ihnen! aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fieng er an: Sagen Sie mir nur, Herr Profeſſor, wie es möglich iſt, daß Sie ſo viel Bücher haben ſchreiben können, und ſo viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe. — Das will ich Ihnen wohl ſagen, antwortete ich: Aber ſagen Sie mir erſt, Herr General, wie es möglich iſt, daß Sie

die Schlacht bey ....*) die Schlacht bey Cunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können. Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erstemal herzlich lachen sehen; sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eignen Wein kommen, ließ mich vom Herzen heraus reden und redte selbst so, ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unsrer Kirche! Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles bey ihm den Mangel an Wissenschaften. Ueber dieses liest er auch gern. Was gebe ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen itzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudonschen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren ließe. Er möchte gern noch etwas lernen. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee und niemand störte uns alsdenn. — Unser Abschied war sehr kurz — Was ich Ihnen itzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen — — Leben Sie wohl — ich werde an Sie schreiben. — —

*) Hier hatte Gellert selbst einen leeren Raum in seinem Briefe gelassen. Ebert.

Leben Sie auch wohl, liebſter Herr General. Gott beſchütze Sie und ſegne Sie, Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? Den Grafen Uhlefeld, Oberhofmeiſter der Kaiſerin und erſten Miniſter, einen einſichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch ſehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwieſen und mich durch nichts beleidigt hat, als daß er ſchwer hörte und ich ſehr ſchreyen mußte, wenn er mit mir ſprach. Ich habe nur einmal, aber am beſten im Carlsbade, bey ihm gegeſſen. An meinem Teller lag ein geſchriebner Zeddel, den ich für eine Zeitung hielt. Als ich Wein forderte, wurde ich auf dieſen Zeddel verwieſen, und, o wie erſchrak ich, als ich etliche zwanzig Nummern Wein fand. Der erſte, rief ich, der beſte; denn bey dem Brunnen ſoll man nicht viel leſen. Als der Graf aus dem Bade gieng, ſchickte er mir vier Bouteillen Tokayer und ſechs Bouteillen Burgunder; ein Geſchenk, das mir ziemlich gleichgültig geweſen ſeyn würde, wenn mein eigner mitgenommener Landwein nicht halb abgeſtanden geweſen wäre. Um Ihnen einen Beweis meiner guten Wirthſchaft zu geben, muß ich Ihnen im Vorbeygehen ſagen, daß ich von dem Tokayer drey Bouteillen und von dem Burgunder zwo mit nach Leipzig gebracht habe, und von ſechs Bouteillen Ungariſchen, die ich aus den guten Händen der Gräfin Vitzthum erhalten, auch zwo oder drey. Gleichwohl habe ich noch in Wieſenthal und in Annaberg meine gütigen Wirthe mit Wein beſchenket und einen halbkranken Hauptmann in dem letzten Wirthshauſe damit curiret. Doch meine Sparſamkeit iſt lange nicht ſo merkwürdig, als meine Kunſt, dieſe Weine (ich muß es ehrlich ſagen, ich hatte auch zwo Bouteillen Rheinwein, die mir der Geheimderath Keſſel zur Reiſe geſchicket, bey mir) unverletzt über die ſchrecklichſten Berge zu bringen, eine Bouteille ausgenommen, die zerbrach.

Der Graf Thun, des vorigen Schwiegerſohn, ein junger,

tischer, arbeitsamer, verdienstvoller Mann; ein Beyspiel alter Treue, verständiger Einfalt und bejahrter Rechtschaffenheit von Jugend auf; der ehrwürdigste Greis, dessen sich mein Herz erinnern kann, und ein Vater seiner Bürger, die ihn noch lieben und sein Gedächtniß nicht selten mit Thränen der Dankbarkeit und Ehrfurcht segnen, davon ich selbst ein Zeuge bin. Gott wird den Segen dieses frommen Vaters nie von seinen Kindern, nie von seinem jüngsten Sohne (den er vorzüglich liebte, und selbst damals noch liebte, als er nicht ganz Ursache hatte, mit ihm zufrieden zu seyn) weichen lassen, und Sie, gute Lucius, müssen sich der Ehre und der Wohlthat, einen solchen Onkel gehabt zu haben, nie ohne Freude und Ermunterung erinnern. Das thun Sie auch, ich weiß es, denn Sie schätzen ja die Verdienste an den Fremden, an dem guten Duncan *), dem Dänen z. E., der Sie kennen zu lernen gesucht und verdient hat; ein eignes Original der Gutherzigkeit, Bescheidenheit und Zufriedenheit. Wenn er Hofrath in Kopenhagen wäre, und Sie wollten mit ihm über die See gehen, so, denke ich, hätte ich nichts dawider. Nunmehr wird der liebe Graf Scheel an Ihrem kleinen Hofe (denn bald wird Ihr Haus das beschwerliche Glück des Hofes haben) präsentirt worden seyn, und ohne Ihre Antwort abzuwarten sage ich mir in Ihrem Namen für seine Bekanntschaft Dank. Es müsse diesen guten Dänen allen immerdar wohlgehen! Noch habe ich, beredte Correspondentin, kein Wort auf Ihren Dreybogen Brief vom 29. May gesagt; aber so lang er ist, habe ich ihn doch schon zweymal gelesen, und diese Versicherung ist ja eine Art von Beantwortung, die Ihnen nicht mißfallen kann. Der Maler, dessen Gemälde Sie aus der Hand der Gräfin erwarten, und dem Sie blos in Ge-

*) (Herr von Duncan, Führer der Grafen Scheel und Moltke; nachher bey dem Zoll zu Bergen in Norwegen angestellt. S. Anm. zu No. 69 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

danken werden danken müſſen, hieß Mylius, und ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre durch die Schuld des Kriegs, bedauert von mir und allen, die ſein gutes Herz und ſein fähiges Genie kannten. Er ſtarb, ſonderbar zum Tode verſehen. Als er nehmlich gegen Abend vom Lande zu Fuße zurückkam, wo er einen Geiſtlichen, ſeinen Freund, beſucht hatte, und von der Wache unter dem Thore gefragt wurde, wer er wäre, gab er erſchrocken zur Antwort, ein Student — ein Zeichenmeiſter. — Kurz, er ſoll einen Paß, den er nicht hat, vorzeigen, und er wird von der Wache zu dem damaligen Commandanten, dem General Hauſen, einem ſonderbaren, heftigen, hitzigen, aber ſonſt ehrlichen Manne, geführt. „Ihr ſeyd alſo der Zeichenmeiſter, „(ſchreyt ihn der General in der niedrigſten Sprache des Sol„daten an) der mir die Stadt hat abzeichnen wollen? An den „Galgen mit euch! führt ihn in die Wache.“ Aus dieſer ward er zwar durch die Fürbitte der ſel. Herzogin von Curland, die ihn lieb hatte, nach vier und zwanzig Stunden befreyt; allein er fiel, vermuthlich durch das Schrecken zum Tode erſchüttert, wenige Tage darauf in eine hitzige Krankheit, an der er den neunten Tag ſtarb. Gott habe ihn ſelig! Und er hat ihn gewiß ſelig; denn er war ein frommes Kind. Traurige Geſchichte, werden Sie ſagen, und bald darzu denken: Aber was iſt der traurigſte Tod, der ein Uebergang in eine ſelige Ewigkeit wird? Genug, dieſer Ihr Maler verdienet Ihr Andenken wegen ſeines Charakters und, wenn Sie wollen, auch wegen ſeines Gemäldes von mir. Die Frau Gräfin geht morgen nebſt Ihrem Gemahle wieder von hier nach Welkau und nimmt mich vielleicht mit- wenn ich kann und will. Der Mademoiſelle Kirchhof habe ich ihr bevorſtehendes Correſpondenz-Glück bereits angekündigt. Leben Sie wohl.

Gellert.

. . . . . .

## 290.

### An dieselbe.

Welkau, d. 16. Mai 1763.

Liebste Freundin!

Ich bin seit Sonnabends Vormittags wieder in Welkau, und die Geschichte dieser zweymal vier und zwanzig Stunden (es ist heute Montags um zehn Uhr) würde, wenn ich sie Ihnen beschreiben wollte, die Geschichte eines sehr kranken Mannes seyn! Aber ich wills auch nicht thun. Ich will nicht über diese beiden der traurigsten meiner Tage klagen; sie sind ja, Gott sey Dank, unendlich Dank, vorbey, und ich genieße diesen Morgen die Wohlthat einiger Erleichterung. Eine Stunde, und darüber, habe ich lesen können. Eine, um weder ganz beschäftigt, noch ganz müßig zu seyn, will ich zu Briefen anwenden. In der That habe ich Ihnen nichts zu sagen, wenn ich nicht von mir selber reden will. Allein ich kann ja von dem Orte reden, an dem ich wohne. Freylich kennen Sie meinen Wirth, die Gräfin, die Fräulein und die Mademoiselle Paret schon, und dieses sind die Hauptpersonen. Aber Sie kennen ja das Schloß nicht, wo ich lebe, und den Garten nicht, in dem ich krank und gesund gehe. Mit dem Schlosse wird mirs nicht gut glücken, liebe Correspondentin; denn es ist so groß, daß ichs selbst nicht ganz kenne und oft in der Gefahr stehe, das Zimmer unter funfzig oder sechzigen nicht finden zu können, das mir ein wie allemal gehört. Indessen stellen Sie sich ein großes, massives, ins Viereck, zu Anfange dieses Jahrhunderts von einem guten Italienischen Baumeister erbautes Gebäude, zwey Geschoß hoch, mit Souterrains, sehr hellem Hofe, mit unglaublich vielen, größtentheils trefflich, durchgängig gut meublirten hohen Zimmern und einem prächtigen Salon vor, so haben Sie unser

Schloß. An die Seite des Corps de Logis ſtößt der Garten, d den einen Flügel ein kleines Wäldchen, die Wohnung der Nac tigallen und aller guten Vögel, die ſingen können, und hi wohne ich, mit einem Teiche und einem Theile der Allee un geben. Die andern beiden Seiten haben Teiche, Wieſen, d Dorf, die Kirche und einen Theil des Gartens und die Wirt ſchaftsgebäude zur Ausſicht. Kurz, wir haben ſo viel Platz, d zu Anfange des Kriegs die ganze Sächſiſche Generalität in d ſem Schloſſe hat wohnen und jedes für ſich klagen und exercir und Ball geben können. Der Garten iſt nach dem großen Ga ten in Dresden wirklich der größte, den ich geſehn habe, u ehe ich drey große Hauptalleen, und zwo in der Breite, zu trefliche Bogengänge, und ein Lindenſtück von zwölf Alleen · kurz, ehe ich zwölfhundert Linden durchgehe, ſo muß ich a meine Kräfte mehr als einmal daran wagen. Indeſſen halte i mich am meiſten in den Cabinetten von wilden Bäumen au denn wer hört nicht gern die Nachtigallen? Aus dieſen ſchlei ich in den Obſtgarten, und dann in den Küchengarten, imm in Sorgen, ob ich mich auch wieder zurückfinden werde, wei ich allein gehe; denn meiſtens gehe ich mit der Gräfin, u meiſtens reden wir etwas Gutes, daß ich die Mühe des Gehe nicht ſehr fühle. Und doch macht mich weder dieſes Schloß, no dieſer Garten, noch die Sorgfalt meiner Wirthin und ihr Tochter geſünder, als mein Garten im ſchwarzen Brete, d nur zwölf Schritte groß iſt.

Dienſtags, den 17. May.

Als ich heute meine trockne Geſchichte wieder durchlas, zweifelte ich, ob ich nicht etwas Nützlicheres würde gethan h ben, wenn ich zu meiner Bewegung in dem Schloſſe oder i dem Garten auf- und abgegangen wäre, als daß ich Sie, mei gute Correſpondentin, mit der Länge und Breite des einen un

andern langweilig unterhalten hätte. Ich sahe, wie krank ich gestern noch gewesen seyn mußte, wie arm an Gedanken, und wie begierig, mir beides durch das Schreiben zu verbergen, und um dieser Entdeckung willen, soll mir mein angefangener Brief noch lieb seyn, und mich Dankbarkeit lehren, wenn ich heute gesünder, oder, welches doch eben so wohl seyn könnte, nicht noch kränker bin als gestern. In der That, ich bin ziemlich entschlossen, heute wieder nach Leipzig zurück zu kehren, und dieß ist eben kein gutes Kennzeichen; denn Niemand vertreibt mich, als ich mich selbst. Der Herr General, der Morgen früh von hier nach Dresden geht, nähme mich gern mit; aber ich denke nur an das schwarze Bret, nur an die Länge der drey Meilen bis dahin, und das ist auch kein gutes Kennzeichen. Indessen kann doch der General, anstatt mich, diesen Brief mitnehmen, und darum will ich ihn schließen, so gut ich kann, kein Wort mehr von dem Garten und Schlosse, noch von den Wirthschaftsgebäuden, der Anzahl der Pferde, Kühe, Zugochsen und Schafe, nicht von der Menge der Frohndienste reden, sondern von der Liebe und Hochachtung, welche die Gräfin und ihre Tochter für Sie haben und mit der sie sich Ihrer oft erinnnern. Genug, so leer auch dieser Brief für sich ist, so muß er Ihnen doch eine Versicherung seyn, daß ich auch krank noch gern an Sie schreibe, und schreibe, ohne Ihnen eine Antwort schuldig zu seyn, das vielleicht selten geschehen ist. Leben Sie wohl, meine Freundin, mit allen den Ihrigen.

Gellert.

## 291 *).

### An dieselbe.

L. d. 25. Aug. 1763.

Liebste Freundin!

Freuen Sie sich mit mir, o freuen Sie sich! Ich bin, (und das sey Gott im Himmel gedanket!) nach sieben langen Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger, obgleich nicht gesünder, angelanget. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich nach dem Ausspruche der Aerzte meiner Gesundheit und also meinem Gewissen schuldig war; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Cur oder andrer Mittel zu meiner Erleichterung zu segnen, so ist es unendliche Wohlthat! Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz oder zum Theil zu befreyen, so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen, und zu meinem Besten es anzuwenden, und auch dieses ist unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht das Erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrlich. — — Eins der ersten Vergnügen, das bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber und langer Brief **), für den ich Ihnen, meine Freundin, herzlichst danke. Ja, ich weiß es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben, und

*) (In dem Abdrucke dieses Briefes, der sich in Gellerts Leben von Cramer (Gs. Werke, 1774. Th. 10, S. 136 ff.) findet, ist mehreres weggelassen und verändert, die Namen der Personen sind nur durch die Anfangsbuchstaben angedeutet. Vollständig erschien er erst in dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, aus welchem er hier mitgetheilt ist.)

**) (Vom 4—9. Aug.: Briefw. Gs. mit Dem. Lucius, No. 76.)

ich habe darum eine Pflicht mehr, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie Sie's nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Carlsbade machten? — Eine umständliche Erzählung? Das wird schwer halten. Und was würden Sie Merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre, acht, zehn, auch funfzehn Becher warmes Wasser im Freyen getrunken, bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte, nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte spazieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bei Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwey Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert und denen mich Preis gegeben hätte, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe und großer Bewunderung mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentin, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel Merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades lesen; denn der Nachmittag (das Trinken des Brunnens ausgenommen) war immer, wie der Vormittag, beschwerlicher Müßiggang, Unterrehung von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladun-

gen zur Tafel, die ich abſchlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze ſchmachten mußte. Die Nacht, welche Wohlthat! war noch der beſte Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich ſchon vor zehn Jahren viel tauſend Thränen auf den höchſten Bergen, von allen Menſchen ungeſehen, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntſchaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoiſelle, aber nicht beſchreiben. Eine meiner erſten und liebſten Bekanntſchaften war der Mann, den ich ſchon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem beſondern Charakter; ernſthaft, beſcheiden, halb traurig, faſt wie ich; der wenig redte, faſt wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von ſeinen Thaten, wenig vom Kriege ſprach, der aufmerkſam zuhörte und in ſeinem ganzen Betragen, in ſeiner Art ſich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anſtändigkeit zeigte, die in ſeinen Reden herrſchte. Er iſt nicht groß von Perſon, aber wohl gewachſen; hager, aber weniger, als ich; hat nachſinnende, tief im Kopfe eingeſchloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, faſt wie ich, und etwas röthliche Augenbraunen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unſers traurigen Weſens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unſers Ruhms machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er ſich vor mir fürchten, ſo wie ich mich vor ihm. O, ſagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme oft gern zu Ihnen! aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fieng er an: Sagen Sie mir nur, Herr Profeſſor, wie es möglich iſt, daß Sie ſo viel Bücher haben ſchreiben können, und ſo viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie ſo anſehe. — Das will ich Ihnen wohl ſagen, antwortete ich: Aber ſagen Sie mir erſt, Herr General, wie es möglich iſt, daß Sie

die Schlacht bey ....*) die Schlacht bey Cunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können. Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erstemal herzlich lachen sehen; sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eignen Wein kommen, ließ mich vom Herzen heraus reden und redte selbst so, ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unsrer Kirche! Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles bey ihm den Mangel an Wissenschaften. Ueber dieses liest er auch gern. Was gebe ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen itzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudonschen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren ließe. Er möchte gern noch etwas lernen. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee und niemand störte uns alsdenn. — Unser Abschied war sehr kurz — Was ich Ihnen itzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen — — Leben Sie wohl — ich werde an Sie schreiben. — —

*) Hier hatte Gellert selbst einen leeren Raum in seinem Briefe gelassen. Ebert.

Leben Sie auch wohl, liebster Herr General. Gott beschütze Sie und segne Sie, Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? Den Grafen Uhlefeld, Oberhofmeister der Kaiserin und ersten Minister, einen einsichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch sehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwiesen und mich durch nichts beleidigt hat, als daß er schwer hörte und ich sehr schreyen mußte, wenn er mit mir sprach. Ich habe nur einmal, aber am besten im Carlsbade, bey ihm gegessen. An meinem Teller lag ein geschriebner Zeddel, den ich für eine Zeitung hielt. Als ich Wein forderte, wurde ich auf diesen Zeddel verwiesen, und, o wie erschrak ich, als ich etliche zwanzig Nummern Wein fand. Der erste, rief ich, der beste; denn bey dem Brunnen soll man nicht viel lesen. Als der Graf aus dem Bade gieng, schickte er mir vier Bouteillen Tokayer und sechs Bouteillen Burgunder; ein Geschenk, das mir ziemlich gleichgültig gewesen seyn würde, wenn mein eigner mitgenommener Landwein nicht halb abgestanden gewesen wäre. Um Ihnen einen Beweis meiner guten Wirthschaft zu geben, muß ich Ihnen im Vorbeygehen sagen, daß ich von dem Tokayer drey Bouteillen und von dem Burgunder zwo mit nach Leipzig gebracht habe, und von sechs Bouteillen Ungarischen, die ich aus den guten Händen der Gräfin Vitzthum erhalten, auch zwo oder drey. Gleichwohl habe ich noch in Wiesenthal und in Annaberg meine gütigen Wirthe mit Wein beschenket und einen halbkranken Hauptmann in dem letzten Wirthshause damit curiret. Doch meine Sparsamkeit ist lange nicht so merkwürdig, als meine Kunst, diese Weine (ich muß es ehrlich sagen, ich hatte auch zwo Bouteillen Rheinwein, die mir der Geheimerath Kessel zur Reise geschicket, bey mir) unverletzt über die schrecklichsten Berge zu bringen, eine Bouteille ausgenommen, die zerbrach.

Der Graf Thun, des vorigen Schwiegersohn, ein junger,

gutherziger, und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröffnete ſich die Bekanntſchaft bey mir durch ein Compliment, das er mir von einem gewiſſen Herrn von Sonnenfels aus Wien brachte. Den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von Sonnenfels hätte wiſſen können, daß ich ins Bad kommen würde. Ach, ſagte er, es war eine Fabel. Ich wollte geſchwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und machte eine Lügen; denn wie wir Laudon in Wien nachgelaufen ſind, ſo laufen wir Ihnen hier nach. — Niemand hat mich ſo oft beſucht, als dieſer Graf Thun, Niemand mir ſo viel kleine tägliche Dienſte gethan und andere ſo ſehr für mich eingenommen, als er. Er wunderte ſich oft, daß ich ihn ſo wohl leiden könnte. Ich werde das alles, fing er an, meiner Kaiſerin ſagen, jede Freundſchaft, die Sie mir erwieſen haben, und das wird mir viel Anſehen geben. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig ſchicken ſollte. Aber wozu, Herr Graf? Sie haben ſie ja alle, oder können ſie, wie Sie mir ſelbſt geſagt haben, alle in Wien bekommen. Das iſt wahr, Herr Profeſſor; aber ich will ſie von Ihnen haben, damit ich ſie von Ihnen habe, und damit ich Ihnen danken und an Sie ſchreiben kann. Als er von mir Abſchied genommen, fing es heftig zu regnen an. Nun, ſprach er, das iſt mir ſehr lieb, daß es regnet: ſo kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke warten, ohne daß es unhöflich läßt. Er war munter, naiv, wahr, und von einem ſehr guten Herzen. „Wenn ich nur in Leipzig ſtudirt hätte!" Das war ſein Wunſch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken ſollte, und ſogleich kam er in mein Haus gelaufen und brachte mir zwey Pfund von ſeiner Wiener Chocolade. Seine Frau war eine angenehme Frau; aber die Mutter war es noch mehr. Beide giengen fleißig in die Meſſe.

Der General Ziethen, ein ehrlicher alter frommer Soldat,

mit dem ich gern ſprach, ob er gleich ſeinen Hut wegen Schwäche und Wunden des Kopfs auch bei der Tafel nicht abnahm. Ich rieth ihm, ſeine Stelle niederzulegen und blos für ſeinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er ſeine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, ſo ſehr liebte, daß ſie faſt ganz ſeine Geſellſchaft war. Ging er, ſo ging ſie mit ihm; fuhr er, ſo ſaß ſie bey ihm.

Der Herr von Zetlitz, aus Schleſien, der kränkſte und doch gelaſſenſte Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht, und ſein Geſicht, ſobald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verließen, war fromme Zufriedenheit. Er kam, vierzig Meilen und darüber in der Sänfte von ſeinen Unterthanen getragen, mit geſchwollenen Füßen an, trank den Brunnen und ſchwoll bis in den Unterleib. Er aß ſeit vielen Monaten kein Fleiſch, zuletzt keinen Biſſen Brod mehr, und Suppe und Waſſer und Hofmanniſcher Balſam war ſeine Nahrung. Ich beſuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tages zwey- und dreymal, ſchenkte ihm ein bequemes Buch zu ſeiner Andacht, dafür er mich ſehr ſegnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg riethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen, ſo hätte er bleiben und forttrinken müſſen, ob er gleich keine Nacht ſchlief, große Schmerzen inſonderheit in der Bruſt litt und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs geſund geweſen, und das Schrecken der Croaten mochte ihm wohl in ſeinem dreyundſechzigſten Jahre zur Gicht geworden ſeyn. Was geben Sie mir denn für ein Troſtwort mit auf den Weg, ſagte er bey ſeinem Abſchiede zu mir? Denken Sie oft, kranker und theuerſter Mann, ſprach ich, an die Worte: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich ſtärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“ Er faltete ſeine

zitternden Hände und ſah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn ſeine Sänfte glücklich gebracht, weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter ſollen auch meine Nachrichten in dieſem Briefe überhaupt nicht gehn, als bis auf dieſen Kranken. Ich könnte Ihnen freylich noch viele andre Männer nennen, die ich habe kennen lernen, z. E. den Geheimden Rath von Kayſerling, einen Bruder des Geſandten und würdigen Mann; den Geheimden Rath von Keſſel, aus Dresden, einen trefflichen Mann; den Geheimden Rath von Wechmar aus Anſpach, auch einen ſehr verdienſtvollen Mann. Dieſe alle haben viel unverdiente Liebe für mich gehabt, und der letzte ſagte mir bey dem Abſchiede, daß es ihm lieber wäre, mich haben kennen zu lernen, als den größten Monarchen. Alle Menſchen (Gütiger Gott, wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo ſie mich ſahen, Gutes über Gutes gewünſchet, und die meiſten mir für meine Schriften, inſonderheit für meine Lieder, oft und viel gedanket. So leicht iſt es, die Liebe der Menſchen zu erlangen, wenn man, kein unnützlicher Autor zu ſeyn ſich bemüht hat, und in dieſer Abſicht nicht unglücklich geweſen iſt!

Leben Sie wohl, liebſte Freundin, und grüßen Sie Ihre theuerſten Eltern, Ihre gute Schweſter, Ihren Bruder und Herr Zeiſen, dem ich bald ſchreiben will, auf das verbindlichſte und beſte

G.

Den 26. Auguſt.

Da ich dieſen Brief wieder durchleſe, fällt mir die traurige Geſchichte von dem Huſarenbriefe *) ein, und Ihnen wird es

*) (Der unter No. 165 abgedruckte Brief, der, wie aus No. 292 hervorgeht, an Fräulein Schönfeld geſchrieben war, iſt gemeint.)

wohl auch einfallen, was ich meyne. Aber, wenn Sie zur Fräulein Schönfeld kommen, so können Sie ihr den Brief lesen; denn für diese und ihre würdige Mutter gehört er. Vielleicht setze ich meine Erzählung in dem künftigen Briefe fort. Leben Sie wohl. Den Augenblick fällt mir eine kleine Begebenheit ein, die ich bald vergessen hätte, und die mich doch außerordentlich gerührt hat. Als ich aus dem Carlsbade wollte, ging ich zum Postmeister, sprach mit ihm wegen der Fuhre und fand auf seinem Tische einige meiner Schriften. „Lesen Sie mich auch, Herr Postmeister? Das ist mir viel Ehre," — Kaum hatte ich dieses gesagt, so trat eine alte, alte Magd in schrecklichem Schmutze in die Stube und auf mich zu. — „Ist Er der Herr mit dem großen Ruhme, der die schönen Bücher gemacht hat?" Und sogleich fuhr sie nach meiner Hand, als ob sie mir sie abreißen wollte, und küßte sie ohne Aufhören. „Ach, gnädiger Herr, ich danke Ihm, ich danke Eurer Gnaden." — — Ich erstaunte, fragte, ob sie was von mir gelesen hätte. — „Ja, hier bey dem Herrn Postmeister. Also ist Er der Herr mit dem großen Ruhme? Nun, Gott schenke Ihm Gesundheit und alles Wohlergehn." — „„Wünscht mir nicht allein Gesundheit, auch Geduld von Gott, die Krankheit zu tragen; denn wir können nicht immer ohne Uebel seyn. Es dient auch zu unserm Besten"" u. s. w. „Ach, rief sie, das ist Trost, das ist Trost!" küßte mir wieder die Hand, und ich klopfte sie auf die Achsel, dankte ihr herzlich und versicherte ihr, daß ich ihre Bekanntschaft nicht vergessen würde. Ich will ihr meine Lieder und Lehrgedichte schicken und meinen Namen hineinschreiben.

## 292.

### An dieselbe.

L. d. 3. Sept. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Schon wieder eine kleine Geschichte, die mich, Ihren Freund, und also auch Sie, angeht, und die nicht älter als drey Tage ist. Am vorigen Dienstage also kam der Leibpage der Sächsischen Prinzessin Christine *) früh gegen neun Uhr zu mir, sagte mir sehr höflich, daß seine Prinzessin um eilf Uhr in Leipzig eintreffen würde und daß sie sehr wünsche, mich zu sprechen, und daß sie ihm auf allen Poststationen nachgerufen hätte: „Vergesse Er ja nicht, wenn Er nach Leipzig kömmt, daß Er gleich zum Professor Gellert geht." — „„Das ist viel Ehre für mich, Herr von Leipziger. Ich werde um eilf Uhr gewiß im blauen Engel seyn, und der so guten Prinzessin mit Freuden aufwarten."" — Also rief ich Herr Goedicken: „Geben Sie mir ein Paar weißseidne Strümpfe." Er erschrack (denn ich habe seit acht Jahren keine getragen) und brachte sie voller Bestürzung. — „Sauer soll die Schuhschnallen putzen und die neuen Schuhe herbeybringen, und den Perückenmacher rufen, daß er mir die Perücke auf dem Kopfe zurechte macht," eine Sache, die nicht geschehen ist, seitdem ich Professor bin. Nunmehr hatte ich weiße Strümpfe an; das kam mir sehr ungewohnt und albern vor. — „Herr Goedicke, geben Sie mir doch das Oberhemde mit den Manschetten der Mademoiselle Lucius." Er brachte es — „auch das Kleid von Brüßler Cammelott geben Sie mir her." — „„Das müssen wir erst auskehren und aus dem Ueberzuge nehmen, Sie haben

*) (Maria Christina, Tochter des Churfürsten Friedrich August II., geb. 1735; 1765 Coadjutorin, 1773 Aebtissin zu Remiremont in Lothringen; gest. 1782.)

es seit 1754 nicht getragen.““ (Fürchten Sie nichts, Mademoiselle, es ist darum nicht aus der Mode, denn ich lasse meine Kleider nie ganz nach der gegenwärtigen Mode machen.) — Kurz, ich war fertig, und ließ mich noch vor eilf Uhr in den blauen Engel tragen.

„Da kömmt also der Professor Gellert,“ rief die Prinzessin (sie saß am Fenster, und neben ihr stand ihr Oberhofmeister und der General und Gouverneur Plötz und etwas entfernter mein Bruder). „Nun, ich habe sehr gewünscht, Ihn kennen zu lernen, und ihm für Seine schöne Schriften zu danken und Ihm Glück zu Seiner Cur zu wünschen.“ — Ich küßte ihr die Hand und bewillkommte sie im Namen meines ganzen Vaterlandes. „Ist Er immer noch krank? Gewiß von vielem Sitzen und Schreiben?“ Nein, Ihro Hoheit, sonst müßten viele Menschen schon krank und todt seyn, wenn das Schreiben siech machte. „Ja, das Schreiben vielleicht nicht, aber wohl das Gutschreiben.“ Das ist eben die Frage, gnädige Prinzessin, ob ich gut geschrieben habe. Daran muß ein Autor immer noch zweifeln. „Das will ich verantworten; zweifle Er nicht. Die Welt sagt es, und ich sage es auch. — Hat Er itzt nichts geschrieben?“ Nein, Ihro Hoheit. Ich schreibe nichts mehr. und kann nichts mehr schreiben, und habe vielleicht schon zu viel geschrieben. „Sage Er mir doch, was von Seinen Schriften zu viel ist; das möchte ich gern wissen.“ Vielleicht das Meiste. „Da kann ich Ihm widersprechen; denn ich habe sie alle gelesen, und alle Leute, und alle Höfe, wo ich gewesen bin, lesen Ihn. Wie oft habe ich Seine Schriften verschenken müssen!“ So bin ich Ihnen denn vielleicht meine vornehmen Leser schuldig, gütigste Prinzessin. „Nein, ich habe mir ein Ansehn mit Ihm gemacht, und ich bin Ihm Ruhm schuldig.“ Wenigstens beklage ichs, daß Ihnen meine Schriften so viel Aufwand verursachet. „Werde Er nur recht gesund, schreib Er, schicke Er mir

Seine Schriften zuerſt, und ſey Er ruhig. Das iſt alles, was ich von Ihm verlange. Welches von Seinen Werken hat Er am liebſten? Das nützlichſte, Ihro Hoheit. „Alſo das jüngſte, das letzte; die Lieder alſo? Ich denke es auch. Man hat viel von Seinen Schriften überſetzt; aber ſie verlieren. Gesners Idyllen, die ſind gut überſetzt.“ Es iſt lange genug, gnädigſte Prinzeſſin, daß wir die Franzoſen überſetzt haben. Die Reihe muß alſo an uns auch kommen. „Er ärgert ſich wohl an meinem Deutſchen. Ich habe in achtzehen Monathen kein Deutſch geſprochen.“ Nein, ich bewundere Sie. Sie reden es beſſer, als ich und andere. „Das kann nicht ſeyn; ich habe es aus Seinen Schriften gelernet.“

Kurz, liebe Mademoiſelle, ſie hat mit ſo vieler Güte und ſo vielem Geiſte, mit ſo vieler Leichtigkeit und Leutſeligkeit geſprochen, als ich Ihnen nicht ſagen und aus Armuth des Gedächtniſſes auch nicht erzählen kann. Aber mein Bruder, der könnte Ihnen mehr ſagen, wenn er wollte. Gegen zwölf Uhr gieng ich, und gegen halb zwo Uhr war ich wieder bei der Prinzeſſin Chriſtine, begleitete ſie auf die Rathsbibliothek, Univerſitätsbibliothek und in das Richter'ſche Cabinet. Sie fuhr mit ihrer Hofdame und dem Oberhofmeiſter in einer, und ich mit dem Herrn von Leipziger und dem Oberpoſtcommiſſär in der andern Kutſche. Am Markte, da ſie ſah, daß das Volk ſo begierig war ſie zu ſehen, ſtieg ſie aus, gab vor, daß ſie Auerbachs Hof ſehen wollte, und ließ ſich von dem Markte an durch Auerbachs Hof über den neuen Neumarkt durch die Grimmaiſche Gaſſe bis wieder an den Markt, zur Rechten von mir, zur Linken von ihrem Hofmeiſter führen, grüßte alle Menſchen freundlich, freuete ſich, ſagte, die Sachſen wären gute Leute, und wünſchte, daß ihr Herr Vater ſie auf die Meſſe möchte wieder mit nach Leipzig nehmen. „Es gefällt mir hier, Herr Profeſſor, Leipzig hat viel Vorzüge“ u. ſ. w. Gegen vier Uhr

gieng ſie, von mir bis in ihren Wagen geleitet, fort. „Nun, ſo lebe Er recht geſund, recht wohl, und wenn ich wieder nach Leipzig komme, ſo komme Er freywillig zu mir; denn heute iſt Er doch nur gekommen, weil ich Ihn darum habe bitten laſſen; wenn es Ihm nur nicht ſchadet, daß er ſo lange mit mir gegangen iſt.“ Das hat ſie mir wohl dreymal geſagt. — „„Ich wünſche Ihrer Hoheit alle Wohlfahrt, die man der beſten Prinzeſſin wünſchen kann und muß, und empfehle““ — „Nein, das bin ich nicht. Lebe Er wohl, guter Herr Profeſſor!“ — Gleich zu Anfange unſers Geſprächs fragte ſie: „Was macht Sein Briefwechſel mit der Fräulein Schönfeld?“ Und den kennen Sie auch, gnädigſte Prinzeſſin? Sie wiſſen alſo alle meine Geheimniſſe? — „Ja, alles was Ihn angeht, weiß ich, oder möchte es doch gern wiſſen. Hat Ihn kein Huſarenlieutenant mehr beſucht?“ — — O der böſe Brief! — „Nein er iſt nicht böſe. Er hat den Franzoſen recht gefallen. Was macht Rabener? Schreibt Er noch an ihn?“ — Selten! aber an das Fräulein von Schönfeld ſchreibe ich noch. Das iſt ein gutes Kind. Mit einem Worte, liebe Freundin, die Prinzeſſin hat mich beſchämt, durch ihre Güte ſowohl als durch ihren Geiſt. Ehe ich mit einer erträglichen Antwort fertig war, ſagte ſie zehn gute ungekünſtelte Einfälle. Sie muß Sachſen ſehr lieb haben. „Als ich wieder nach Sachſen kam, ſagte ſie, ſo erſchrack ich. Allmächtiger Gott! dachte ich, was iſt das für ein geſegnetes Land! und der langwierige Krieg hat es nicht verwüſten können?“ — Krieg und Brand, gnädige Prinzeſſin, ſegnet Gott mit reicher Hand. Dieß alte Sprüchwort trifft ſichtbar bey uns ein. — „Alſo denkt Er, daß beßre Zeiten kommen werden?“ — Ja, wenn beßre Leute kommen.

Ich will dieſen Brief mit einer Anmerkung beſchließen, die mein Herz angehen ſoll. Was mag bey dem Beyfalle, den mir die Prinzeſſin erzeigte, wohl den meiſten Eindruck auf mich ge-

macht haben? Ihr Stand oder ihr persönliches Verdienst? Das Unerwartete der Ehre oder die Güte des Herzens, aus dem ich mein Lob hörte? Der Gedanke, daß ich meine Pflicht gethan und was Nützliches geschrieben hatte, oder die Freude, daß meine Schriften auch den Hohen gefielen? Ich habe mein Herz ziemlich ausgefragt, als ich nach Hause kam. Es zuckte. Freylich darf uns der Beyfall einer Prinzessin, wenn alles auf beides Seiten gleich ist, mehr rühren, als der Beyfall einer Magd; aber leider rührt uns der Glanz des Lobes doch immer heimlich eben so sehr, als die Gründlichkeit des Lobes, auch wenn wirs nicht gern wollen. Kurz, dachte ich endlich bey mir selbst, wenn du Gott für dieses Glück als für eine unverdiente Wohlthat danken kannst, dir dabey nicht würdiger vorkommst als vorher, und vielmehr noch demüthiger denkest, so mag und darf dich dieß Glück vergnügen und ermuntern. In der That glaube ich, liebe Mademoiselle, daß mich der Auftritt mit dem Postmeister im Carlsbade und der Auftritt im blauen Engel zu Leipzig, auf gleiche Weise gerührt haben. Die Prinzessin verliert dadurch nichts. Sie würde vielmehr nach dem Begriffe, den ich von ihr habe, groß genug seyn, mich deswegen zu loben.

O was ist das wieder für ein langer, mit meinen eignen Ruhmangelegenheiten ganz erfüllter Brief! Aber rechnen Sie das, was ich Ihnen binnen acht Tagen zu viel geschrieben, zu dem, was ich Ihnen vorher binnen acht Wochen zu wenig geschrieben habe. Endlich verlange ich auch eine Dankbarkeit von Ihnen auf frischer That. Lassen Sie sich bey der Fräulein Schönfeld melden, daß Sie ihr etwas von mir zu sagen hätten, und nehmen Sie diesen Brief mit, und lesen Sie ihn ihr vor, und küssen Sie der Mutter und der Tochter in meinem Namen die Hand, und endlich, mit der Prinzessin zu reden, leben Sie recht gesund und wohl und studiren Sie nicht zu viel.

Gellert.

P. S. Ich ſchreibe abſcheulich; aber theils wird mir das Sitzen ſauer und theils habe ich auch keine Federn; denn der Hofprediger Cramer, der mir ſie ſonſt ſchnitt, ſchickt mir keine mehr. — Grüßen Sie Ihr ganzes Haus und Herrn Zeiſen ergebenſt von mir. Ich will ihm bald ſchreiben.

---

(Als Nachtrag zu dieſem Briefe ſchalten wir hier ein Fragment aus einem Briefe des Oberpoſtcommiſſär Gellert an Demoiſelle Lucius vom 9. Sept. 1763 ein. Ebert.)

Nach der Relation von meinem Bruder weiß ich nicht viel mehr zu ſagen. Dieſe vortreffliche Prinzeſſin zeigte in ihren Fragen und Antworten nebſt dem ganz beſonders gnädigen Betragen viel Witz und Verſtand. Gleich im Anfang der Unterredung fragte ſie den Bruder, was er für Wirkung vom Carlsbade ſpüre? — Ich bin mit keiner Hoffnung, ſondern blos, weil es die Medici wollten, und alſo aus Pflicht, dahin gereiſt. — „Es ſieht Ihm ähnlich; Er weiß aber auch, daß es nicht recht iſt?“ — Gnädige Prinzeſſin, wenn man zwanzig Jahre ſchon krank iſt, dann muß man ſich nur um Geduld bemühn. — „Gut! aber was für eine Geduld iſt wohl ohne Hoffnung? Lerne Er es an mir, daß man nach zwanzig Jahren wieder geſund werden kann. Ich bin ſeit meinem ſiebenten Jahre krank geweſen, und itzt Gottlob! recht wohl.“ — Mein Herr Bruder war ziemlich in die Enge getrieben. Ich klopfte ganz ſachte, daß es die Prinzeſſin ſehen konnte, in die Hände. Endlich ſagte er: Es iſt auch an Ew. Königl. Hoheit weit mehr gelegen. — „Nehme Er mirs nicht übel,“ fiel ſie ihm in die Rede, „das iſt ein Compliment. Ich muß Ihm ſagen, daß Er mich in meiner Krankheit ſehr getröſtet hat. Ich hatte alle Seine Schriften geleſen; ich fragte, ob nichts weiter von Ihm da wäre?

Nichts, antwortete man mir, als eine kleine Pièce: Troſtgründe wider ein ſieches Leben. Je, ſagte ich, das ſchickt ſich ja vortrefflich für mich; ich verlangte es ſogleich, und habe es mit Vergnügen und zu meiner Beruhigung mehr als einmal durchgeleſen." — Als mein Bruder ſie wegen ihres guten Deutſchredens lobte und ſagte: Ihro Hoheit müßten es auch ſehr gut ſchreiben, er wolle zur Ehre der deutſchen Nation wünſchen, daß Ihro Hoheit etwas drucken ließen — antwortete ſie: „Ich bin den Autoren ſehr gut, aber ſelbſt mag ich keiner werden; indeſſen will ichs Ihm doch verſprechen, wenn Er ſo lange recht geſund und wohl lebt, bis ich fertig damit bin: ja ich will es Ihm ſogar dediciren." Als wir fortgehen wollten, fragte mein Bruder, ob ſie noch etwas zu befehlen hätte? „Nichts, war ihre Antwort, als daß Er mich hinfüro ungeruft beſuchen und ſo geſund und wohl wie Sein Bruder ausſehen mag." Ihre Gegenwart des Geiſtes iſt ungemein groß, und im ganzen Ernſt, der Profeſſor hatte vollauf mit ihr zu thun.

---

## 293.

### Caroline Lucins an Gellert.

Dresden, d. 7. Sept. 1763.

Beſter Herr Profeſſor!

Tauſendmal danke ich Ihnen in aller Eile für Ihren letzten Brief mit der Unterredung mit unſrer Prinzeſſin. Sie werden mir erlauben, daß ich mirs vorbehalte, ihn ehſtens förmlicher zu beantworten und Ihnen nochmals zu danken. Itzt komme ich gleich von der Gräfin Vitzthum und dem Fräulein Schönfeld, und in der Gräfin Namen, liebſter Herr Profeſſor, ſoll ich, ſobald ich kann (und ich kann es gleich itzt) eine Frage an

Sie thun, nämlich: ob Sie es zufrieden seyn wollen, daß die Gräfin der Prinzessin Ihren Brief lesen darf? — Vorlesen, sprach die Gräfin, das wollte ich wohl verantworten; aber wenn die Prinzessin eine Abschrift verlangt, so kann ichs ihr nicht wohl abschlagen, und ihr eine zu geben ohne sein Vorwissen und Einwilligung, das nehme ich nicht auf mich. Gleichwohl, setzte sie hinzu, wollte ich für mein Leben gern, daß sie ihn sehen dürfte. In der That, es ist eine gute Prinzessin, sie ist jederzeit gut und fromm gewesen u. s. w. Und so hatte die Frau Gräfin die Gnade, mir viel von der Prinzessin und was sie mit ihr (auch von Ihnen) gesprochen hätte, zu erzählen, welches Sie, liebster Herr Professor, bald von ihr selbst hören werden; denn die Frau Gräfin geht auf den Dienstag nach Welkau, und freut sich dahin, und hat mir befohlen, Ihnen tausend Complimente von ihr zu machen und Ihnen zu sagen, daß sie hoffte, Sie bald bey sich zu sehen. Auch die Fräulein empfiehlt sich tausendmal, und läßt Ihnen sagen, Sie hätten ihr die vorige Nacht sehr unruhig gemacht. Es hat ihr geträumt, Sie wären gestorben, und darüber hat sie so sehr geweint, daß Mademoiselle Paret (die mir auch noch nachgerufen, sie Ihnen zu empfehlen) sie noch in Thränen gefunden, als sie sie gewecket, und daß es die Fräulein, wie sie sagte, noch auf der Brust fühlt. Aber ich muß die Fräulein verklagen, ob sie wohl noch diese Nacht einen Beweis für Sie gegeben, daß sie ein gutes Kind ist. Sie hat sich die Hand nicht von mir in Ihrem Nahmen küssen lassen. Sie küßte mich auf den Backen; aber das sollte ja nicht seyn. Die Frau Gräfin ließ mir aber ihre Hand in Ihrem, dann auch in meinem Namen küssen, und dann reichte sie mir auch ihr gütiges Gesicht und gab mir einen Kuß.

Ich will cito auf den Brief schreiben; vielleicht bekommen Sie ihn dadurch eine Stunde geschwinder, und wenn Sie, liebster Herr Professor, kein Bedenken haben, in das Verlangen der

Gräfin zu willigen, ſo ſeyn Sie ſo gütig und laſſen Sie mirs ſogleich durch Herrn Göbicken melden. Aber ich fürchte, es wird zu ſpät ſeyn. Sie werden gegenwärtigen Brief nicht vor Freytags erhalten können. Auf den Dienſtag geht die Gräfin fort. Wenn ich nur die Antwort auf den Sonntag Abends erhielte. Laſſen Sie Herrn Göbicken nur auch cito auf den Brief ſchreiben. Vielleicht hilft das etwas.

Leben Sie wohl, theuerſter Herr Profeſſor. Verzeihen Sie die Eilfertigkeit und Nachläſſigkeit dieſes Briefs dem Gehorſame, den ich der gütigſten Dame ſchuldig bin, und der Achtung, die dieſe Dame für Ihren Willen hat. Ich habe die Ehre zu ſeyn

Ihre gehorſamſte Dienerin
C. C. Lucius.

---

## 294.

### An Caroline Lucius.

L. d. 10. Sept, 1763.

Liebſte Mademoiſelle!

Ich kann allen Menſchen eher etwas abſchlagen, als der Gräfin Bitzthum. Ich bin es auch zufrieden, daß ſie der ſo guten Prinzeſſin den Brief lieſt, ob ich gleich nicht mehr weiß, ob er vorſichtig genug geſchrieben iſt; aber vor der Abſchrift, vor der erſchrecke ich. Sobald dieſe in den Händen der Prinzeſſin iſt, ſo iſt ſie in der ſichern Gefahr, bekannt und gedruckt zu werden, und ich denke doch, daß mein Brief unter mehr als vier Augen allemal Eitelkeit und meinem guten Ruf nachtheilig iſt. Wenn ſich alſo die Frau Gräfin getraut, ohne Abſchrift davon zu kommen, und es zu einer Gewiſſensſache zu machen,

die ſie mir ſeit dem Huſarenbriefe verſprochen hätte, ſo will ich mirs gefallen laſſen, daß die Prinzeſſin den Brief lieſt; denn ich weiß, die Gräfin iſt ſo gütig gegen mich, daß meine Angelegenheiten die ihrigen ſind. So viel, Mademoiſelle. Erhalten Sie dieſe Antwort noch zu rechter Zeit (ich ſchreibe ſie Sonnabends früh um 9 Uhr, denn eher habe ich Ihren Brief nicht erhalten, und eben itzt wird die gelbe Kutſche gehen); ſo ſchicken oder tragen Sie dieſelbe ſogleich zur Frau Gräfin und küſſen Sie ihr und ihrer guten Tochter, die um meinen Tod im Voraus geweinet hat, die Hand und leben Sie wohl.

Gellert.

---

## 295.

### An dieſelbe.

[L. d. 10. Sept. 1763.]

Liebſte Mademoiſelle!

Ich muß noch ein Paar Zeilen an Sie ſchreiben, ob ich mich heute gleich krank geſchrieben habe; denn das Wort Abſchrift macht mich ſehr unruhig, ſonſt ſetzte ich keine Feder mehr an. „Wollen Sie etwan das widerrufen, was Sie mir heute Vormittage geſchrieben haben?“ Nein, das will ich nicht! Es bleibt dabey, daß ich der Gräfin nichts abſchlagen kann; aber es bleibt auch dabey, daß die Prinzeſſin Chriſtine, die beſte Prinzeſſin in Europa, keine Abſchrift fordern ſoll. „Aber das iſt ſchwer zu verhindern.“ — Ja wenn die Gräfin Vitzthum mit ihrem Verſtande kein Mittel erfinden kann, ſo langt meiner noch weit weniger zu; denn dieſer ſagt mir nichts mehr, als daß der Brief nicht in fremde Hände kommen ſoll. So treu auch die Hände der Prinzeſſin Chriſtine ſind, ſo wird ſie doch ſtets

Hände um ſich haben, die nicht ſo ehrlich ſind, und alsdann erlebe ich den zweyten Theil der Geſchichte vom Huſarenbriefe, und den möchte ich um alle Wunder nicht erleben. Alsdann könnte es auch kommen, daß ich Ihnen meine Anekdoten niemals mehr überſchriebe. Dieſen Brief, den ich Nachmittags um 3 Uhr ſchreibe und der auf den Abend um ſieben Uhr mit der reitenden Poſt abgeht, wird mit dem Vormittagsbriefe vermuthlich zu einer Zeit bey Ihnen ankommen, nämlich Morgen, Sonntags Nachmittage. Dienſtags geht die Gräfin erſt fort; alſo kommen die Briefe noch ziemlich zu Rechte, wenn ſie anders zu etwas gut ſind. Hätten Sie mir nur eine Abſchrift von meinem Briefe mitgeſchickt — — doch ohne alle Abſchrift, der ſichre Weg iſt der beſte. Wenn die Gräfin nicht mit im Spiele wäre, ſo ſpräche ich kurz und gut: Caſſiren Sie den Brief, und ſo wäre alles gehoben. — Ja, liebe Mademoiſelle, zehn Briefe werden kaum langen, die ich heute ſchon geſchrieben habe, und zwanzig liegen gewiß noch vor mir auf dem Tiſche unbeantwortet. Alſo dächte ich, ich könnte mit Ehren ſchließen. Auch dächte ich, Ihr heutiger Brief hätte zu meiner Ruhe können verloren gehen. Leben Sie wohl.

Gellert.

---

## 396.

### An dieſelbe.

L. d. 11. Sept. 1763.

Liebſte Mademoiſelle!

Der böſe Brief hat mich mitten in der Nacht aufgeweckt und mir einen Theil des Schlafs entzogen; das iſt keine gute Vorbedeutung. Wenn er in Abſchrift bey Hofe iſt, ſagte ich zu mir

ſelber, ſo kannſt du in deinem Leben nicht wieder an die Mademoiſelle Lucius ſchreiben.

Gellert.

---

## 297.

### Aus einem Brief von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 10. Sept. 1763.

. . . . . .

Ich freue mich, theuerſter Herr Profeſſor, über die Liebe und den Beyfall, den unſre gute Prinzeſſin Ihnen bezeiget; denn ich freue mich über alle Leute, die Ihnen Merkmale der Liebe und Hochachtung geben, und dieß nicht allein Ihrentwegen, ſondern um der Leute ſelbſt willen, und der Auftritt bey dem Poſtmeiſter in Carlsbad hat mich ſehr vergnügt.

Sie glauben, liebſter Herr Profeſſor, es habe Sie die Begebenheit bey dem Poſtmeiſter und die Begebenheit im blauen Engel auf gleiche Weiſe gerührt, und Sie erweiſen der Prinzeſſin die Gerechtigkeit, von ihr zu denken, ſie werde groß genug ſeyn, Sie deswegen zu loben? — Ja, das würde ſie ſeyn. Aber ich, liebſter Herr Profeſſor, ich will es Ihnen nur geſtehen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde nun eben nicht denken, daß ich einen Fehler beginge, wenn ich mich ungleich ſtärker durch das Lob der guten Prinzeſſin, als durch das Lob der guten alten Magd rühren ließe, und ich will Ihnen auch ſagen, warum?

Es iſt gewiß, wenn ich etwas Lobenswerthes thue, ſo kann mich die Prinzeſſin und die Magd mit gleich gutem Grunde und aus gleich gutem Herzen loben, und in ſo weit iſt das Lob der Prinzeſſin und das Lob der Magd einander gleich, und keines

hat ein Recht mich mehr einzunehmen als das andre. Allein es ist doch auch gewiß, daß je besser ich von der Person denke, die mich lobt, je höher der Begriff ist, den ich von ihrer Einsicht, ihrer Beurtheilung und ihrem Geschmacke habe, und jemehr sie mir Hochachtung durch ihr persönliches Verdienst einflößt, desto wichtiger und desto schmeichelhafter muß ihr Lob mir seyn. Nun werde ich immer denken, daß mir die Prinzessin ihren Beyfall mit mehr Discernement und Delicatesse ertheilt, daß also ihr Lob zuverlässiger ist, und daß ich hingegen, wel doch die Magd wahrscheinlicher Weise einen so feinen Geschmack nicht besitzt, dieser ihr Lob eben so vollständig erlangt haben würde, wenn ich auch einige Fehler begangen hätte, um deren willen ich von dem Beyfalle der Prinzessin hätte verlieren können. Ich sage dieses darum, weil ich manchmal von gemeinen Leuten Ihre Lieder, so wie sie es verdienten und wie ich damit zufrieden war, habe loben hören, die aber zugleich andre Lieder, die Leute von besserm Geschmacke gewiß verworfen hätten, den Ihrigen gleich achteten. Sagen Sie mir doch, bester Herr Professor, ob ich hier Recht haben könnte, oder ob es nur eine kleine Ausflucht der Eitelkeit ist, die sich gern retten will?

Der Beyfall und das Lob der guten alten Magd war ganz gewiß aufrichtig und nur um deswillen wirklich schätzbar; allein überhaupt (freylich leidet es seine Ausnahmen) halte ich das Lob der Großen und derer die über uns sind, noch für aufrichtiger und reiner, als das Lob der Geringern oder unsers gleichen. Die Hohen denken wohl nicht leicht daran, daß sie nöthig haben andere zu loben, um sich Ansehen zu geben. Sie denken nur, daß sie andern durch ihren Beyfall Ehre erweisen, oder (und das thun die Besten unter ihnen) sie folgen blos den Bewegungen ihres Herzens und dem Eindrucke, den Verdienste auf dasselbe machen, und ertheilen so ihr freyes Lob ohne Eitelkeit und ohne Absichten für ihren eignen Ruhm. Geringere hingegen

loben berühmte und verdienstvolle Männer öfters aus Eitelkeit und Prahlerey, um sich selbst in Ansehen zu setzen, daß sie von so berühmten und geehrten Leuten wissen und fähig sind, ihre Vorzüge einzusehn. Hierinnen scheint mir der Zustand der Könige sehr fehlerhaft, weil sie an Würde niemanden über sich haben, dessen Beyfalls sie sich freuen könnten, und immer in Gefahr stehen, von ihren Geringern aus Eigennutz oder Eitelkeit, aus Niederträchtigkeit oder Furcht, gerühmt zu werden. An Verdiensten mögen sie vielleicht wohl Menschen über sich haben, aber das sehn sie nicht leicht, oder es vergnügt sie nicht, wenn sie's sehn. — . . . . . .

---

## 298.

### An Caroline Lucius.

L. den 15. Sept. 1763.

Liebste Correspondentin!

Lassen Sie uns unsre Streitfrage abkürzen. Wenn mich der Beyfall und der Dank einer niedrigen Weibsperson, die mich weder durch einen scharfen Verstand noch durch Feinheit des Geschmacks und der Sitten einnimmt, sondern blos durch die Aufrichtigkeit und Güte des Herzens sich empfiehlt, wenn ihr Beyfall und der Dank dafür, daß ich sie unterrichtet und erbauet habe, mich ungeachtet aller ihrer Niedrigkeit, Einfalt und unangenehmen Gestalt, darum weil sie ein Geschöpf Gottes, und eben so unsterblich als eine Prinzessin und eben so theuer vor ihm geachtet ist; wenn er mich, sage ich, eben so sehr rührt, als der Beyfall und der Dank einer verständigen; tugendhaften und angenehmen Prinzessin, sollte das nicht eine Pflicht und eine Ehre für unser Herz seyn? Dieses habe ich sagen wollen.

— Die Prinzeſſin kann mit mehr Verſtand von dem Werthe meiner Schriften urtheilen; aber die vernünftige chriſtliche Magd kann eben ſo gewiß wiſſen und fühlen, daß ihr meine Schriften gefallen, daß ſie ihr genützt und ſie erbaut haben (zumal geiſtliche und leichte Schriften), ob ſie es gleich nicht ſagen kann. Sollte mir alſo ihr Beyfall von dieſer Seite nicht eben ſo ſchätzbar ſeyn? Denn wir wollen der Sicherheit wegen vorausſetzen, daß der Beyfall und Dank auf beiden Seiten nicht irrig, nicht parteiiſch, nicht eigennützig ſey; ſonſt findet gar keine Vergleichung ſtatt. Ich nahm an, daß ich die Magd in ihrer Art für gut und aufrichtig halten mußte, wie die Prinzeſſin in ihrer Art.

Doch, liebe Mademoiſelle, ich will nicht dociren, nicht ſtreiten. Ich will Ihnen lieber die Geſchichte vom Feldwebel erzählen, eine Parallelgeſchichte. Ein Preußiſcher Feldwebel hatte mich ſchon zween Tage aufgeſucht und nicht ſprechen können. Endlich kam er vorgeſtern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen Sie, Herr Profeſſor, daß ich zu Ihnen komme. Ich bin ein preußiſcher Feldwebel, habe drey und dreyßig Jahre gedient, habe endlich meinen Abſchied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland, in mein Vaterland, zurück zu kehren, und bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu ſehen und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen.“ Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdient? „Durch alle Ihre Schriften, die ich ſchon ſeit 1748 leſe, beſonders durch Ihre letzten. Sie haben mich oft vom Böſen abgehalten, und zum Guten ermuntert. Ach, das ſey Gott im Himmel gedankt und Ihnen! Er ſegne Sie dafür und gebe Ihnen Geſundheit und ein langes Leben, und das ewige Leben. Wenn Sie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, Sie zu ſehen!“ Es iſt eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich

haben besuchen wollen, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so sehr, als Sie mir danken; denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genützet, so will ich Gott danken, und mich freuen, daß sie Ihnen genützet haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie soviel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können? „Ich bringe nichts, als meine Freyheit zurück, aber ich finde noch soviel zu Hause, daß ich nicht Mangel leiden darf. Endlich bin ich, ungeachtet aller meiner Blessuren, noch gesund; und o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege sichtbar beschützet und erhalten! So wird er mich auch ferner erhalten. Als ich nach der Affaire bey Görlitz tödtlich blessirt nach Böhmen gebracht wurde, habe ich binnen fünf Tagen (ich denke, er sagte gar fünf Wochen) auf einem Schlitten liegend, nichts gehabt, als ein Stück Commißbrod, an dem ich kaute, und den Schnee, den mir die Bauern, welche die Blessirten fuhren, in der Hand vor den Mund hielten, und doch erhielt mich Gott und gab mir das Glück, daß ich, als ich in das Lazareth kam, in die Hände eines sehr geschickten und mitleidigen böhmischen Doctors fiel, der mich (ich war hinten in die Kniekehle geschossen, und vorn in der Kniescheibe steckte die Kugel, und ich litt schreckliche Schmerzen) der mich curirte und mir nachher einen freyen Zutritt, während meiner Gefangenschaft, in sein Haus verstattete, und damals habe ich Ihre Schriften (er hatte sie alle) wohl zwanzigmal durchgelesen. Ich bin ganz außer mir, daß ich Sie sehen und sprechen darf. Nun will ich heute (es war gegen fünf Uhr) meine Reise noch ein paar Meilen fortsetzen.“ — Darauf nahm er auf die beweglichste Art Abschied, küßte mir mit aller Gewalt die Hand, und ich war im Begriffe, ihn selbst zu küssen, aber ich erschrack über seinen Bart.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Ansehen, trug sich in seiner Montur sehr reinlich, war eines Feldscherers aus Liefland Sohn, hatte in seiner Jugend studiren wollen, und war 1730 in den Dessauischen Landen von der Post mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden, „und ich hatte doch," setzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abscheu vor den Soldaten gehabt, und hätte in russischen Diensten können Officier werden, wenn ich Lust zu diesem Leben gehabt hätte. Aber, Gottlob! es ist überstanden!" Er war sechs oder acht und funfzig Jahr alt, und noch stark vom Leibe.

Nun, was meynen Sie, gute Mademoiselle? Sollte mich der Beyfall und der Dank des geringen unbekannten Feldwebels weniger rühren, als der Beyfall und das Vertrauen eines großen berühmten Generals, eines Laudon? —

Die Versicherungen, die Sie mir im Namen der Frau Gräfin gegeben, haben mich völlig beruhiget. Der Brief war nicht für die gute Prinzessin geschrieben; warum sollte sie ihn lesen? Sie wird mirs schon auf mein Wort glauben, daß ich alle Ehrfurcht für sie habe, und weswegen sollte es die Welt erfahren, wie ich mich angekleidet habe, als ich zur Prinzessin Christine gerufen wurde, und was sie mir für gnädige Erklärungen gethan hat? So bald so ein Brief gedruckt ist, so bekömmt er, ich weiß nicht was für eine eitle und prahlerische Miene, die er unter guten Freunden gar nicht hat. Nichts also mehr von diesem Briefe. Nunmehr werden Sie wohl von der Gräfin Abschied genommen haben. Und wie viel Verbindliches wird sie und ihre Tochter Ihnen nicht gesagt haben? Das soll mich erfreuen, so wie mich der Dank erfreuet, den mir die Mademoiselle Kirchhof vor wenig Tagen in einem guten und langen Briefe gesagt hat. Sie danket mir, wie Sie leicht denken können, für Ihre Freundschaft, und ich muß mir freylich dabey gefallen, daß Personen, die einander nicht gesehen haben und die

ich nicht gesehen habe, auf mein Wort Freunde werden. Ihren Briefwechsel möchte ich mit der Zeit wohl lesen. — Nun liebe Mademoiselle, ich dächte, ich hätte zeither oft und viel an Sie geschrieben und könnte mit Ehren einige Wochen nach einander an meine andern Correspondenten denken. Leben Sie wohl.

Gellert.

Den 16. Septbr. Nachmittags.

Erst itzt erhalte ich Ihre Briefe vom 12. Septbr., eben da ich aus dem Collegio komme. Seyn Sie ruhig, liebste Mademoiselle, ich bin es auch, und wenn ich ja noch unruhig bin, so ist es blos über die Mühe und Unruhe, die ich Ihnen verursachet habe. Zu unserm Glücke können diese Vorfälle nicht oft vorkommen. Ob Ihnen mein Bruder die Geschichte mit der Prinzessin umständlicher beschreiben wird, das weiß ich nicht; aber nun noch einmal: Leben Sie wohl.

Sonnabends Vormittags, den 17. Septbr.

Der Bogen wird wohl noch voll werden, wie ich merke. Indem ich meinen Brief an Sie zusiegeln will, schickt mir der Herr Geheimerath von Kayserling, der sich acht Tage hier aufgehalten hat und diesen Morgen in die Lausitz abgegangen ist, die beygelegte Schrift *) für Sie, deren Autor er ist. — „Für mich?" — Ja, für Sie, liebe Freundin. — „Aber wie weiß der Mann etwas von mir?" Das will ich Ihnen wohl sagen. Er hat fast täglich an unserm Tische gespeiset und sich in der Gesellschaft der Dänen und Sachsen sehr wohl befun-

*) Eine Piece von vier Octavblättern mit dem Titel: Versuch die bisherige Zubereitung des Caffee zu verbessern und zu anderweitigen Verbesserungen Gelegenheit zu geben, einigen Brunnengästen zu Carlsbad im Jahre 1763 mitgetheilt. Ohne Druckort und Druckjahr. Ebert.

den. Der älteste Graf Moltke, der die Honneurs von unserm Tische machte und nebst meinem Bruder dem Geheimdenrath die Merkwürdigkeiten von Leipzig sehen ließ oder sie ihm auch erzählte, war in seinen Erzählungen sogar bis auf unsern Briefswechsel gekommen. „Hatte er dazu Erlaubniß gehabt?" Das kann ich eben nicht sagen. Aber genug, er hatte durch seine Beredsamkeit den guten Baron Kayserling so eingenommen, daß er mich inständigst bat, ihm etliche von Ihren Briefen lesen zu lassen. „Ja, Herr Geheimderath, Ihnen traue ich, wie mir selber. Ich liebe und verehre Sie sehr; und darum sollen Sie diese Briefe alle lesen." Er war außerordentlich mit Ihrer Schreibart zufrieden, und sein Beyfall darf Ihnen nicht gleichgültig seyn, weder von der Seite des Verstandes noch des Herzens und Geschmacks. Er ist ein verdienstvoller Mann, ein glücklicher Gemahl, der nie ohne Freude seine Frau nennt, und ein lieber Vater von neun lebenden und sechs verstorbenen Kindern. Im Carlsbade unterhielt er beynahe, ehe der Herr von Kessel kam, die ganze Gesellschaft allein. Er hat wohl studirt, ist in seinen jüngern Jahren Obrister in Russischen Diensten gewesen, darauf in seinem Vaterlande, Curland, Oberlandjägermeister geworden, und hat endlich bey den entstandenen Unruhen in Curland diese Bedienungen aus Gewissen niedergelegt, Bedienungen, die ihm bis zu fünftausend Thalern jährlich eingetragen. Er weiß viel, hat viel gesehen, viel gelesen, erzählt naiv, treuherzig, und gewinnt durch seine ehrliche und zufriedne Miene die Gesellschaft schon bey dem Eintritte, die er sich bald durch Bescheidenheit und Dienstfertigkeit ganz verpflichtet. Dieses ist also der Mann, der Sie hochschätzt und Ihnen gern einen Beweis davon durch beygelegte Schrift geben will. Habe ich nun wohl gethan oder nicht, daß ich den Bogen, da er schon gebrochen, und also schwer zu beschreiben war, doch noch voll geschrieben? Ich dächte, so ein Mann wäre schon

die ſie mir ſeit dem Huſarenbriefe verſprochen hätte, ſo will mirs gefallen laſſen, daß die Prinzeſſin den Brief lieſt; denn weiß, die Gräfin iſt ſo gütig gegen mich, daß meine Angeleg heiten die ihrigen ſind. So viel, Mademoiſelle. Erhalten dieſe Antwort noch zu rechter Zeit (ich ſchreibe ſie Sonnabe früh um 9 Uhr, denn eher habe ich Ihren Brief nicht erhal und eben itzt wird die gelbe Kutſche gehen); ſo ſchicken oder tra Sie dieſelbe ſogleich zur Frau Gräfin und küſſen Sie ihr ihrer guten Tochter, die um meinen Tod im Voraus gewe hat, die Hand und leben Sie wohl.

Gellert

---

## 295.

### An dieſelbe.

[L. d. 10. Sept. 1763.

Liebſte Mademoiſelle!

Ich muß noch ein Paar Zeilen an Sie ſchreiben, ob ich n heute gleich krank geſchrieben habe; denn das Wort Abſchr macht mich ſehr unruhig, ſonſt ſetzte ich keine Feder mehr „Wollen Sie etwan das widerrufen, was Sie mir heute V mittage geſchrieben haben?" Nein, das will ich nicht! bleibt dabey, daß ich der Gräfin nichts abſchlagen kann; a es bleibt auch dabey, daß die Prinzeſſin Chriſtine, die b Prinzeſſin in Europa, keine Abſchrift fordern ſoll. „Aber iſt ſchwer zu verhindern." — Ja wenn die Gräfin Bitzth mit ihrem Verſtande kein Mittel erfinden kann, ſo langt mei noch weit weniger zu; denn dieſer ſagt mir nichts mehr, als der Brief nicht in fremde Hände kommen ſoll. So treu a die Hände der Prinzeſſin Chriſtine ſind, ſo wird ſie doch ſ

Hände um ſich haben, die nicht ſo ehrlich ſind, und alsdann erlebe ich den zweyten Theil der Geſchichte vom Huſarenbriefe, und den möchte ich um alle Wunder nicht erleben. Alsdann könnte es auch kommen, daß ich Ihnen meine Anekdoten niemals mehr überſchriebe. Dieſen Brief, den ich Nachmittags um 3 Uhr ſchreibe und der auf den Abend um ſieben Uhr mit der reitenden Poſt abgeht, wird mit dem Vormittagsbriefe vermuthlich zu einer Zeit bey Ihnen ankommen, nämlich Morgen, Sonntags Nachmittage. Dienſtags geht die Gräfin erſt fort; alſo kommen die Briefe noch ziemlich zu Rechte, wenn ſie anders zu etwas gut ſind. Hätten Sie mir nur eine Abſchrift von meinem Briefe mitgeſchickt — — doch ohne alle Abſchrift, der ſichre Weg iſt der beſte. Wenn die Gräfin nicht mit im Spiele wäre, ſo ſpräche ich kurz und gut: Caſſiren Sie den Brief, und ſo wäre alles gehoben. — Ja, liebe Mademoiſelle, zehn Briefe werden kaum langen, die ich heute ſchon geſchrieben habe, und zwanzig liegen gewiß noch vor mir auf dem Tiſche unbeantwortet. Alſo dächte ich, ich könnte mit Ehren ſchließen. Auch dächte ich, Ihr heutiger Brief hätte zu meiner Ruhe können verloren gehen. Leben Sie wohl.

Gellert.

---

## 396.

### An dieſelbe.

L. d. 11. Sept. 1763.

Liebſte Mademoiſelle!

Der böſe Brief hat mich mitten in der Nacht aufgeweckt und mir einen Theil des Schlafs entzogen; das iſt keine gute Vorbedeutung. Wenn er in Abſchrift bey Hofe iſt, ſagte ich zu mir

ſelber, ſo kannſt du in deinem Leben nicht wieder an die Mademoiſelle Lucius ſchreiben.

Gellert.

---

## 297.

### Aus einem Brief von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 10. Sept. 1763.

. . . . . .

Ich freue mich, theuerſter Herr Profeſſor, über die Liebe und den Beyfall, den unſre gute Prinzeſſin Ihnen bezeiget; denn ich freue mich über alle Leute, die Ihnen Merkmale der Liebe und Hochachtung geben, und dieß nicht allein Ihrentwegen, ſondern um der Leute ſelbſt willen, und der Auftritt bey dem Poſtmeiſter in Carlsbad hat mich ſehr vergnügt.

Sie glauben, liebſter Herr Profeſſor, es habe Sie die Begebenheit bey dem Poſtmeiſter und die Begebenheit im blauen Engel auf gleiche Weiſe gerührt, und Sie erweiſen der Prinzeſſin die Gerechtigkeit, von ihr zu denken, ſie werde groß genug ſeyn, Sie deswegen zu loben? — Ja, das würde ſie ſeyn. Aber ich, liebſter Herr Profeſſor, ich will es Ihnen nur geſtehen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde nun eben nicht denken, daß ich einen Fehler beginge, wenn ich mich ungleich ſtärker durch das Lob der guten Prinzeſſin, als durch das Lob der guten alten Magd rühren ließe, und ich will Ihnen auch ſagen, warum?

Es iſt gewiß, wenn ich etwas Lobenswerthes thue, ſo kann mich die Prinzeſſin und die Magd mit gleich gutem Grunde und aus gleich gutem Herzen loben, und in ſo weit iſt das Lob der Prinzeſſin und das Lob der Magd einander gleich, und keines

hat ein Recht mich mehr einzunehmen als das andre. Allein es ist doch auch gewiß, daß je besser ich von der Person denke, die mich lobt, je höher der Begriff ist, den ich von ihrer Einsicht, ihrer Beurtheilung und ihrem Geschmacke habe, und jemehr sie mir Hochachtung durch ihr persönliches Verdienst einflößt, desto wichtiger und desto schmeichelhafter muß ihr Lob mir seyn. Nun werde ich immer denken, daß mir die Prinzessin ihren Beyfall mit mehr Discernement und Delicatesse ertheilt, daß also ihr Lob zuverlässiger ist, und daß ich hingegen, wel doch die Magd wahrscheinlicher Weise einen so feinen Geschmack nicht besitzt, dieser ihr Lob eben so vollständig erlangt haben würde, wenn ich auch einige Fehler begangen hätte, um deren willen ich von dem Beyfalle der Prinzessin hätte verlieren können. Ich sage dieses darum, weil ich manchmal von gemeinen Leuten Ihre Lieder, so wie sie es verdienten und wie ich damit zufrieden war, habe loben hören, die aber zugleich andre Lieder, die Leute von besserm Geschmacke gewiß verworfen hätten, den Ihrigen gleich achteten. Sagen Sie mir doch, bester Herr Professor, ob ich hier Recht haben könnte, oder ob es nur eine kleine Ausflucht der Eitelkeit ist, die sich gern retten will?

Der Beyfall und das Lob der guten alten Magd war ganz gewiß aufrichtig und nur um deswillen wirklich schätzbar; allein überhaupt (freylich leidet es seine Ausnahmen) halte ich das Lob der Großen und derer die über uns sind, noch für aufrichtiger und reiner, als das Lob der Geringern oder unsers gleichen. Die Hohen denken wohl nicht leicht daran, daß sie nöthig haben andere zu loben, um sich Ansehen zu geben. Sie denken nur, daß sie andern durch ihren Beyfall Ehre erweisen, oder (und das thun die Besten unter ihnen) sie folgen blos den Bewegungen ihres Herzens und dem Eindrucke, den Verdienste auf dasselbe machen, und ertheilen so ihr freyes Lob ohne Eitelkeit und ohne Absichten für ihren eignen Ruhm. Geringere hingegen

loben berühmte und verdienſtvolle Männer öfters aus Eitel
und Prahlerey, um ſich ſelbſt in Anſehen zu ſetzen, daß ſie
ſo berühmten und geehrten Leuten wiſſen und fähig ſind,
Vorzüge einzuſehn. Hierinnen ſcheint mir der Zuſtand der
nige ſehr fehlerhaft, weil ſie an Würde niemanden über ſich
ben, deſſen Beyfalls ſie ſich freuen könnten, und immer in
fahr ſtehen, von ihren Geringern aus Eigennutz oder Eitelk
aus Niederträchtigkeit oder Furcht, gerühmt zu werden.
Verdienſten mögen ſie vielleicht wohl Menſchen über ſich hab
aber das ſehn ſie nicht leicht, oder es vergnügt ſie nicht, w
ſie's ſehn. — . . . . . .

---

## 298.

### An Caroline Lucius.

L. den 15. Sept. 1763

Liebſte Correſpondentin!

Laſſen Sie uns unſre Streitfrage abkürzen. Wenn mich
Beyfall und der Dank einer niedrigen Weibsperſon, die n
weder durch einen ſcharfen Verſtand noch durch Feinheit des
ſchmacks und der Sitten einnimmt, ſondern blos durch die A
richtigkeit und Güte des Herzens ſich empfiehlt, wenn ihr B
fall und der Dank dafür, daß ich ſie unterrichtet und erba
habe, mich ungeachtet aller ihrer Niedrigkeit, Einfalt und
angenehmen Geſtalt, darum weil ſie ein Geſchöpf Gottes,
eben ſo unſterblich als eine Prinzeſſin und eben ſo theuer
ihm geachtet iſt; wenn er mich, ſage ich, eben ſo ſehr rüh
als der Beyfall und der Dank einer verſtändigen; tugendhaf
und angenehmen Prinzeſſin, ſollte das nicht eine Pflicht
eine Ehre für unſer Herz ſeyn? Dieſes habe ich ſagen woll

— Die Prinzeſſin kann mit mehr Verſtand von dem Werthe meiner Schriften urtheilen; aber die vernünftige chriſtliche Magd kann eben ſo gewiß wiſſen und fühlen, daß ihr meine Schriften gefallen, daß ſie ihr genützt und ſie erbaut haben (zumal geiſtliche und leichte Schriften), ob ſie es gleich nicht ſagen kann. Sollte mir alſo ihr Beyfall von dieſer Seite nicht eben ſo ſchätzbar ſeyn? Denn wir wollen der Sicherheit wegen vorausſetzen, daß der Beyfall und Dank auf beiden Seiten nicht irrig, nicht parteiiſch, nicht eigennützig ſey; ſonſt findet gar keine Vergleichung ſtatt. Ich nahm an, daß ich die Magd in ihrer Art für gut und aufrichtig halten mußte, wie die Prinzeſſin in ihrer Art.

Doch, liebe Mademoiſelle, ich will nicht dociren, nicht ſtreiten. Ich will Ihnen lieber die Geſchichte vom Feldwebel erzählen, eine Parallelgeſchichte. Ein Preußiſcher Feldwebel hatte mich ſchon zween Tage aufgeſucht und nicht ſprechen können. Endlich kam er vorgeſtern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen Sie, Herr Profeſſor, daß ich zu Ihnen komme. Ich bin ein preußiſcher Feldwebel, habe drey und dreyßig Jahre gedient, habe endlich meinen Abſchied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland, in mein Vaterland, zurück zu kehren, und bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu ſehen und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen.“ Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdient? „Durch alle Ihre Schriften, die ich ſchon ſeit 1748 leſe, beſonders durch Ihre letzten. Sie haben mich oft vom Böſen abgehalten, und zum Guten ermuntert. Ach, das ſey Gott im Himmel gedankt und Ihnen! Er ſegne Sie dafür und gebe Ihnen Geſundheit und ein langes Leben, und das ewige Leben. Wenn Sie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, Sie zu ſehen!“ Es iſt eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich

ich nicht gesehen habe, auf mein Wort Freunde werden. Ihren Briefwechsel möchte ich mit der Zeit wohl lesen. — Nun liebe Mademoiselle, ich dächte, ich hätte zeither oft und viel an Sie geschrieben und könnte mit Ehren einige Wochen nach einander an meine andern Correspondenten denken. Leben Sie wohl.

Gellert.

Den 16. Septbr. Nachmittags.

Erst itzt erhalte ich Ihre Briefe vom 12. Septbr., eben da ich aus dem Collegio komme. Seyn Sie ruhig, liebste Mademoiselle, ich bin es auch, und wenn ich ja noch unruhig bin, so ist es blos über die Mühe und Unruhe, die ich Ihnen verursachet habe. Zu unserm Glücke können diese Vorfälle nicht oft vorkommen. Ob Ihnen mein Bruder die Geschichte mit der Prinzessin umständlicher beschreiben wird, das weiß ich nicht; aber nun noch einmal: Leben Sie wohl.

Sonnabends Vormittags, den 17. Septbr.

Der Bogen wird wohl noch voll werden, wie ich merke. Indem ich meinen Brief an Sie zusiegeln will, schickt mir der Herr Geheimerath von Kayserling, der sich acht Tage hier aufgehalten hat und diesen Morgen in die Lausitz abgegangen ist, die beygelegte Schrift *) für Sie, deren Autor er ist. — „Für mich?" — Ja, für Sie, liebe Freundin. — „Aber wie weiß der Mann etwas von mir?" Das will ich Ihnen wohl sagen. Er hat fast täglich an unserm Tische gespeiset und sich in der Gesellschaft der Dänen und Sachsen sehr wohl befun-

*) Eine Piece von vier Octavblättern mit dem Titel: Versuch, die bisherige Zubereitung des Caffee zu verbessern und zu anderweitigen Verbesserungen Gelegenheit zu geben, einigen Brunnengästen zu Carlsbad im Jahre 1763 mitgetheilt. Ohne Druckort und Druckjahr. Ebert.

Der älteſte Graf Moltke, der die Honneurs von unſerm
he machte und nebſt meinem Bruder dem Geheimbenrath die
ckwürdigkeiten von Leipzig ſehen ließ oder ſie ihm auch er-
te, war in ſeinen Erzählungen ſogar bis auf unſern Brief-
ſel gekommen. „Hatte er dazu Erlaubniß gehabt?" Das
ı ich eben nicht ſagen. Aber genug, er hatte durch ſeine
edſamkeit den guten Baron Kayſerling ſo eingenommen,
er mich inſtändigſt bat, ihm etliche von Ihren Briefen leſen
aſſen. „Ja, Herr Geheimberath, Ihnen traue ich, wie mir
r. Ich liebe und verehre Sie ſehr; und darum ſollen Sie
Briefe alle leſen." Er war außerordentlich mit Ihrer
reibart zufrieden, und ſein Beyfall darf Ihnen nicht gleich-
ig ſeyn, weder von der Seite des Verſtandes noch des Her-
und Geſchmacks. Er iſt ein verdienſtvoller Mann, ein
klicher Gemahl, der nie ohne Freude ſeine Frau nennt, und
lieber Vater von neun lebenden und ſechs verſtorbenen Kin-
ı. Im Carlsbade unterhielt er beynahe, ehe der Herr
Keſſel kam, die ganze Geſellſchaft allein. Er hat wohl
irt, iſt in ſeinen jüngern Jahren Obriſter in Ruſſiſchen
nſten geweſen, darauf in ſeinem Vaterlande, Curland,
rlandjägermeiſter geworden, und hat endlich bey den entſtan-
n Unruhen in Curland dieſe Bedienungen aus Gewiſſen
ergelegt, Bedienungen, die ihm bis zu fünftauſend Thalern
lich eingetragen. Er weiß viel, hat viel geſehen, viel gele-
erzählt naiv, treuherzig, und gewinnt durch ſeine ehrliche
zufriedne Miene die Geſellſchaft ſchon bey dem Eintritte,
er ſich bald durch Beſcheidenheit und Dienſtfertigkeit ganz
flichtet. Dieſes iſt alſo der Mann, der Sie hochſchätzt und
en gern einen Beweis davon durch beygelegte Schrift geben
. Habe ich nun wohl gethan oder nicht, daß ich den Bo-
, da er ſchon gebrochen, und alſo ſchwer zu beſchreiben war,
noch voll geſchrieben? Ich dächte, ſo ein Mann wäre ſchon

eines Briefs werth? und er ist auch in der That der erste auf der Liste der Carlsbader Bekanntschaften, die ich Ihnen noch zu beschreiben in meinem langen Briefe versprochen habe. Gleichwohl habe ich noch wenig von ihm gesagt. Aber nicht alles auf einmal. Leben Sie wohl, zum drittenmale.

---

## 299.

### An dieselbe.

L. d. 18. Oct. 1763.

Liebste Mademoiselle!

Ich würde Ihnen vielleicht heute noch nicht schreiben, wenn ich mir nicht ein Gewissen daraus machte, Ihnen ein Buch, das Sie gewiß lesen werden, auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Also schicke ich Ihnen die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer, aus dem Englischen des Herrn Wilkes, von dem Herrn Kreissteuer-Einnehmer Weiße übersetzet*). In der That habe ich lange Zeit kein Buch gelesen, das mir so wohl gefallen, keine Moral, die mit so vielem Geiste und so christlich schön geschrieben wäre. Warum schreiben doch nicht alle Moralisten so gut?

Die beiden ersten Briefe der Jgfr. Kirchhof habe ich gelesen; sie sind recht gut, bis auf einigen Zwang in der Schreibart. Die andern beiden, die Sie bey meinem Bruder eingeschlossen haben, kann ich nicht lesen, weil sie unleserlich geschrieben sind. Daß so viel Menschen unter dem Schutze meines Na-

*) Leipz., 1763, 8. Der Titel des Originals ist: A letter of genteel and moral advice to a young lady, by Wetenhall Wilkes. Lond., 1753, 8. Ebert.

mens ſich Ihnen aufbringen, höre ich ſehr ungern; aber wie ſoll ich dem Unheile ſteuern? Trauen Sie Niemanden, der ſich nicht ſchriftlich legitimiren kann, daß er von mir kömmt oder beſonders mit mir bekannt iſt. Den Herrn, von dem Sie in dem Briefe an meinen Bruder reden, habe ich ehedem zum Hofmeiſter empfohlen gehabt. Genau bin ich nie mit ihm bekannt geweſen.

Leben Sie wohl. Die Gräfin Vitzthum und ihre Tochter, die vor einigen Tagen von hier wieder nach Welkau gegangen ſind, grüßen Sie beſtens und erzählen viel Gutes von Ihnen.

Gellert.

Meine Collegia ſind wieder angegangen; darum ſchreibe ich ſo lakoniſch.

---

## 300.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 27. Oct. 1763.

Hochzuehrender Herr Profeſſor!

Daß ich Ihnen drey Wochen und darüber eine Antwort und eine Dankſagung ſchuldig geblieben, das iſt wirklich etwas Unerhörtes. Aber, liebſter Herr Profeſſor, ich wollte ſo gern vorher das Buch des Herrn Wilkes leſen. Ich fing es ſogleich an; aber ich fand — Sie wiſſen, wie man immer leicht im Guten gehindert wird — ſo viel Hinderniſſe, daß ichs nicht zu Ende bringen konnte. Was mich gehindert hat? — Nicht viel Sonderliches. Trauerwäſche, Manſchetten ꝛc. für meinen Vater. — Ich wußte wohl, daß ich mich darauf verlaſſen könnte, daß alles, was mir von Ihnen käme, gut ſeyn müſſe. Ich

dachte nur, ich würde Ihnen noch herzlicher für dieses Geschenk danken, wenn ich aus eigner Erfahrung wüßte, wie vortrefflich es sey, und Sie verlangen ja nichts weiter als die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit meines Dankes. — Aber liebster Herr Professor, ist es denn auch Ihre Absicht, mir dieses Buch zu schenken? Ich habe schon den Herrn Oberpostcommissär darüber fragen wollen; ich wußte nur nicht recht, wie ichs anfangen sollte, und hernach, dachte ich, weiß ers vielleicht selbst nicht. Sehen Sie, bester Herr Professor, weil Sie mir in Ihrem Briefe nicht sagen, daß das Buch künftig mein seyn soll, so ließ ich mirs auch gar nicht einfallen. Ich war vollkommen vergnügt über Ihre gütigste Vorsorge für meinen Unterricht und für mein Vergnügen, und war nur böse, daß ichs nicht geschwind genug werde lesen können, und daß ichs Ihnen länger als ich wünschte aufhalten würde. Aber da giebt es nun auch wieder andre Leute (unter denen ist auch Herr Zeis), die sprechen, „das Buch wäre von mir als ein Geschenk zu betrachten; Sie sagtens ja mit keinem Worte, daß ichs zurückschicken sollte. Was ich denn das Buch in der Welt wollte herumreisen lassen? Es käme doch vielleicht wieder zurück, oder ich machte Sie wohl gar verdrießlich.“ Ich, liebster Herr Professor, verstehe nichts davon. Ich habe votiren lassen: die Stimmen sind zu getheilt, und ich weiß nicht, an welche ich mich halten soll. Es ist gewiß am Besten, und ich weiß, daß ich Sie nicht verdrießlich mache, wenn ich Ihnen versichere, daß das Buch sicher bey mir aufbehalten wird, daß ichs mit ausnehmendem Vergnügen, (und ich will wünschen, nicht ohne Nutzen) lese, daß ichs morgen oder aufs längste übermorgen zu endigen hoffe, und daß ichs Ihnen, wenn Sie es befehlen, mit eben so vollkommener Dankbarkeit zurückgeben werde, als ichs im entgegengesetzten Falle, wenn Sie es nicht mehr brauchen, unter den Kostbarkeiten, die ich von Ihnen besitze, aufheben und es zu dem Entzwecke anwenden will, zu wel-

dem es der Verfasser geschrieben, zu welchem es der Uebersetzer allgemeiner gemacht und zu welchem Sie, gütigster Herr Professor, es mir empfohlen haben.

Ich bin außerordentlich mit dem Herrn Wilkes zufrieden, und bisher ist nur Eine Sache, eine Kleinigkeit, in der ich mit ihm nicht einig bin. Ich glaube es ihm nämlich nicht, daß es eben so schlimm und so nachtheilig sey, zu viel Thee als zu viel Wein zu trinken.

Ja, liebster Herr Professor, die Cotbussischen Mädchen (die beiden Briefe, die Sie nicht gelesen haben, waren der eine von der Jgfr. Kirchhof, der andre von der Jgfr. Kagel, ihrer Freundin, und der war der ärgste) schreiben zuweilen sehr beschwerliche Briefe zu lesen. Doch ich mag immer stille seyn. Wer weiß, was ich mache. — Ich schreibe beym Lichte, und ich sehe nicht recht gut. Lesen Sie ja meine Briefe nicht, sobald sie Ihnen Mühe machen, und sagen Sie mirs alsdann, daß Sie sie nicht gelesen haben; das soll meine Strafe seyn, und ich werde gewiß hernach mehr Fleiß aufs Schreiben wenden. Sie sind gar zu gütig für mich besorgt, bester Herr Professor. Ich kann es wirklich nicht sagen, daß sich mir Jemand unter dem Schutze Ihres Namens bisher aufgedrungen hätte. Daß Herr Rothe, der Däne, (ich glaube, Sie haben den mit in Gedanken gehabt) uns besuchte, ob ihm wohl Niemand aus unsrer Familie bekannt war, das lege ich ihm als eine Höflichkeit aus, für die ich ihm verbunden bin. Er ließ sich auch nicht so melden, als ob er von Ihnen käme, und nach seinem ersten Compliimente schien die Ursache seines Besuchs keine andre zu seyn, als daß er ein Däne war. Hernach sagte er zwar, vielleicht aus einem verbindlichen Verlangen, uns etwas Angenehmes zu sagen, denn er schien mit uns zufrieden zu seyn, daß er uns von Ihnen und vom Herrn Oberpostcommissär zu grüßen hatte.

Den Herrn A* habe ich nicht wieder gesehen. Es ist gar nicht zu verwundern, daß viele Leute sich Ihrer Freundschaft rühmen, da Sie fast gegen alle Menschen so sehr gütig sind; und überdieß, wer setzt sich nicht gern in Ansehen? Ob ich es gleich im Grunde für unbescheiden halte, so finde ich doch einige Ursache, mit dieser Art von Unbescheidenheit weniger unzufrieden zu seyn, als mit einer jeden andern. Es ist doch immer gut, wenn die Eitelkeit eines Menschen auf eine wünschenswerthe und schätzbare Sache fällt, und wenn er sie ihrem wahren Werthe nach zu schätzen weiß.

Es ist schon halb zehn Uhr, und mein Vater ist noch nicht nach Hause. Dieß ist zwar nichts ungewöhnliches, aber vielleicht ist der Zustand des Herrn Grafen Brühl Ursache, daß er uns nicht einmal hat können wissen lassen, wenn er kommen wird. Der Graf Brühl ist diesen ganzen Tag über seinem Ende so nahe gewesen, daß man von Zeit zu Zeit kaum auf die nächste Viertelstunde Hoffnung fassen können. Vielleicht endet er sein Leben noch in dieser Nacht, wenn es nicht schon geschehen ist. Zwischen hier und morgen, ehe ich diesen Brief fortschicke, hoffe ich entweder meinen Vater wiederzusehen, oder sonst etwas Gewisses zu erfahren. Indessen will ich den Brief nicht unvollendet liegen lassen: denn ob ich wohl viel jünger und viel gesünder als der Graf Brühl bin, so ist mir doch keine Versicherung darüber gegeben, ob ich morgen oder jemals wieder im Stande seyn werde, dem theuersten unter meinen Freunden die ehrerbietigste Liebe zu versichern, die, sie mag nun heute oder morgen oder in funfzig Jahren sterben, mit sich ins Grab nehmen wird

Ihre

C. C. Lucius.

Den 28. October früh.

Der Graf Brühl muß noch leben. Gestern Abends um 11 Uhr kam mein Vater nach Hause, nachdem er zuvor in Ge-

fellschaft des Platzmajor, 6 Mann Wache und des Herrn Hofrath Ferbers den Cammerrath Heinecken *) in seiner Wohnung hatte arretiren und seine Papiere versiegeln helfen. Der Graf Brühl hat sich gestern Nachmittags wieder recht wohl befunden, mit vieler Leichtigkeit und Munterkeit gesprochen, auch Suppe und ungarischen Wein und Biscuit gegessen. Doch hat mein Vater die Nacht wachend und in Kleidern zubringen müssen, weil man sich auf diesen Anschein der Besserung nicht verlassen zu können glaubte. Er empfiehlt sich Ihnen nebst meiner Mutter und meinem Geschwister aufs gehorsamste und beste, und ich freue mich, daß ich Ihnen heute noch sagen kann, daß ich zeitlebens seyn werde

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Dem Herrn Oberpostcommissär danke ich gehorsamst für sein gütiges Briefchen.

Die Frau Gräfin Vitzthum und ihr Fräulein erzeigen mir außerordentlich viel Ehre, wenn sie sich meiner so gütig erinnern.

---

## 301. (99.)

### Meinhard **) an Gellert.

Wien, d. 28. Oct. 1763.

Sie werden sich vielleicht weniger wundern, daß ich mir Ihre gütige Erlaubniß, an Sie zu schreiben, itzt zu Nutze mache, als

*) Günstling des Ministers Brühl und durch seine Verdienste um die Kunstgeschichte bekannt. Ebert.

**) (Joh. Meinhard geb. 11. Sept. 1727 zu Erlangen, begleitete 1763 den Gr. Ludwig Moltke auf seinen Reisen; er starb d. 15. Juni

daß ich es nicht eher gethan habe. Aber ich konnte nicht eher wohl etwas Wichtiges von unserer Reise melden, und unbeträchtliche Dinge lassen sich an Sie nicht schreiben. Nunmehro kann ich Ihnen melden, daß wir das gefürchtete Wien, Gottlob! glücklich verlassen, und einem angenehmern Zustande mit jedem guten, und, Gott gebe! auch dauerhaften Vorsatze entgegen gehn. Ein Unfall von geringerer Wichtigkeit ist mir hier an meinen Büchern widerfahren, die vor der Censur ein strenges Examen ausgestanden haben. Meine erste Besorgniß war für unsre geistlichen Bücher, und für diejenigen, die Sie uns für den Graf*** *) mitgegeben, von denen wir noch doppelte Exemplare hatten. Aber der Präsident in diesem Büchergerichte, der berühmte Baron van Swieten, beruhigte mich mit diesen Worten: Nous vous regardons comme frères. et vous n' avez rien à craindre pour vos libres de devotion; pour les ouvrages de Monsieur Gellert, nous les admirons et les respectons. Die Freude des Herrn Grafen ** über dieses kostbare Geschenk ist so groß gewesen, als vorher seine Unruhe, da es einige Tage von der Censur vorenthalten worden. Er wird Ihnen ohne Zweifel beides bezeugen, sobald ihm seine itzige Krankheit es zuläßt, die ihm eine Verkältung zu ** zugezogen, und die ihn auch allein abgehalten hat, mich alle die Wirkungen einer so wichtigen Empfehlung, als die Ihrige, empfinden zu lassen. Gleichwohl habe ich alle die Güte an ihm bemerkt, die ihm Ihre Zuneigung verschaffen konnte. Mit andern Nachrichten von hier darf ich Sie

1767 zu Berlin. Von ihm eine Uebersetzung von Homes Grundsätzen der Kritik. 2 Th. Leipzig, 1763. und die von Lessing in den Litteraturbriefen gerühmten Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italienischen Dichter. 2 Th. Braunschweig, 1763, 64. — Einige Veränderungen, die sich die Herausgeber v. 1774 in diesem Briefe erlaubt hatten, sind nach handschriftlichen Bemerkungen Heyers jetzt beseitigt worden.)

*) (Vielleicht der Graf Thun s. S. Nö. 291.)

nicht mehr aufhalten, mein theuerſter Herr Profeſſor. Ich nehme mir nur noch die Freyheit, mich Ihrer fernern ſchätzbaren Gewogenheit zu empfehlen. Ich bin zeitlebens mit der wahreſten, mit der ſchuldigſten Ehrerbietung

Ihr

gehorſamſter verbundenſter Diener,

J. Meinhard.

---

## 302.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 7. Nov. 1763.

Hochzuehrender Herr Profeſſor!

Sie wiſſen, daß ich immer aus Langerweile vielleicht, oder aus Mangel ſolcher Verrichtungen, die meine Gedanken beſchäftigen, oder wer weiß woher, in meinem Kopfe Betrachtungen und Unterſuchungen anſtelle, zuweilen über Dinge, die mich nicht viel angehen und die ich nicht einmal ganz verſtehe, und Sie wiſſen auch, daß ich mich nicht ſelten durch meine kleine Sophiſtereyen ſelbſt hintergehe, und vielleicht ſind Sie aus der Urſache niemals verdrießlich geweſen, wenn ich Sie zum Richter über meine Gedanken gemacht habe. Itzt habe ich Gelegenheit zu einer Betrachtung gefunden, die ich Ihnen gar zu gern mittheilen möchte; denn ſie gefällt mir, und wenns möglich iſt, liebſter Herr Profeſſor, ſo laſſen Sie mich, ich bitte Sie, Recht behalten.

Ich las vor einiger Zeit im Zuſchauer, im achten Theile ein Stück von der Verläumdung, in welchem er ein Geſetz der Abtey de la Trappe anführet, das den Mitgliedern derſelben Abtey die Pflicht vorſchreibt, von einer böſen Handlung, die ſie ſo richtig bewieſen finden, daß ſie nicht daran zweifeln können, vor-

auszusetzen, daß sie wohl aus einer guten Absicht entsprungen seyn möchte. „Vielleicht, spricht der Zuschauer, heißt das die Menschenliebe zu weit treiben?“ — Das kann allenfalls seyn. Doch bin ich nicht davon überzeugt. Wenigstens ist nicht zu besorgen, daß man diese Regel zu sehr beobachten werde. Ich halte dafür, daß nur Leute von gütiger und großmüthiger Gemüthsbeschaffenheit dazu fähig sind, und daß eine Fertigkeit in Ausübung derselben eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des menschlichen Herzens ist. Die Marquise von Lambert, wenn sie in dem Briefe an ihren Sohn ihm den Charakter seines Vaters zur Nacheifrung und Nachahmung vorstellt, so spricht sie von ihm: Quelle indulgence n'avoit-il pas pour les foiblesses de l'humanité! Il excusoit tout et regardoit les fautes comme des malheurs, et se croyait seul obligé d'être honnête homme. Ses vertus laissoient les autres à leur aise. In der That, ich finde nichts Größeres in dem Charakter eines Menschen, als eine große Nachsicht gegen andre mit einer großen Strenge gegen sich selbst. Niemand sollte unterlassen, eine so glückliche Fähigkeit in sich zu erwecken und zu befestigen. Wer ein gutes Herz hat und sie richtig beurtheilt, wird sie außerordentlich leicht finden. Wer hat nicht von Natur eine Neigung und eine Geschicklichkeit zu dem, wodurch er sich beliebt und gefällig machen kann? Und schmeichelt diese Tugend nicht unserm Eigennutze, indem sie die Ruhe unsers Lebens in Sicherheit setzt, wenn sie uns verhindert, über die Handlungen andrer Menschen, denen wir beleidigende Absichten beymessen, weil sie vielleicht solche zu haben scheinen, Verdruß zu empfinden? —

Mir wenigstens, wenn ich sie so ansehe, kömmt sie leicht und liebenswürdig vor. Es ist mir natürlich, mich in die Situation derjenigen zu setzen, deren Aufführung ich beurtheilen will, und die Bewegungsgründe und Gesinnungen anzunehmen, die man bey einer jeden Handlung haben kann, nach den verschiedenen

n, ſie zu betrachten und nach den verſchiednen Umſtänden,
elchen man ſich befindet und aus welchen man ſie betrachtet.
weiß ſehr wohl, daß man mit völliger Unſchuld eine That
hen kann, welche nicht weiter, als nur in Abſicht auf die
on, die ſie begangen hat, in Abſicht auf ihre Urſachen, und
dem Geſichtspunkte, aus welchem ſie dieſelbe angeſehen hat,
uldig iſt. Es kann ſogar geſchehen, daß dieſe Perſon ſelbſt
Handlung nicht mehr unſchuldig findet, ſobald ſie die Um-
e oder die Geſinnungen verläßt, in welchen ſie ſich damals
d, als ſie die Handlung vornahm, und daß dieſe That nie-
mehr unſchuldig ſeyn kann, ſie werde denn von einer Per-
begangen, die ſich aufs allergenaueſte in eben demſelben
befindet.

Im mich in der Gewohnheit dieſer Pflicht, die ich ſo gern
e, nicht nur weil ich Güte und Menſchenliebe darinnen finde,
rn weil die Gerechtigkeit, die man einander ſchuldig iſt,
ngänglich dazu verbindet, feſtzuſetzen, habe ich mich um Ge-
heiten bemüht, ſie auszuüben, und nun will ich Ihnen eine,
ch ungeſucht gefunden habe, um ſo viel lieber erzählen, da
ewiß weiß, daß Sie einigen Antheil daran nehmen werden.
ich erfuhr von Jemanden, der gewiß kein Verläumder iſt
ſt unnöthig die Perſon zu nennen), aber der ſich leicht für
wider eine Sache einnehmen läßt und ſie ſelten ganz über-
, ſondern alle Dinge nur immer von der Seite betrachtet,
der er darauf gewieſen wird, daß der Graf Kayſerling
obenswürdige Mann nicht wäre, für den Sie, beſter Herr
ſſor, ihn gehalten. -Er hätte, erzählte man, dem Herzoge
l von Curland gehuldiget, ihn ſeiner Dienſte aufs feyer-
und eifrigſte verſichert, auch von dem Herzoge viel Gnade
Vertrauen erhalten. Nachdem aber das Glück des Herzogs
s ſich geändert und er dem Biron zu weichen genöthiget
m, ſo habe der Graf die Partey des erſtern verlaſſen, und

ſich und ſeine Treue dem Letztern angeboten, welcher aber von den Verbindungen des Grafen mit dem Herzoge Carl unterrichtet geweſen und aus dieſer Urſache ſeine Anerbietungen verworfen hätte. Hierauf ſey der Graf nach Carlsbad gegangen (wo Sie, liebſter Herr Profeſſor, mit ihm bekannt geworden) und von da habe er wieder Briefe an den Herzog Carl geſchrieben und ihm ſeine Dienſte aufs neue angetragen; allein der Herzog, weil er ſeine erſte Untreue erfahren, habe Bedenken getragen, ſie anzunehmen. Dieß alles verſicherte man von ſicherer Hand und von einer Perſon zu wiſſen, welche die Briefe des Grafen bey dem Herzoge ſelbſt geleſen, der aber im Uebrigen denſelben als den einnehmendſten und angenehmſten Mann von der Welt beſchrieben hätte, und nun, ſetzte man hinzu, ſollte ich urtheilen, ob dieſes von dem Herrn Grafen Kayſerling nicht ſchlecht gehandelt ſey?

Der erſten Vorſtellung nach kam mir die Aufführung des Grafen verhaßt vor, und wenn ich auch eine dunkle Empfindung davon hatte, daß wohl Urſachen zur Entſchuldigung für dieſelbe zu finden ſeyn möchten, ſo hatte ich doch damals weder Zeit noch Gegenwart des Geiſtes genug, ſie ſogleich zu entdecken. Es fiel mir ungemein ſchwer, einen Mann verdammen zu hören, für den Sie, theuerſter Herr Profeſſor, ſo viel Freundſchaft und Hochachtung bezeiget und den Sie mich hochzuachten gelehret hatten, und der auf meine Dankbarkeit ein Recht hatte, und aus allen dieſen Urſachen verdroß michs, daß ichs mir nicht getrauete, etwas Gründliches zu ſeiner Entſchuldigung anzuführen. Ich mußte es alſo dabey bewenden laſſen, und ich ſagte zu mir ſelbſt: „Da der Graf der einnehmende und angenehme Mann iſt, wie ihn der Herr Profeſſor beſchrieben, der nichts als Gutes von ſich ſehn läßt, ſo hat der Herr Profeſſor nichts anders, als ihn hochachten können und müſſen. Würde er nicht zu tadeln ſeyn, wenn er ſeine Hochachtung einem Manne verſagte, an dem er lauter Ur-

ſachen ſieht, ſolche für ihn zu hegen? und wollen wir haben, daß ein rechtſchaffner Mann in einem Andern Fehler vorausſetze, die er nicht gewahr wird, und hingegen den Verdienſten, die er wirklich entdeckt, nicht Gerechtigkeit erzeige?" So ſuchte ich mich in Anſehung Ihrer vortheilhaften Meynung für dieſen Herrn zufrieden zu ſtellen, über die ich doch noch keinen Zweifel gehabt hatte. Ich fühlte auch wohl, daß dieß die Sache nicht wäre, die mich beunruhigte.

Als ich allein war, fieng ich wieder an dieſe Geſchichte zu überlegen. Ich kanns Ihnen nicht ausdrücken, wie ſehr michs kränkte, daß ich einen Mann, den Sie ehren, in einem ſo wichtigen Punkte, wo es auf Rechtſchaffenheit und Treue ankömmt, fehlerhaft finden ſollte. Hier, ſagte ich zu mir ſelbſt, iſt die Gelegenheit, die nachſichtsvolle Regel der Abtey de la Trappe auszuüben, und vielleicht kann ich, wenn ich ohne Kunſt, ohne Vorurtheile, auf eine ſimple Art und indem ich blos der natürlichen Billigkeit folge, mir ſeine Aufführung und ſeine Urſachen dazu vorſtelle, entdecken, ob er denn dadurch wirklich der Hochachtung eines rechtſchaffenen Mannes unwerth iſt.

Der Graf von Kayſerling hatte ſeinen Landesherrn verloren. Er wußte, daß er der Regierung entſagen müſſen, und daß er nicht zurückgerufen werden würde, ſo lange die Kayſerin Eliſabeth lebte, und des Herzogs hohes Alter ließ nicht hoffen, daß er noch eine ſo glückliche Veränderung erleben würde. Es konnte alſo der Graf, der als einzelner Unterthan die Nachfolge in dem erledigten Lande nicht zu beſtimmen hatte, ruhig ſeyn und erwarten, was es der Vorſehung gefallen würde, ſeinem Lande für einen Regenten zu geben. Der Herzog Carl kam, von Einigen freywillig und aus Zuneigung, von Andern aus Politik und Eigennutz angenommen, und noch Andern mit Gewalt aufgedrungen. Wenn er theologiſch raiſonnirte, ſo war es ſeine Pflicht, der Obrigkeit zu gehorchen, die über ihn geſetzt

war. Ein rechtschaffener Mann wird in keiner Pflicht, die er dafür erkennt, kaltsinnig seyn, und der Herzog Carl, sagt man, sey gütig gegen ihn gewesen: also war es recht von dem Grafen, daß er aus Dankbarkeit seinen Eifer ihm zu dienen noch vermehrte. Endlich änderte sich das Glück des Herzog Carl. Biron ward wieder eingesetzt, ein Herr, dem er vielleicht schon vorlängst seine Treue gewidmet (nur daß er sie in seinem Unglücke für ihn anzuwenden nicht mehr hoffen können), der ein Eingeborner seines Landes und nach dessen Religion, Gesetzen und Sitten erzogen war, dem sein Land und seine Unterthanen nichts vorwarfen, der nur das Opfer einer Privatrache geworden, dessen Unglück er vielleicht beklaget, für dessen Wiederherstellung er vielleicht fruchtlose und hoffnungslose Wünsche gethan hatte. — Wenn ich in dem Grafen alle diese und ähnliche Gesinnungen voraussetze, die gewiß möglich seyn können: (und warum sollte ich das nicht thun?) darf ich mich da wundern, oder den Grafen tadeln, wenn er sich über die unerwartete Glücksveränderung dieses Herrn erfreut, zu seiner ersten Pflicht zurückkehrt, und demjenigen Dienste und Treue anbietet, dem er sie vor andern schuldig zu seyn glaubt, und für dessen Eigenthum er sich schon sonst gehalten? Der Fall wenigstens scheint mir ganz genau mit demjenigen übereinzukommen, in welchem Ihre Schwedische Gräfin, liebster Herr Professor, von dem Herrn R. zu ihrem ersten Gemahle zurückkehrt. Ja, wenn es erlaubt ist, solche Betrachtungen für ihn anzuführen: Hatte der Graf nicht eine Gemahlin und neun Kinder, die ihm theuer waren, deren Glück ihm am Herzen lag, und deren Interesse er in Acht nehmen und nicht in Gefahr setzen mußte, so lange ers ohne Verletzung seines Gewissens thun konnte? Und konnte ers nicht? Ich wills nicht entscheiden, ich berühre dieß nur im Vorbeygehen. So viel ist indessen gewiß, daß mächtige und angenehme Leidenschaften, als z. B. hier, zärtliche Liebe für die Seinigen, Dingen, die uns

dazu zu dienen ſcheinen, in unſern Augen ein unſchuldiges, ja ſogar pflichtmäßiges Anſehen geben, das ſie in den Augen Andrer, die gleichgültig dabey ſind, nicht haben.

Bis hierher, glaube ich, iſt mirs ohne Mühe, blos durch eine ſimple Vorſtellung der Wahrheit gelungen, noch mehr zu thun, als das Geſetz der Abtey de la Trappe befiehlt; denn nicht nur die Abſicht, ſondern ſelbſt die Handlung des Grafen iſt unſchuldig. Daß der Herzog Biron die Anerbietungen dieſes Herrn nicht angenommen, dieß iſt ein Fehler, der nicht auf deſſen Rechnung kommen kann, und der aus einem Stolze herzurühren ſcheint, der den Großen in der Welt vornehmlich eigen iſt, nach welchem ſie ſich beleidigt finden ſobald man einen Augenblick aufhört, von ihrem Intereſſe voll zu ſeyn und ihre Sache zu unſerer eignen zu machen; oder vielleicht aus einer mißtrauiſchen Furchtſamkeit, die ſich bey dem Herzoge Biron wohl entſchuldigen läßt, da er in ſeinen verſchiedenen Abwechſelungen nur zu ſehr die Untreue und Falſchheit der Menſchen erfahren haben kann.

Nur bey dem Schritte, den der Graf hierauf that, wieder zu dem Herzoge Carl umzukehren, nachdem er gleichſam durch den vorhergehenden den Biron für ſeinen rechtmäßigen Herrn erklärt hatte, dem er ſeiner eignen Einſicht nach am meiſten Pflicht und Dienſte ſchuldig wäre, kann man ihn, wie es mir ſcheint, mit Recht eines Fehlers beſchuldigen. Denn es zeigt ſich in ſeiner Aufführung ein Widerſpruch, der nicht von einerley Grundſätzen herkommen konnte. Indeſſen iſt er, obwohl nicht von Ungleichheit, doch von Niederträchtigkeit und Treuloſigkeit, freyzuſprechen. Ein Mann, der ein wenig Stolz und ein empfindliches Gemüth beſitzt, der ſich ſeiner redlichen Abſichten und der Aufrichtigkeit ſeiner Anerbietungen bewußt iſt, und undankbar, mit verächtlichem und ſeine Rechtſchaffenheit beſchimpfendem Mißtrauen abgewieſen wird, kann vielleicht dieſe Beleidigung zu hoch empfinden und dem Verdruße darüber zuviel nachgeben, zumal wenn

das Andenken empfangener Wohlthaten und einer gütigern und dankbarern Begegnung sein Herz mit Dankbarkeit und Liebe erfüllen und demselben die erlittene Beleidigung noch empfindlicher machen, da er diese Dankbarkeit und Liebe der Pflicht, die er demjenigen, der ihn itzt beleidigt, schuldig zu seyn glaubte, aufgeopfert hat, und sich dadurch zu einem Schritte verleiten lassen, welcher verursacht, daß er aufhört, in seiner Aufführung sich gleich und ein gesetzter Mann zu scheinen; aber deswegen hört er nicht auf, ein rechtschaffener Mann zu seyn. Denn ich wiederhole es, was ist leichter für ein ehrliches und empfindsames Herz, als in einem so kritischen Umstande, wo es auf der einen Seite durch beleidigende Verwerfung zurückgetrieben, und auf der andern Seite durch das Andenken der Güte gelockt und zur Dankbarkeit aufgefordert wird; was ist leichter für dasselbe, als von dem rechten Wege zu weichen? Und sollen rechtschaffene Leute einen Mann als einen Unredlichen verurtheilen, weil er hat irren können — und in einem solchen Falle? Es wäre sehr gezwungen, wenn man bey itziger, oder vielmehr damaliger Verfassung der Sachen, dem Grafen eigennützige oder ehrgeitzige Absichten bey diesem letzten Schritte beymessen wollte, und es scheint mir ganz unstreitig, daß kein ungezwungnerer und natürlicherer Bewegungsgrund dazu könne ausfindig gemacht werden, als diejenigen, die ich angegeben habe, nämlich zuviel Empfindlichkeit über die Beleidigung von Biron, die das Andenken der gütigern Begegnung Carls in dem Herzen des Grafen zu lebhaft erneuerte. Die Aehnlichkeit des Verfahrens der beiden Herzoge bey gleicher Gelegenheit kann vielleicht aus ähnlichen Ursachen entsprungen seyn, und zum Vortheil oder Nachtheil der Sache des Grafen nichts beytragen.

Nun lassen Sie mich, liebster Herr Professor, bey Gelegenheit wissen, ob ich die Sache richtig erklärt habe, oder ob ich sie aus Parteylichkeit oder aus Mangel der Einsicht unrecht ver-

ſtehe. Ich hätte große Luſt, Ihnen noch die Urſachen zu ſagen, warum ich hierinnen mir noch weniger als ſonſt traue; aber der Brief iſt ja ſchon zu lang, und ich ſcheue mich, einen neuen Bogen zu nehmen. Leben Sie alſo wohl, theuerſter Herr Profeſſor, und ſeyn Sie meiner vollkommenſten Ehrerbietung verſichert.

C. C. Lucius.

---

## 303.

### An Caroline Lucius.

L. d. 10. Nov. 1763.

Liebſte Mademoiſelle!

Ihre Apologie iſt voll Güte und Scharfſinn, und vielleicht hat ſie der Baron Kayſerling nöthig. Ich für meine Perſon habe indeſſen viel Urſache, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, und er iſt mir auch unter dieſem Namen ſelbſt von dem Geheimen Rath Keßel, dem wackerſten Manne, und der die Geſchichte des Prinzen Carl doch auch kennen ſollte, gerühmet worden. Irre ich, nun ſo hat uns Ihr Ungenannter doch nur eine traurige Wahrheit entdecket, für die ich ihm nicht ſehr danken kann. Sie iſt aber auch nicht ſo leicht zu erweiſen. Dieß ſoll mich ſo lange beruhigen, bis ich die Untreue des Mannes, die eine hiſtoriſche Sache iſt, hiſtoriſch bewieſen ſehe. Ich halte die Leute gern bis auf den letzten Augenblick für ehrlich, vielleicht weil ich wünſche, daß ich und alle Menſchen es ohne Ausnahme ſeyn möchten.

Etwas anders! Ob Sie das Buch behalten ſollen? Ja, das verſteht ſich. Sie erweiſen mir ſogar eine Wohlthat, wenn Sie es gern behalten, und wenn Sie mir noch ein Buch nennen, das ich Ihnen in Ihre Bibliothek ſchicken ſoll. Es iſt itzt ſechs

Uhr, und Morgen iſt Bußtag; alſo will ich immer Feyerabend machen. Leben Sie wohl, meine liebe Correſpondentin.

Gellert.

---

## 304. (83.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 26. Nov. 1763.

Ich will Ihrer Güte zuvorkommen, und eine Wohlthat verbitten, die Sie mir zeither um das neue Jahr erwieſen haben, und die ich im Frieden nicht mehr mit ruhigem Herzen von Ihnen annehmen kann. Nein, liebſter Freund, ſchicken Sie mir keine Penſion mehr. Es iſt Sünde, eine anzunehmen, wenn man ohne dieſelbe leben kann. Ich weis ſehr wohl, daß Sie das Geld, das Sie jährlich für mich beſtimmt hatten, entbehren können, und daß Sie es aus großer Liebe für mich ausſetzten. Aber auch in der Liebe des Freundes kann man zu weit gehen, und dadurch gegen Andre ungerecht werden. Ich dächte alſo, Sie nähmen auf meine Bitte Ihr Jahrgeld zurück, und wendeten es zur Erziehung armer Kinder oder zur Ausſtattung eines armen und frommen Mädchens an. Ich werde Sie eben ſo ſehr lieben und ehren, und nicht minder Ihr Schuldner ſeyn, als vorher. Thun Sie es alſo, theuerſter R**, ich bitte Sie und umarme Sie mit der herzlichſten Erkenntlichkeit, Sie und Ihre würdige Gemahlinn. Wenn Sie mir aber eine neue Wohlthat erweiſen wollen, nun ſo ſchreiben Sie mir bald, oder beſuchen Sie mich bald. Leben Sie wohl!

G.

---

## 305.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 19. Dec. 1763.

Damit Ihr nicht etwa zu den Feyertagen Mangel leidet: so schicke ich Euch auf den ersten Monat des künftigen Jahres Euern Dukaten. Gott lasse Euch und Euern Sohn und alle, die zu uns gehören, er lasse uns alle das alte Jahr dankbar beschließen und das neue, nach seinem Willen, glückselig anfangen und fortsetzen. An meinem Kopfe, liebe Schwester, o da leide ich viel und unausgesetzt; aber was klage ich? Gott hat mir ja auch dieses Jahr und bis auf diese Stunde geholfen; soll ich nicht vielmehr sagen: Seine Güte ist alle Morgen neu, ihr dank ich es, daß ich noch nicht gar aus bin? — Lebt wohl! wenn Friedrich etwas braucht, so schreibt mirs; vielleicht kann ichs entbehren. Grüßt den alten Vater Meesen herzlich, Hrn. Heinecken, seine liebe Frau, den Hrn. Capellan und seine liebe Frau und ihre Kinder, und lebt immerdar wohl.

G.

---

## 306. (98.)

### An Herrn **.

1763.

Wenn der Vorsatz Ihrer Besserung aufrichtig ist, woran ich keinen Augenblick zweifle: so sorgen Sie nunmehr, daß er auch beständig seyn mag; das einzige gewisse Kennzeichen unsrer Aufrichtigkeit. Stellen Sie sich Ihre Vergehungen oft vor, und hören Sie die Entschuldigungen der Eigenliebe nicht; denn so lange wir uns in unsern Herzen noch entschuldigen, so

ist die Ueberzeugung, daß wir strafbar sind, nicht die wahre. Stellen Sie sich die traurigen Folgen Ihrer bisherigen Lebensart oft und lebhaft vor, um Ihren Abscheu dagegen desto mehr zu erwecken, und die Wege zu fliehen, die zum Verderben führen. Gesetzt, Sie hätten große Versuchungen und Verführungen von außen gehabt: so bedenken Sie, daß keine Versuchung so groß ist, die wir nicht durch Gott und seine Furcht überwinden können, wenn wir aufrichtig gesinnet sind, und immerdar wachen und beten. Der größte Feind des Guten ist in unserm Herzen. Bedenken Sie alle die Umstände, die Ihre Vergehungen vergrößern. Gott hat Ihnen vor andern große Fähigkeiten des Geistes gegeben, einen guten sorgfältigen Unterricht in der Religion durch den Dienst eines weisen und tugendhaften Mannes, der Ihr Freund war, und den Sie liebten. Ein solcher Unterricht dringt tiefer ein, und ist ein unschätzbares Glück. Sie sind ferner von Ihren ersten Jahren bis hieher an der Hand eines Mannes gegangen, der durch sein Beyspiel, seine Ermunterungen, und seine väterliche Sorgfalt alles über Sie hätte gewinnen sollen; und tausend vaterlose Kinder finden keinen B**, keinen H**. Bedenken Sie, wie viele gute Bücher Ihre Lehrer in den ersten Jahren Ihres Lebens geworden sind; Bücher, die oft Männern noch nicht bekannt werden. Und wie viel haben Sie nicht gute Gefährten und jugendliche Freunde seit Ihrem Eintritte in Leipzig gehabt; und wie leicht geht man sonst auf der Bahn der Tugend an der Seite guter Gefährten fort! Sie fanden Gönner und Versorger, ohne sie zu suchen; und wie sehr hält uns nicht bloß die Scheu vor Männern, die wir ehren und lieben, von einem strafbaren Wandel zurück! Alle diese Umstände sind sehr wichtig! Stehen Sie also von Ihrem Falle mit desto größerer Sorgfalt auf, mein lieber Sohn, und lernen Sie aus Ihrer eignen Erfahrung, wie bald und schwer der Mensch fällt, wenn er leichtsinnig,

ſtolz auf ſeine Kräfte und Gaben, und ſicher in ſeinem Herzen wird; wenn er nicht mehr täglich und ernſtlich zu Gott um Weisheit und Gnade betet, nicht die Pflichten des Fleißes und der Arbeitſamkeit ſorgfältig beobachtet, ſich nicht alle Morgen durch Gründe der Religion zur Tugend und zum Fleiße ſtärket, und ſich nicht mit dem Ende dieſes Tages aufrichtig vor Gott prüfet; wenn er ſich kleine Vergehungen erlaubt, und über der Ehre und Liebe bey den Menſchen die Ehre bey Gott zu vergeſſen anfängt. Wie wird ein Jüngling ſeinen Weg unſträflich wandeln? Wenn er ſich hält, Herr, nach deinem Worte.

Nun ſo fangen Sie denn mit dieſem neuen Jahre durch die göttliche Kraft dieſes Wortes ein neues glückſeliges Leben an. Nicht unſere Beſſerung iſt die Urſache der Vergebung bey Gott; nein; aber ſie kann nicht ausbleiben, wenn der Glaube an Gott und unſern Erlöſer, und an die Vergebung unſrer Sünden durch ihn, in unſern Seelen lebendig iſt. Zagen Sie nicht vor den Schwierigkeiten. Mit Gott können wir Thaten thun; und er iſts, der in uns das Wollen und Vollbringen des Guten nach ſeinem Wohlgefallen wirket; der denen, die ihn bitten, ſeinen Geiſt giebt, und Kräfte ſchenket, die wir ſorgfältig üben, und dadurch immer mehr Kräfte gewinnen ſollen. Fliehen Sie die häufigen Bekanntſchaften, und ſuchen Sie wenig Freunde, und machen Sie ſich den Fleiß im Stillen zum Vergnügen und täglich zum Geſetze. Ich, mein lieber Sohn, vergebe Ihnen willig, und bitte Gott, daß er Ihnen vergebe und Sie regiere, ſo lange Sie leben. Ich will meine Liebe und Sorgfalt für Sie eher vermehren als mindern, wenn ich Ihr künftiges Wohlverhalten ſehe. Durch dieſes können Sie ſich Ihre Freunde und Gönner erhalten, aber ohne daſſelbe werden ſie ſich zu Andern wenden, die ſie für würdiger anſehen. Und wie könnte ich Sie in Zukunft mit Gewiſſen empfehlen, wenn

Ihr eigner Wandel wider mich zeugte? Leben Sie wohl und beſuchen Sie mich ohne Furcht.

G.

---

## 307. (100.)

### An den Grafen M[oltke.]

1763.

Ich weis, mein lieber Graf, daß ich, wenn ich an Sie ſchreibe, nicht allein Ihnen ein Vergnügen der Freundſchaft mache, ſondern daß ich auch auf meiner Seite eine Pflicht der Liebe und Freundſchaft erfülle. Ich umarme Sie alſo in Gedanken, an welchem Orte der Welt Sie auch immer ſeyn mögen, und wünſche Ihnen alles das Gute, das ein Freund ſeinem beſten Freunde, ein Lehrer ſeinem liebſten Schüler, und ein Vater ſeinem Sohne wünſchen kann. Ich ſtelle Sie mir vor, wie Sie bemüht ſind, auf Ihren Reiſen immer mehr Vortheile einzuſammeln, Ihren Verſtand mit nützlichen und mannichfaltigen Kenntniſſen und Einſichten zu bereichern, und aus dem Umgange mit guten und nicht guten Menſchen Ihrem Herzen Regeln der Weisheit und Klugheit des Lebens einzudrücken, Ihre Liebe zum Guten zu erwecken, und den Abſcheu gegen das Laſter zu befeſtigen. Ich ſehe Ihr fleißiges Journal, das Sie führen, und darinne Sie den Nutzen und das Vergnügen der Reiſen für Ihr Gedächtniß nicht allein, ſondern für Ihre Freunde und Nachkommen aufbewahren. Ich ſehe Sie an der Seite Ihres guten Führers, wie Sie ſeinen Rath gern hören und ſuchen, und ſeinen Einſichten nnd ſeinem Beyſpiele aus Liebe und Ueberzeugung gern folgen, ihm Ihr Herz entdecken, und zur Verhütung oder Abwendung der Verſuchungen und Gefahren ſeine liebreiche

Hand zu Hülfe nehmen. Ja, theuerſter Graf, ſo ſchwer auch die Kunſt nützlich und gewiſſenhaft zu reiſen, ſeyn mag; ſo traue ich Ihnen doch zu, daß Sie vor Andern glücklich reiſen werden. Was kann Wachſamkeit, Fleiß und Religion, bey allen Zerſtreuungen und Gelegenheiten zur Sinnlichkeit, bey allen Hinderniſſen des Guten, bey allen Lockungen eines glänzenden Beyſpiels, nicht ausrichten? Nein, nein, ich weis es, der Graf L[udwig] M[oltke] wird als der liebenswürdige und tugendhafte Jüngling, der er war, wiederkommen, wird als ein Mann an Weisheit und Frömmigkeit wieder zurück in ſein Vaterland kommen; denn er hat Gott vor Augen und im Herzen, und wachet und betet. — Der Graf * *, liebſter M[oltke], hat mir ſehr für Ihre Bekanntſchaft gedanket, und mich verſichert, daß er Sie lieben würde, wenn Sie auch nicht der Sohn eines verdienſtvollen Miniſters wären. Ihr Bruder, mein liebſter Graf, iſt nur gar zu fleißig. Welche Freude wird Ihr theuerſter Vater an dieſen ſeinen beiden Söhnen erleben, wenn ſie immer an Weisheit und Güte des Herzens fortwachſen! Leben Sie wohl, mein liebſter Graf, und unter dem Schutze des Höchſten an allen Orten geſichert und zufrieden! Ich liebe Sie, bete für Sie, und bin zeitlebens der Ihrige.

G.

---

## 308. (101.)

### An Herrn F* *.

1763.

„Daß ein Leben ohne Religion nicht die Zufriedenheit gewähre, die man in ihm ſuchet, und daß die Vorurtheile von

der Entbehrlichkeit eines thätigen Chriſtenthums die ſchrecklichſten Folgen nach ſich ziehen;" dieſe Wahrheit iſt von ſo vielen frommen und geiſtreichen Männern ſo oft dargethan worden, daß ichs zwar nicht für überflüſſig halte, ſie noch in ein größres Licht zu ſetzen, aber doch auch nicht glauben kann, daß ich der Mann ſey, der dieſes überzeugend und glücklich genug thun könne. Es kann vielleicht wahr ſeyn, was Sie ſagen, daß die günſtige Meynung, welche die Welt für mich gefaßt, einer ſolchen Schrift viel Leſer verſchaffen würde; aber meine Kräfte, wie Gott bekannt iſt, ſind zu einem ſolchem Werke itzt zu ſchwach. Indeſſen will ich, wenn ich länger lebe, die Erinnerung Ihres gütigen und Ihrem Herzen ſo rühmlichen Briefs nicht vergeſſen. Itzt aber will ich Sie auf ein treffliches Werk, ich meyne Bernards Abhandlung von der Vortrefflichkeit der Religion verweiſen, wenn Sie es ſelbſt noch nicht geleſen haben, oder Ihren Bekannten gern ein Buch dieſes Innhalts empfehlen wollen. Dieſer Mann (er war Profeſſor und Paſtor in Utrecht) iſt völlig Ihrer Meynung, daß die meiſten Menſchen viel zu wenig von der Liebenswürdigkeit der Religion unterrichtet und überzeugt ſind: und aus dieſem Grunde hat er ſein herrliches Buch ſchon 1718 oder 1720 geſchrieben, welches vor einigen Jahren in Halle mit einer Vorrede des ſeligen Baumgarten aus dem Franzöſiſchen in gutes Deutſch iſt überſetzt worden. Freylich, wertheſter Freund, wiſſen es wenig Menſchen, welche hohe Wohlthat von Gott die Religion und das Chriſtenthum iſt; aber die meiſten wiſſen es darum nicht, weil ſie es nicht wiſſen und erfahren wollen. „So jemand, ſagt unſer Erlöſer, will deß Willen „thun, der mich geſandt hat, der wird inne werden, ob meine „Lehre von Gott ſey" — und alſo auch wie herrlich und liebenswürdig und wohlthätig die Ausübung des Chriſtenthums ſey. Uebrigens danke ich Ihnen für das beſondere Vertrauen, das Sie ſo gütig in mich ſetzen, ob ichs gleich nicht ganz ver-

diene, empfehle mich Ihrer fernern Gewogenheit, und wünſche Ihnen von Gott das zufriedenſte Leben des Chriſten.

G.

---

## 309. (102.)

An den Herrn Geheimderath und Miniſter von B[ernſtorff.]

1763.

Ew. Excellenz melde ich ehrerbietigſt, daß der junge Graf Sch[ulin], den Sie mir zu empfehlen die Gnade gehabt, ſich gut eingerichtet hat, ſein Studiren fleißig abwartet, und von ſeinem Hofmeiſter ſorgfältig geführet wird. Ueberhaupt machen die däniſchen Cavaliere, die ſeit einigen Jahren bey uns ſtudiret haben, oder noch itzt zugegen ſind, unſrer Akademie viel Ehre. Die Grafen [Moltke] und [Scheel], die bereits auf Reiſen gegangen ſind, waren Beyſpiele des Fleißes, der Geſchicklichkeit und der Lebensart, die ich zeitlebens lieben und ehren werde. Auch der jüngere Graf [Moltke] und die beiden Herren von [Raben] verdienen das größte Lob. Da ich ſo glücklich bin, daß Ew. Excellenz meinen Worten trauen: ſo halte ichs für meine große Pflicht, dieſes Zeugniß zum Ruhme dieſer Jünglinge vor Ihnen abzulegen, als vor dem Freunde ihrer Väter und dem Gönner der Verdienſte. Iſt mir Dänemark, wie Ew. Excellenz in Dero gnädigen Schreiben zu ſagen geruhen, einigen Dank ſchuldig: ſo darf mich dieſe Verſicherung ſeines Miniſters, als die größte Belohnung, zwar erfreuen; aber ich muß doch befürchten, daß die jungen Dänen, die ich zu unterrichten und bilden zu helfen Gelegenheit gehabt, aus Liebe für mich mehr von mir rühmen, als ich verdiene. Schülern von großen Fähigkeiten, anhaltendem Fleiße und gutem Herzen glücklich zu dienen, iſt

leicht. Unter dieſe Zahl gehört bey mir vornehmlich Ihr würdiger Reveu in Copenhagen, den, wie ich heute erfahre, ſeine Gemahlinn mit einem Sohne erfreuet hat. Ich weis, daß Ew. Excellenz dieſen Vater als Ihren Sohn lieben, und ſtatte daher in dieſer Rückſicht Ihnen meinen ehrerbietigſten Glückwunſch ab, der ich, ſo lange ich lebe, mit der größten Verehrung und Dankbegierde bin,

G.

---

## 310. (104.)

1763.

Liebſter * *.

Seyn Sie ruhig! Ihre Reue hat ſo ſtarke Kennzeichen der Aufrichtigkeit und eines höhern Urſprungs, daß ich Ihnen nicht allein mit väterlichem Herzen vergebe, ſondern Sie, wenn Sie, durch Gottes Gnade von Ihrem Falle aufgerichtet, nunmehr den Weg des Guten mit deſto gröſſerer Vorſichtigkeit und Treue betreten, auch deſto mehr lieben und für Ihre Ruhe und Wohlfahrt ſorgen will. Faſſen Sie Muth, und beten Sie, liebſter Freund. Gott wird Ihnen die verlorne Ruhe des Gewiſſens nach ſeinem Worte wieder ſchenken, und das gute Werk, das er in Ihnen angefangen hat, gewiß vollenden, und Sie aus einem verirrten und unglücklichen Jünglinge einen geretteten und glückſeligen Jüngling werden laſſen, der ſeinen künftigen Weg, und auch dereinſt den Weg des Mannes und des Greiſes, unſträflich wandelt. Das verſpreche ich Ihnen im Namen des Gottes, der uns, da er uns ſeinen Sohn zum Erlöſer gegeben, mit ihm nach einer unendlichen Liebe alles ſchenken will.

Bey Ihrem Herrn Vater, o da will ich mit Freuden für Sie bitten. — „Da er aber noch ferne von dannen war, ſahe

ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals, und küssete ihn" — — — Das wird Ihr theurer frommer Vater im Geiste thun; welche Beruhigung für Sie! Und eben so liebreich gesinnt ist auch der Vater im Himmel, der Vater der Barmherzigkeit gegen Sie, bey Ihrer Reue, Rückkehr und Bitte des Glaubens; welcher Trost für Ihr banges und mir schätzbares, doch was mir? ihm selbst, Ihrem Erlöser, so theures und schätzbares Herz! Zagen Sie nicht wegen Ihrer künftigen Beständigkeit im Guten. Wir vermögen es freylich nicht durch unsre Kraft, weder gut zu werden, noch zu bleiben; aber der in uns das Wollen wirket, (seliger Trost!) der wirket auch das Vollbringen; wie könnten wir zagen, da er uns die Waffen zum Siege anbeut, giebt, und, wenn wir nur wollen, so streiten und widerstehen hilft, daß wir aus seiner Macht durch den Glauben den Sieg erhalten, auch gegen unsre heftigsten und gefährlichsten Feinde, gegen die süßesten Reizungen des Lasters und der Lüste der Jugend und die Macht böser Gewohnheiten. So umarme ich Sie denn väterlich, als meinen wiedergefundnen Sohn, und bete für Sie, und weine Thränen der Freude über Sie, durch ihn glücklicher Jüngling! Kommen Sie heute oder morgen ohne alle Furcht zu mir. Ich will mit Ihnen reden, wie ich itzt geschrieben habe, liebreich und voll Bereitwilligkeit, Ihnen zu helfen; denn ich suche nichts, als Ihr Glück, und die Vollbringung meiner Pflicht.

G.

---

## 311. (84.)

[An Herrn v. Rochow.]

[Jan. 1764.]

Ich habe einen kleinen Unwillen in Ihrem letzten Briefe bemerket; aber ich werde nicht mit Bitten nachlassen, bis Sie mich

wieder eben so lieb haben, als vorher. In der That wäre
eine seltne Geschichte, daß zween Freunde uneinig würden, we
der eine zu gütig, und der andre zu bescheiden ist, seine Gü
länger anzunehmen; und gleichwohl ist dieses buchstäblich uns
Fall; und wer soll diesen Fall entscheiden? Nein, liebster un
bester R**, seyn Sie nicht ungehalten. Auf mein Gewi
sen sage ichs Ihnen noch einmal, daß ich Ihr Geschenk a
keiner andern Ursache ausgeschlagen, als weil es zu ansehr
lich und für mich zu unverdient ist, nach meiner Uebe
zeugung. Habe ich nach der Ihrigen unrecht; nun so verdie
ich doch weit eher Ihre Vergebung als Ihren Unwillen; u
wenn ich sie nicht verdiene, nun so bitte ich doch um diesel
aufrichtigst und herzlichst. Ich nehme es also schon als gew
an, daß Sie in diesem neuen Jahre wieder eben so sehr me
Freund sind, als in dem vorigen, und umarme Sie unter ta
sendfachen Wünschen für Ihre beständige Zufriedenheit.

Ich will Ihnen hier drey neue Bücher beylegen, die Brie
der Frau von Montagüe, die angenehm; die Erinnerun
gen für ein junges Frauenzimmer, und des Squi
Werk für die Religion, die lehrreich und zugleich angene
geschrieben, und die alle drey aus dem Englischen übersetzt sind.
Wissen Sie denn, liebster Herr von R**, daß ich schon se
einem Jahre ein Pferd aus Ihres Prinzen Heinrichs Sta
habe, das stille und sicher ist, und mir fast tägliche Dienste thu
ob es mich gleich nicht gesund macht, wie Sie aus mein
schwerfälligen Art zu schreiben leicht schließen werden? Frist
mir Gott das Leben, so gedenke ich dieses Jahr noch einmal
das Carlsbad zu gehen, wofern meine Kräfte diesen Wint
nicht zu sehr abnehmen. — Leben Sie wohl, und empfehl
mich Ihrer würdigen Gattinn.

G.

## 312.

### An Caroline Lucius.

L. d. 11. Jan. 1764.

Liebſte Mademoiſelle!

Ob Sie mich gleich heute gebeten haben *), daß ich nicht an Sie ſchreiben ſoll, wenn es nicht ohne alle meine Beſchwerung geſchehen kann, ſo will ich Ihnen doch heute noch zeigen, daß ich Ihren Bitten widerſtehn und gern an Sie ſchreiben kann, auch wenn mirs ſauer wird. Ich danke Ihnen alſo, liebſte Freundin, zuerſt für Ihre gütigen Wünſche zum neuen Jahre, die ich von Ihnen deſto williger und freudiger annehme, da ſie Niemand leicht aufrichtiger und kräftiger thun kann, als Sie. Auch Ihnen wünſchet mein Herz alle die Wohlfarth, durch die wir auf Erden ruhig, der Welt nützlich und zum Himmel reifer werden. Lebe ich nach Gottes Willen noch länger, ſo wird mirs Freude und Pflicht ſeyn, Ihr Beſtes, ſo oft ich kann, zu befördern, oder Ihnen doch zu zeigen, daß ichs gern befördern wollte. Zuerſt will ich Sie in dieſem Jahre meinem guten Wagner und ſeiner lieben Frau bey unſerm Abſchiede anbefehlen, der leider bald erfolgen und für mich äußerſt traurig ſeyn wird. Dieſer Mann iſt faſt noch der Einzige geweſen, zu dem ich oft mit allem meinem Kummer geeilet bin, und wenn ich nicht zu ihm ging, ſo war mirs doch Troſt, daß ich zu ihm gehen konnte. Aber auch dieſer Troſt entgeht nunmehr meinem Leben, und getrennt von meinen älteſten und beſten Freunden ſehe ich mich entweder einſam und allein oder an der Seite der jugendlichen Welt, die nicht mehr meine Welt iſt. Doch unſer unzufriednes Herz, ſagt Gerhard, macht ohne Noth ihm man-

*) (In einem Briefe vom 10. Jan.: No. 94 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

chen Schmerz; und vielleicht thut dieſes auch itzt das meinige
Soll Wagner mir zum Beſten in Leipzig bleiben? Un
weiß ich denn, wie lange ich ihn noch würde genießen können
Nein, ich will mich bemühen, ihn gern von mir zu laſſen. De
größten Dienſt kann er mir auch in Dresden und an alle
Orten auf Erden täglich leiſten. Gott ſchütze und ſegne dieſe
frommen und zum Dienſte des Vaterlandes gebornen Mann
Aus meinem Zuhörer iſt er mein Freund, Wohlthäter und Rath
geber geworden, und auf eben dieſe Art iſt es auch der vortref
liche Gutſchmidt *) geworden. O wenn Sie nur wüßten
wie klein und demüthig ich mir bin, wenn ich dieſe beyden Mär
ner oder einen Cramer denke, der ehedem zu mir kam un
mit vieler Schüchternheit mein Urtheil über ſeine jugendliche
Arbeiten einholte; der Mann, dem ich wenig Jahre herna
meine eignen Arbeiten zur Beurtheilung, nicht ohne Furchtſam
keit vorlegte. In dem Lehrgedichte, der Chriſt, ſtehn zw
Zeilen, welche Gutſchmidt, der ſonſt keine Verſe macht, al
eine Verbeſſerung an den Rand des Manuſcripts geſchriebe
hatte. Ich ſah, daß ſie ſchöner und kräftiger waren, als d
meinigen, und ich nahm ſie mit Dank in meine Arbeit au
Von dieſem Gedichte muß ich Ihnen im Vorbeygehn eine klei
Anekdote erzählen. Ich verfertigte es binnen acht Tagen m
einer Begierde, die ich eine längere Zeit nicht hätte ausſtehe
können. Die erſten beyden Tage hatte ich ungefähr achtzi
Verſe niedergeſchrieben. Den dritten Morgen ſtrich ich ſie voll
Unmuth aus, entwarf einen andern Plan, ſchrieb nieder, wa
ohne Troſt, wenn ich geſtört wurde, lief oft in meine Kamme

*) (Chriſtian Gotthelf Gutſchmid, der Sohn eines Predigers, gi
1721 zu Kahren in der Niederlauſitz; 1763 Geh. Aſſiſtenzrat
und Lehrer des Churprinzen Friedrich Auguſt; ſtarb, von Jo
ſeph II. in den Reichsfreiherrnſtand erhoben, als Sächſ. Cabi
netsminiſter 1798 zu Dresden.)

und betete, daß ich ja von Herzen und nicht aus unreinen Absichten schreiben möchte, ward endlich an einem Sonntage, Abends um sechs Uhr (es war Messe und ich hatte auch die Kirche nicht versäumt) fertig, und las mirs alsdann zum erstenmale laut vor; da, da war Himmel und Erde mein. O wie sind meine itzigen Tage von den damaligen unterschieden, unendlich unterschieden!

Daß die Frau Gräfin Bitzthum itzt in Dresden und nicht in Welkau ist, und auch künftig weniger da seyn wird, auch dieses ist für meine Ruhe der größte Verlust. Ich würde diese Messe, die ich auf meiner Stube ängstlich versessen habe, bey ihr nützlich verredet haben. Hat sie Ihnen mein Portrait noch nicht gegeben? — O wie viel Großes und Frommes höre ich täglich von unserm seligen Churfürsten, einem Herrn, dessen Sachsen nicht werth war, über dessen Tod die Menschen weinen und die Engel sich freuen! Die Tugend ist allezeit reizend, aber in einem Prinzen thut sie Wunder. Gott belohne unsern theuersten Friedrich Christian für seine väterliche Liebe in alle Ewigkeit!

Gellert.

Die Fräulein Schönfeld ist wieder besser; sie hat mir vor wenigen Tagen einen vortrefflichen Brief geschrieben. Die gute Fräulein! Am vorigen Montage habe ich in der Gesellschaft des Herrn Vice-Präsidenten Lindemann und des Herrn Geh. Conf. Rath Gutschmidt, D. Ernesti, Herrn Zollikofer, des Cammerrath Kregel u. s. w. bey Wagnern zu Mittage gegessen, und bis vier Uhr (eine mir fast unglaubliche Sache) bey Tische gesessen. Leben Sie wohl.

---

Den 14. Januar.

Mein Brief vom 11ten ist liegen geblieben. Ich ritt um die Zeit, da er auf die Post hätte gegeben werden sollen, aus, und

vergaß ihn, so wie ich vieles, das ich thun sollte, täglich
geſſe. Dieſen Fehler einigermaaßen zu verbeſſern, will ich
eine kleine Zugabe zu meinem Briefe machen. Die Jun
Kirchhof hat mir in dieſer Meſſe geſchrieben und Ihre Br
an ſie überſchickt. Ich dächte, ſie könnte mit der Correſpond
die ich ihr verſchafft, ſehr zufrieden ſeyn, und Sie, Maden
ſelle, können es auch mit ſich ſelber ſeyn. Ihre Briefe
angenehm und nützlich, und haben das Verdienſt des Natürlic
Von den franzöſiſchen kann ich zwar nicht ſo zuverſichtlich urt
len, weil ich ein Deutſcher bin; aber genug, ſie haben mir a
ſehr gefallen, und ich danke Ihnen, daß Sie ſo gut ſchreiben

Noch ein Poſtſcript Nachmittags. Dieſen Mittag ſollte ic
der Geſellſchaft des Herrn Vicepräſidenten Lindemann wi
bey Wagnern ſpeiſen; allein leider habe ich meine Hüftſchn
zen bekommen. Doch Gott ſey gedanket, daß ich ſie ſeit
Carlsbade nicht gehabt.

---

## 313.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 21. Jan. 176

Beſter Herr Profeſſor!

Daß Sie meine Wünſche für die Ruhe und Glückſelig
Ihres Lebens ſo gern und willig annehmen, das iſt mir
Verſicherung, daß Sie von den Empfindungen der Ehrerbiet
und Liebe, und von der vollkommenen Ergebenheit, womit
dankbegieriges Herz für Sie erfüllt iſt, ſo überzeugt ſind,
ichs wünſche. Und wie ſollten Sie auch daran zweifeln kön
Die ganz beſondere Gütigkeit, mit der Sie mich beehren,
von der Ihr letzter lieber Brief ein neuer Beweis iſt, ſteht

um ja wohl für meine ewige Dankbarkeit und Liebe. Wie wäre es möglich, daß in meiner Seele die geringste Gleichgültigkeit gegen einen Mann bleiben könnte, deſſen Herz mir alle wahre Glückſeligkeit dieſes und jenes Lebens wünſcht, und der ſchon alle meine Liebe und Hochachtung und meine beſten Wünſche hatte, ehe er noch etwas von mir wußte, und ehe ich noch daran dachte, daß er mir jemals etwas mehr werden ſollte, als was er allen übrigen Menſchen in der Welt iſt, die ihm ſo wenig bekannt ſind, als ichs damals war.

Haben Sie Dank, theuerſter Herr Profeſſor, für alle Ihre Güte und nun auch dafür, daß Sie mich dem Herrn Geh. Cammerrath Wagner und ſeiner Frau Gemahlin empfehlen wollen. Ja, liebſter Herr Profeſſor, thun Sie es, und ſeyn Sie überzeugt, daß ich Sie in dieſen Ihren Freunden zeitlebens lieben und ehren werde. Aber haben Sie denn gar Niemanden, der Ihnen erſetzen könnte, was Sie in der Entfernung des Herrn Geheimen Cammerraths verlieren? Ich dächte, Sie dürften nur wählen. Wer weiß, wie viel rechtſchaffene Männer Ihre Freundſchaft wünſchen und als ein großes Gut betrachten, die aber zu beſcheiden ſind, darum zu bitten? Es mag wohl ſchwer fallen, neue Verbindungen zu errichten, vornehmlich alsdann, wenn man in ſeinen vorhergehenden ſehr glücklich geweſen iſt; und alte Freundſchaften müſſen freylich ihre großen Vorzüge haben; aber es giebt doch auch immer ſolche gute Menſchen, bey denen man weder einen langen Umgang noch Prüfung nöthig hat, um ihres Herzens ganz verſichert zu ſeyn.

Ich glaube es wohl, daß Sie die Frau Gräfin Vitzthum und ihre Tochter vermiſſen. Die Frau Gräfin, denke ich, wird auch Sie und Welkau vermiſſen. „Ich bin eigentlich dazu gemacht, in Welkau und in Störmthal zu ſeyn," ſagte ſie letzthin einmal. An der Mittwoche iſt ſie, wie ich gehört habe, ausgezogen. Ihr Bildniß, liebſter Herr Profeſſor, hat

ſie mir zwar noch nicht gegeben, wenn aber Herr Zeis dem Herrn Geheimen Kriegsrath von Ponikau glauben ſoll, ſo hat die Frau Gräfin bey einem geſchickten Frauenzimmer hier in Dresden, deſſen Namen Herr Zeis vergeſſen, eine Copie davon für mich beſtellt. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo weiß ich doch, daß ich es noch gewiß von den gütigen Händen dieſer lieben Dame zu erwarten habe. Denn, ſehn Sie, ob ich gleich das Geſchenk niemals verdient habe und auch niemals verdienen kann, ſo bin ich doch deſſelben itzt nicht unwerther als ichs war, da ſie mirs verſprach. Sie hat mir dieß Verſprechen wohl dreymal ganz freywillig ohne alle Veranlaſſung erneuert; und noch das letztemal im vorigen Sommer, als ſie mir die Copie davon für den Herrn von Miltitz zeigte, ſprach ſie: „Sehen Sie, ſo iſt das Bild, das Sie von mir bekommen ſollen.“ Ich habe alſo keine Urſache zu zweifeln. Und wenn ichs bekomme, dann, gütiger Herr Profeſſor, werde ich gewiß nicht eine Stunde vorbeylaſſen, ohne Ihnen meinen Dank und meine Freude zu bezeigen.

Die kleine Anekdote von einem Ihrer vorzüglichſten Gedichte, dem Chriſten, iſt mir ſehr lieb. Gott belohne Sie in alle Ewigkeit auch für dieſe Arbeit und für den frommen Eifer, aus welchem Sie ſie unternommen haben. Wollten Sie mir wohl bey Gelegenheit einmal die zween Verſe des Herrn Gutſchmidts anzeigen? denn ich weiß nicht, ob Sie's erlauben, daß ich ihn ſelbſt darum frage, wenn ich etwan irgendwo mit ihm zuſammenkommen ſollte. Ich kenne ihn nicht weiter, als daß ich bey Accis-Rath Hofmann zwey oder dreymal in ſeiner Geſellſchaft geſpeißt habe. O Herr Profeſſor, Sie können ſich in Ihrer Demuth nimmermehr ſo klein ſeyn, als Sie mir darinnen groß ſind. Ja, — und wenn Sie's doch glauben könnten, daß ich das ohne alle Schmeicheley und nach den wahren Gedanken meines Herzens ſage! — Es möchte kein einziges Blatt von allen

den Schriften, durch die Sie die Liebe und den Beyfall der Menſchen erlangt haben, in der Welt ſeyn, ſo würde ich doch an den kleinen zerſtreuten Zügen, die ich aus Ihren Briefen ſammeln wollte, genug haben, um mir daraus den Charakter eines Mannes zu bilden, den ich auf die aufrichtigſte Art zu verehren und zu lieben für Pflicht halten würde.

Wenn Sie doch nur der Poeſie nicht entſagt hätten!

Itzt würden alle Ihre Freunde Sie bitten, unſerm theuerſten Churfürſten auch in Ihren Schriften ein Denkmal zu hinterlaſſen. Und Sie würden dem Vaterlande den Dienſt nicht verſagen. Jeder redliche Unterthan, deſſen Herz zu voll oder deſſen Zunge zu unberedt iſt, die Empfindungen ſeiner Seele zu ſagen, würde es Ihnen danken, und ſich freuen, daß Sie ihm eine Sprache erfunden hätten. Er würde die ſchönſten Stellen auswendig lernen, und wenn er dann von ſeinem Churfürſten reden wollte, mit Ihren Worten von ihm reden. Ich habe einige Kleinigkeiten über den Tod dieſes unſchätzbaren Prinzen gedruckt geſehen; aber es iſt alles nichts. Die Größe des Gegenſtandes, wie Sie wiſſen, ſetzt allemal die Schwäche des Dichters in ein helleres Licht, als ein geringer Inhalt. Und ich denke, wer den Werth unſers Verluſtes kennt und davon, wie er ſoll, durchdrungen iſt, der kann, wenn er anders ein Dichter iſt, nichts Schlechtes ſchreiben. Entweder er wird ganz ſchweigen, oder er muß im Ausdrucke ſeiner Empfindungen vortrefflich ſeyn. Haben Sie denn auf Ihrer Akademie keinen jungen Dichter, welchen patriotiſche Regungen und Ihre Aufmunterungen in einen poetiſchen Enthuſiasmus verſetzen, und ihm ein Lied eingeben könnten, das eines ſolchen Prinzen würdig wäre? Wie ſehr wünſchte ich, daß Cramer noch unſer ſeyn möchte, wiewohl ich ihn den Dänen nicht mißgönne. Aber gewiß man ſollte dafür ſorgen, daß den Sachſen ein treues Bild aller der Tugenden ihres verlornen Vaters und aller Verdienſte, die er um ihre Wohlfarth

hat, aufbehalten würde. Und wenn das auch gleich zur Ausbreitung und Unſterblichkeit ſeines Ruhms und zur Erhaltung eines unvergänglichen Andenkens in den Herzen ſeiner Unterthanen nicht nöthig iſt, ſo ſcheint es doch die Pflicht der Dankbarkeit zu erfordern. Kein wahres Genie, denke ich, ſollte bey einer ſolchen Gelegenheit ſeine Talente ungebraucht laſſen. Indeſſen, wenn auch Niemand da iſt, der im Namen des Landes prächtig klagt und den wahren Schmerz der Unterthanen berühmt macht, ſo iſt er doch deswegen nicht weniger wahr, nicht weniger pflichtmäßig, und den Sachſen eine Ehre; und wer die Sachſen kennt, wird gewiß hier das Volk von aller Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit freyſprechen, und den Ruhm des Fürſten und die Liebe der Unterthanen in den ungekünſtelten Thränen ſo deutlich und ſo überzeugend, als in dem erhabenſten und rührendſten Gedichte leſen.

Viel tauſend Zähren ſinds, die Redlichen entfliehn,
Und jede iſt ein Lobgedicht.

Der ſechſte Februar iſt der Tag, der beſonders dem ehrenvollen Andenken unſers ſeligen Churfürſten gewidmet iſt. Ein trauriger Tag! an welchem in Einer Stunde, an allen Orten im Lande, unzählig viel Großes und Frommes und Edles, bald ſchön, bald ſchlecht, von ihm geſagt werden wird. Aber die Rührung in den Herzen der Zuhörer wird den Rednern auf der Kanzel zu Hülfe kommen, und mehr thun, als ihre Beredſamkeit kann.

Nun, da Sie meine Briefe an die Jungfer Kirchhof geſehen, nun bin ich in der That doppelt mit mir zufrieden. Erſtlich, daß ich meiner Freundin, wie ſie mich verſichert, durch meine Briefe Vergnügen mache, und hernach auch vornehmlich, daß ſie Ihnen nicht mißfallen. Ich freue mich auch, daß Ihnen mein Franzöſiſches gefällt. Ich habe eine lange Zeit nicht halb

ſo gut deutſch ſchreiben können, als ich franzöſiſch ſchrieb. Nicht etwan, daß ich zu dem Letzten ſehr eifrig wäre angehalten worden. Ich ſollte es vielmehr gar nicht lernen; denn meine Mutter kann es nicht, und mein Vater ſpricht es auch nicht. Ich hatte auch täglich nur eine Lehrſtunde; aber ich las viel und faſt lauter franzöſiſche Bücher, denn damals waren mir die guten deutſchen Bücher noch nicht ſehr bekannt, und alſo hatte ich nichts, das meine Schreibart bilden konnte. Als man mir aber ſagte (und dieſe Regel fand ich auch in vielen vernünftigen Büchern), daß es eben nicht anſtändig wäre, von ſeiner eignen Sprache weniger zu wiſſen, als von einer fremden, ſo verließ ich das Franzöſiſche, las und ſchrieb lauter deutſch, und hätte es bald gar verlernt, wenn ich mich nicht die letzten zwey Jahre wieder darinnen zu üben geſucht hätte. Wenn die Jungfer Kirchhof an meinen Briefen ſo viel Vergnügen findet, als ſie ſagt, ſo freue ich mich ſehr darüber; denn ich liebe ſie herzlich und ſie liebt auch mich; denn ſie ſagt mirs; warum ſollte ſie mir ſchmeicheln?

Leben Sie wohl, theuerſter Herr Profeſſor. Möchte doch Ihr künftiger Brief mir ſagen, daß Sie ſich wohl befänden, und kein ſo trauriges Poſtſcript haben, als Ihr letztes war. Unſer ganzes Haus, liebſter Herr Profeſſer, empfiehlt ſich Ihnen mit der Ehrerbietung, mit welcher ich nie aufhören werde zu ſeyn

Ihre

gehorſamſte Dienerin
C. C. Lucius.

. . . . . .

## 314.

### An Caroline Lucius.

L. d. 22. Febr. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Schon seit dem 15ten dieses Monats steht in meinem Diario: an die Fräulein Schönfeld und Madem. Lucius zu schreiben — heute ist der 22ste und noch ist es nicht geschehn. Aber trösten Sie sich, es stehn wohl noch zehn Briefe auf eben dem Blatte, von denen kein einziger noch beantwortet ist. Vermuthlich sind die Collegia, die mir sauer werden, und meine Kränklichkeit die Ursache meiner saumseligen Antworten; nur weiß ich nicht, ob sie auch genug Entschuldigung sind. Genug, ich will heute wenigstens einige Punkte aus Ihren beiden letzten Briefen beantworten.

Sie wollen gern die zwo Zeilen wissen, die von dem Herrn geh. Assistenzrathe Gutschmidt in dem Gedichte, der Christ, stehen: Hier sind sie:

„Ist er der Weise nicht, der nach der Weisheit strebet?
„Durch sie erleuchtet denkt, durch sie gebessert lebet?"

Ob kein junger Dichter in Leipzig ist, der die Verdienste des seligen Churfürsten besingen könnte? Nein! Magister Brunner, mein Schüler und Freund, macht in der That vortreffliche Verse, aber dennoch mag ich ihn nicht zu dieser Arbeit ermuntern. Er ist Repetent bey dem Grafen Moltke, und auch mit andern academischen Arbeiten beschweret.

Ich dächte, Sie sagten es der Frau Gräfin getrost, daß der Herr von Charpentier mein Bild für Sie abcopiren wollte. Sie wird es nicht ungnädig nehmen, und Sie selbst bekommen unstreitig eine schöne Copie. Wenigstens können Sie es der

fräulein sagen und diesem guten Kinde die Hand in meinem Namen küssen, und auch der besten Mutter dieses guten Kindes. Wille soll mich stechen? — die gute und für mich so gutgesinnte Gräfin!*) Wenn ich an Willen in Paris oder an seine Frau schreiben und ihnen mein Portrait schicken wollte, ich glaube, er stäche es ohne alles Entgeld; denn er ist als ein Deutscher in alle deutsche witzige Köpfe herzlich verliebt. Aber ich werde ihm nicht schreiben. Der berühmte Kupferstecher Schmidt hat, da er noch in Berlin war, bis Wittenberg kommen und mich da nach dem Leben stechen wollen; aber nein, sagte ich, das ist Eitelkeit; ich werde nicht nach Wittenberg reisen. Schmidt ist nunmehr in Petersburg, und ich bin ohne Kupfer in Leipzig.

Mein Bruder reist morgen mit den beyden Herren von Raben nach Dresden. Es sind Dänen, und Sie können leicht denken, daß Sie einen Besuch von ihnen bekommen werden; aber es sind auch, zu Ihrem Troste gesagt, sehr gute liebe Kinder. Vermuthlich werden sie Ihnen diesen Brief selbst überbringen. Warum ich nicht mitkomme? Das steht auf der ersten Seite. — Ja, grüßen Sie den jungen Seidelin auf das beste von mir, und versichern Sie ihn meiner Liebe und Hochachtung, und leben Sie wohl, gute Mademoiselle.

Gellert.

*) (Die Gräfin Bitzthum beabsichtigte Gs. Portrait durch Wille stechen zu lassen. S. No. 97 des Briefw. mit Dem. Lucius.)

## 215.

### An dieſelbe.

L. d. 31. März 1764.

Liebſte Freundin!

Alſo haben Sie mein Portrait?*) Dank ſey es der guten Gräfin, daß Sie es haben, und Dank Ihnen, daß Sie es werth halten! Nun fehlet nichts mehr, als daß Sie das kranke Original noch ſehen und ſprechen. Aber wenn wird das geſchehen? Vielleicht bald, vielleicht in dieſem Leben niemals; denn ich bin ziemlich krank. Wenigſtens denke ich itzt oft an das Carlsbad, noch öfter an den Tod; und wer denkt oft und weiſe genug daran? Ich habe wieder einen lieben Freund, der Böhme hieß, Landrichter im Kreisamte, ein Liebling von Wagner und jünger als ich war, durch einen geſchwinden Tod verloren. So ſtirbt die Welt meiner Bekannten mir ab, bald durch den Tod, bald durch Entfernung! Aber getroſt! Ein guter Tod iſt Leben und Seligkeit, und das Sterbebette oft noch Ruhe und Friede. Ich denke niemals an das Ende des großen Addiſon ohne eine chriſtliche Eiferſucht. Als er die Aerzte aufgegeben, erzählt Young, der glaubwürdigſte Mann, und ſich von allen Angelegenheiten dieſes Lebens losgeriſſen hatte, ließ er einen ſeiner jungen Anverwandten, den er liebte und der es verdiente, rufen. Er lag, da der Jüngling kam, in der äußerſten Entkräftung, und ſchwieg. „Sie haben mich rufen laſſen, fing der junge Verwandte nach einer langen und ehrerbietigen Pauſe an, und ich hoffe, Sie, theuerſter Herr, haben mir noch etwas zu befehlen. Ich werde es, was es auch ſey, heilig erfüllen.“ Nichts, mein Sohn — keinen Befehl, ſprach der ſter-

*) (Eine Copie des Mylius'ſchen Bildes durch Fräulein v. Langen. S. No. 100. des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

bende Addiſon, indem er dem Jüngling ſanft die Hand drückte. Siehe hier, in welchem Friede der Chriſt ſtirbt; — — und bald darauf ſtarb er. O Gott, möchte dieſes mein Ende ſeyn, wie überglückſelig wäre ich!

Künftige Woche will ich Ihrer Freundin in Cotbus die Briefe, die ſie von Ihnen beſitzt, und die ſehr ſchön ſind, wieder ſchicken und ihr für die Mittheilung derſelben danken; heute habe ich auch meine öffentlichen Collegia, die ich herzlich ſatt war, geſchloſſen. Gott ſey Dank, daß ich ſie dieſes ganze halbe Jahr bey aller Schwachheit der Kräfte, doch ununterbrochen und ohne eine Stunde auszuſetzen, habe halten können! — Nun will ich acht Tage Briefe ſchreiben, dann noch ein Werk der Religion verrichten und hierauf, wenn Gott will, einige Zeit aufs Land gehen. Küſſen Sie der Frau Gräfin die Hand in meinem Namen, und leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir bald wieder.

Gellert.

---

## 316.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 8. Apr. 1764.

Hochzuehrender Herr Profeſſor!

Es war ſehr gütig von Ihnen, daß Sie mir am Ende Ihres Briefs ſagten, bald wieder zu ſchreiben, und nun denke ich nicht, daß ich auf eine ſolche Erinnerung nach zehen Tagen bald genug ſchreibe. Was mich abhielt? — Ich kann es Ihnen nicht eigentlich ſagen. Ihr Brief iſt — ich weis nicht — ob traurig? Wohl ſechsmal habe ich ihn, in der Abſicht, ihn zu

beantworten, geleſen, und habe die Feder wieder hingelegt, und den Brief auch; ich hatte keinen Muth. Die Idee Ihres verſtorbenen und Ihrer entfernten Freunde, die Gedanken an Krankheit und Tod — und an weſſen Krankheit und Tod! machten mich ſo niedergeſchlagen, daß ich nicht ſchreiben konnte. Es ſcheint mir ſelbſt nicht ſo, als ob ich in der itzigen Stunde fröhlicher wäre; aber ich bin itzt auf ſo eine Art betrübt, daß ich gern mit Jemanden, der es mir erlaubte, davon reden möchte, und itzt habe ich keinen Menſchen um mich, als Sie, meinen theuerſten Herrn Profeſſor; denn wenn ich an Sie ſchreibe, bin ich ganz bey Ihnen.

Es iſt wahr, wenn ich den Tod Ihres Freundes und Ihre Krankheit abrechne, enthält Ihr Brief lauter tröſtliche Bilder, das Bild des guten Todes und das Sterbebette eines Frommen, von welchem unſer lieber Young ſagt, „daß es ſein Heiligthum, über den gemeinen Weg des tugendhaften Lebens hinausgeſetzt, mit beſondern Vorrechten begnadigt iſt, und ganz im Gebiete des Himmels liegt. Denn der Himmel erwartet nicht den letzten Augenblick; ſchon dieſſeits des Todes erkennt er ſeine Freunde, und zeigt ſie den Menſchen zu einer wichtigen Lehre. Denn nicht im Tode iſt der Sterbliche zu finden. Sein Verhalten iſt ein Vermächtniß für Alle.“ — Nun giebt es wohl Menſchen, die darüber traurig werden, wenn ſie Perſonen, die ſie lieben, vom Tode reden hören, ja, die über den Gedanken an ihren eignen Tod traurig werden. Aber ich gehöre nicht zu dieſen Menſchen. Einmal iſt uns der Gedanke des Todes ein ſo höchſtnöthiger Gedanke, daß er nie für traurig ſollte gehalten werden; denn das giebt Gelegenheit, ihn zu entfernen. Und hernach iſt er ja eine von den erſten allgemeinen Lehren, die der mitleidige Schöpfer ſeinen verirrrten Menſchen, zu ihrem Wohlverhalten in der Welt, durch die Natur gegeben. Denn welche Wahrheit, als die: Du biſt Staub, und wirſt wieder Staub

werden, war geschickter, uns zu lehren, wie weit unsere Ansprüche an die Welt gehen sollen und dürfen, und uns wieder zu demjenigen Punkte der Wahrheit zurückbringen, von welchem unsere unordentlichen Neigungen uns alle, den einen mehr, den andern weniger, ableiten? — Und endlich, wer es glaubt, daß die Religion dasjenige ist, was uns in der gegenwärtigen Welt ruhig und in der künftigen selig machen kann, wie kann der den Gedanken des Todes nicht lieben? Wie kann ers vergessen, daß er zur Religion gehört, ja selbst Religion ist? In der That, so wie ich ihn betrachte, ist er ihr vornehmster Inhalt. Um des Todes willen ist die Religion, nicht um dieses, oder doch weniger um dieses Lebens willen. Der Tod giebt der Religion Ursache und Wirksamkeit und bringt uns zu unsrer Bestimmung und vollendet uns zu dem Endzwecke, zu welchem uns die Religion nur vorbereiten soll. Was wäre sie ohne den Tod? Und wie wollen die sterben können, die vor diesem Gedanken fliehen? Bester Herr Professor, Gott erhalte Ihr Leben noch lange und segne es mit Gesundheit! Sie kennen mein Herz, und Sie wissen, wie aufrichtig ich Ihnen dieses wünsche. Und ich kann es aufrichtig thun: nicht allein, weil ich Sie liebe und gewiß bin, daß ich einen Theil Ihrer Gewogenheit besitze, für den ich mit Freuden die Ehren einer Krone hingeben wollte, wenn ich sie hätte, sondern weil ich gewiß weiß, daß Sie einen jeden Tag Ihres Lebens sich und andern zum Segen und keinem einzigen zum Schaden leben würden. Aber wenn Sie einst Ihre theure Seele Ihrem Gotte überlassen sollen — — —, o so wünschte ich, daß ein Young dabey gegenwärtig seyn, und dem nachfolgenden Geschlechte die Scene Ihres Todes schildern möchte, eines Todes, der so fähig wäre, das Beyspiel Ihres Lebens mit Nachdruck zu empfehlen! Wie will ich mich auf die Ewigkeit freuen, wo ich das verklärte und vollkommene Original eines werthen Bildes sehen werde, von dem ich vielleicht, wie Sie

ſagen, in dieſem Leben, das kranke Original nicht werde kennen lernen. Aber was iſt denn nun ſo Trauriges in allem dem, was ich bisher geſchrieben habe? Dieß habe ich mich ſchon etliche mal gefragt, und es iſt nichts. Gleichwohl was weine ich? Ich habe immer mit im Schreiben geweint; ich dächte, wenn mein Leben darauf ſtünde, ich könnte mich itzt nicht enthalten; aber ich weiß nicht, woher es kömmt. Ich bin eben nicht zur Traurigkeit gemacht, und ich habe ſogar gedacht, daß ein Theil mehr Leichtſinn als Ernſt in meinem Gemüthe ſeyn müſſe. Indeſſen kann ich doch leicht ſehr tief gerührt werden, und das ohne den Einfluß äußerlicher Dinge, die etwa mich beſonders angingen, nur durch meine eigne Betrachtungen. Aber in der That, es ſind in dem Leben und ſelbſt in dem Leben guter Menſchen ſo viel traurige Zufälle, und manchmal in einem einzigen Streiche ein ſo vielfaches Unglück, daß man wohl Urſache zum Weinen hat. Heute aber habe ich ein Vergnügen, das wirklich für mich groß iſt, ob es wohl kein ſehr fröhliches Anſehen hat. In meiner Nachbarſchaft wohnte ein Mann, ein Geiſtlicher, der von einigen geliebet und geehret, und von andern getadelt, verſpottet, und, ich kann ſagen, geläſtert wurde. Ich habe ihn nie genau gekannt, und mich wenig um das, was von ihm geſagt ward bekümmert. Dieſer Mann nun iſt heute früh nach einer kurzen Krankheit von fünf Tagen, die ihm aber bis an die letzte Stunde den freyen Gebrauch ſeines Verſtandes gelaſſen, unter anhaltenden Anfällen einer ängſtlichen Erſtickung, mit völliger Losmachung von der Welt, mit einem freudenvollen Verlangen nach der Ewigkeit, voll Ruhe und Troſt, ſelbſt Troſt für ſeine Frau und ſeine drey jungen Waiſen, die er wirklich als ein guter Ehemann und Vater geliebet, geſtorben. Nun wiſſen Sie liebſter Herr Profeſſor, und Young ſagte es auch: „Ein Sterbebette iſt ein Verräther des Herzens. Hier wohnt ein unüberwindlicher Beweis; hier läßt die müde Verſtellung, die

Beherrscherin in dem Geberdenspiele des Lebens, ihre Larve fallen; hier sind Schein und Wahrheit einerley. Hier sehen wir den Menschen; wir sehen sein sicheres Vertrauen auf den Himmel, wofern seine Tugend rechtschaffen ist." — Soll ich nun nicht glauben, daß die Tugend dieses Mannes, die wenigstens mir sein Tod zu rechtfertigen scheint, rechtschaffen gewesen, und daß er von Verleumdern, wo nicht in Allem, doch in den Hauptsachen, Unrecht gelitten? Denn ich verlange ihn nicht von jedem Fehler frey zu sprechen; ich weiß es, daß er welche hatte, und wo ist der Mensch, der ganz davon frey wäre? Und soll ich mich nun nicht freuen, zu denken, daß Gott ihm aus Gnaden mit ewigen Ehren die seichte Verachtung einiger Menschen ersetzen werde?

Ich habe der Frau Gräfin Vitzthum in Ihrem Namen die Hand geküßt. Sie war über die Nachricht von Herr Böhmens Tode sehr gerührt und das war auch die Fräulein und Demoiselle Paret. Die Frau Gräfin empfiehlt sich Ihnen bestens; sie freut sich darauf, Sie nach den Feyertagen, vielleicht als eine reducirte General-Lieutenantin, zu sehen und hernach mit Ihnen zugleich in Carlsbad zu seyn. Möchten Sie doch diesmal noch gesünder und dauerhafter gestärkt von dort zurückkommen, als vor dem Jahre, und möchte ich Ihnen noch viele Jahre sagen können, daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung bin

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

. . . . . .

## 317.

### An Caroline Lucius.

L. d. 17. Apr. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Die Dänen sind freylich gute Leute, aber sie machen auch mir und Ihnen viele Noth. Schon kommen wieder ein Paar derselben und wollen Sie mit Gewalt sehen. In der That bedaure ich nicht sowohl Sie (denn ich weiß, daß Sie aus Liebe für Ihren Freund noch mehr als diese Last ertragen), nicht sowohl Sie, gute Mademoiselle, als Ihre lieben Eltern, die sich diese Dänischen Staatsbesuche so oft müssen gefallen lassen. Aber seyn Sie ruhig! Ich hoffe, der Graf Schulin und sein Hofmeister Müller, ein geschickter Mann, sollen auf dieses Jahr die letzten seyn, die Sie auf meine Rechnung sprechen und mit Complimenten ermüden werden. Sie haben ein halbes Jahr hier in Leipzig studirt und gehen wieder nach Dänemark. Doch genug von den Dänen! Nunmehr küsse ich Ihnen die Hand für den letzten vortrefflichen Brief, mit dem Sie mich in einer schweren Stunde sehr ermuntert haben. Itzt bin ich noch in der Stadt und werde meine Feiertage auch wohl in der Stadt und nicht auf dem Lande zubringen, obgleich die Frau von Zetwitz hier ist, und mich nebst ihren Söhnen abholen will. Leben Sie wohl, sehr, sehr wohl.

Gellert.

## 318.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 4. Juni 1764.

Gott hat also den alten Vater Meesen*) durch einen leich- und seligen Tod zu sich genommen. Dafür sey sein Name bet und gepreiset von uns allen. Er lehre uns auch durch s Beyspiel bedenken, daß wir sterben müssen, und lehre uns ich so leben, daß wir selig sterben können. — Was macht gute Capellanin? Gott erleichtere ihr ihre Leiden und stärke es sey zum längern Leben oder zum Tode. Ich grüsse sie ihren Mann herzlichst. — G***l ist nunmehr, wie mir Bruder geschrieben hat, von dem Königstein und unter des ral Borks Compagnie. Möchte er doch nun in sich gehen, t fürchten und besonders den Trunk meiden, bey dem man er ein vernünftiger Mensch, noch viel weniger ein Christ seyn t. Wir wollen für ihn beten und ihn ermahnen. — Ich , so Gott will, wieder in das Carlsbad gehn, etwa den 29. s Monats, und zwar mit dem Cammerherrn v. Zedtwitz seiner Frau. Ich hoffe wenig und gehe nicht ohne Zwang. t schaffe es und schicke es mit mir, wie mirs gut und selig Lebt wohl, liebe Schwester, mit Euerm Sohne und allen Unsrigen, und grüsset Heinecken s und betet für mich.

G.

*) (Er war Bürgermeister zu Haynichen, und mit einer Schwester Gellerts verheirathet gewesen.)

## 319.

### An Caroline Lucius.

L. d. 5. Juni 1764.

Liebſte Freundin!

Daß der Mann, von dem die Rede iſt, ſeine Eitelkeit und Begehrlichkeit ſo gar hoch treiben würde, dieſes habe ich freylich nicht gedacht. Aber, da ers nun gethan, und da ich gewiß weiß, daß Sie in Rückſicht auf mich, der ich ihn mit einem Briefe hatte autoriſiren müſſen, in ſeine Begehrlichkeit gewilliget haben, ſo muß ich dieſen Fehler, wenn es einer iſt, mehr auf meinen Namen ſchreiben, als Ihnen anrechnen; kurz, ich muß Sie lieber bedauren als tadeln. Aber eben dieſe Begebenheit ſoll mich auch hart gegen künftige Forderungen machen, wenn man wieder Ihre Bekanntſchaft durch mich ſucht. *) — Herr Zeis wird Ihnen vielleicht ſchon geſagt haben, daß ich wieder im Begriffe ſtehe in das Carlsbad zu reiſen. Ja, liebſte Mademoiſelle, ich ſoll dahin, aber ich gehe mit widerſtehendem Herzen. Gott ſchicke es, wie mirs gut und ſelig iſt. Begleiten Sie mich mit Ihren frommen Wünſchen, empfehlen Sie mich Ihren wertheſten Eltern, Ihrer lieben Schweſter, Ihrem lieben Bruder beſtens, und leben Sie wohl.

Gellert.

*) (Der in No. 317 erwähnte Müller hatte Dem. Lucius gebeten, ihm einmal zu ſchreiben; ſ. No. 105 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

## 320.

### An dieselbe.

Bonau, d. 5. Aug. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Endlich bin ich, Dank seys Gott ewiglich, auch das zweyte- und wie ich hoffe und wünsche, das letztemal aus dem mir traurigen Carlsbade ohne Gefahr und Unfall wieder zurück gekommen. Diese Nachricht ertheile ich Ihnen eher als meinen übrigen Freunden, weil ich weiß, daß Sie dieselbe mit Verlangen erwarten, sich darüber vorzüglich freuen und Gott mit mir für diese Wohlthat preisen werden. Die Geschichte dieses wiederholten Gebrauchs des Carlsbades ist beynahe die Geschichte des vorigen Jahres. Ich habe den Brunnen vier und dreißig Tage getrunken, ohne kränker und gesünder zu seyn als ich außer dem Carlsbade war. Ich bin ohne Ausnahme der Erste bey dem Brunnen, der Erste zu Pferde und der Erste in der Allee gewesen, den gute und böse Menschen gesucht, betrachtet, ausgefragt und bald mit Mitleiden beehret, bald mit Lobsprüchen beschämet und gemartert haben. Ich habe viele Bekanntschaften des vorigen Jahres wieder angetroffen, als den Grafen Uhlefeld und seine Gemahlin, die mir nicht allein viel Ehre, sondern ein besonderes Vertrauen erzeigten (die letzte beschenkte mich bey dem Abschiede mit einem Buche von der unlängst verstorbnen Erzherzogin, worein sie ihren Namen schrieb); ferner den General Ziethen, der mich bey dem ersten Anblicke brüderlich umarmte und mir sagte, daß er in seinem fünf und sech-

*) (Ebenso wie No. 291 in Cramers Leben Gellerts (Gs. W. 1774. Th. 10, S. 145) gedruckt; hier aus dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

zigsten Jahre ein Bräutigam wäre; den Geheimdenrath Wechmar aus Anspach, der mir eben die Liebe und Achtung, als im vorigen Jahre, ja noch weit größre erwiesen, mich fast täglich besucht und sich mit mir von sehr ernsthaften Dingen unterhalten hat, ein sehr rechtschaffner, erfahrner und gesitteter Mann. Den General Laudon fand ich nicht; aber dafür den Preussischen General Salbern, einen belesenen und gewissenhaften Soldaten, den ich vor etlichen Jahren in Leipzig kennen lernte und der mir schon damals bey einem vertrauten Gespräche gestand, die größten Glückseligkeiten seines Lebens, für die er Gott nie genug danken könnte, wären folgende gewesen: ein frommer Vater, dessen Beyspiel ihn früh gerührt, ein rechtschaffner Hofmeister, der ihn ein Jahr lang sorgfältig unterwiesen und gegen die Religion empfindlich gemacht, und endlich eine Gemahlin, die ihn durch Liebe und Klugheit von vielen Fehlern abgezogen, auf sich selbst aufmerksamer und täglich weiser und zufriedner gemacht hätte, und an deren Verlust er nie ohne Thränen und ohne Angst seiner ganzen Seele denken könnte. Ich rieth ihm damals zu einer zweyten Heirath, und er präsentirte mich im Carlsbade seiner zweyten Gemahlin mit diesen Worten: Dieses ist der Mann, der mich ermuntert hat, mein Glück in der Ehe noch einmal zu versuchen, und dem ich in Ihrem Beyseyn sagen muß, daß ichs gefunden habe. Eigentlich hatte er die Schwester seiner verstorbnen Frau zur zweyten Gemahlin gewünschet. Aber diese stirbt unvermuthet und empfiehlt ihm seine jetzige Gemahlin, mit der er nach seinem Wunsche und Verdienste lebt. Wenn ich, sagte er, als wir von Büchern redeten, auf die Musterung reise, die sich über eine ganze Provinz erstrecket, so nehme ich gewöhnlich den Zuschauer, den Nordischen Aufseher und Youngs Nachtgedanken mit mir. Seine Gemahlin, die durch die Frau von Zetlitz meinen Geburtstag erfahren hatte, schickte mir den 4ten Julius früh, als ich noch

am Brunnen war, einen Kranz von frischen Blumen, die ich aber leider unter die anwesenden Damen vertheilen mußte.

Kaum war ich im Carlsbade angekommen, als das beste junge Frauenzimmer meines Vaterlandes, die Fräulein Schönfeld nebst der Madam Paret mich auf meinem Zimmer bewillkommte. Dieses war nach drey verdrießlichen und schweren Tagen der Reise der erste frohe Augenblick. Ich freute mich, wenn die Vergleichung nicht sündlich ist, wie Paulus, als ihm einige Christen in tres tabernae entgegenkamen, und wirklich war mir die Gräfin Vitzthum des Tags vorher mit ihrem ganzen Hause bis an einen Ort vor der Stadt, der die Kayserliche Wiese heißt, entgegen gegangen; denn an dem Tage hatte ich eigentlich ankommen wollen. Sie können leicht vermuthen, liebste Mademoiselle, daß ich mich zu der Gräfin am meisten gehalten, und da die Fräulein wegen ihrer Unpäßlichkeiten beständig zu Hause speiste, am öftersten und liebsten bey ihr gespeiset habe. An der Gräfin und ihrer Tochter habe ich, wenn ichs auch sonst nicht gewußt hätte, mit Augen gesehn, daß wahre Verdienste, wenn sie mit Bescheidenheit erscheinen, an allen Orten und bey allen Arten von Menschen Beyfall, Liebe und Ehrerbietung erhalten. Auch die Personen, die sonst aus Nationalstolz Fremde nicht gern bemerken mögen und an unsrer Tugend zweifeln, weil wir uns nicht zu ihrer Religion bekennen, haben bey der Gräfin und ihrer Tochter eine Ausnahme gemacht. Die Gräfin Vitzthum, das habe ich mehr als einmal aus Böhmischem und Oesterreichischem Munde gehört, das ist eine Frau, die alle Welt hochachten muß. Ihre Tochter durfte sich nur zeigen, so gefiel sie durch ihren gelassenen und leutseligen Charakter. Die Comtessinnen Uhlefeld und Trautmannsdorf liefen ihr auf allen Schritten nach und begleiteten sie früh um sieben Uhr nebst mir den größten Theil der Stadt hindurch in ihren Reisewagen und sahen ihr so lange mit nassen Augen nach, daß

ich mich der Thränen kaum enthalten konnte. — Auch die Frau von Zetwitz und die Frau Präsidentin Lindemann, die das gute Herz bald zu Freundinnen machte, gefielen überall.

Doch ich soll Sie wohl mit neuen Bekanntschaften unterhalten. Gut, meine beste Correspondentin, hier sind einige. Der Graf Harrach, Präsident des Reichshofraths, nebst seiner Gemahlin. Die Gräfin hatte mir beyde vorzüglich gelobt, und ich fand an beyden, was sie mir gesagt hatte, zwo merkwürdige und schätzbare Personen. Er, der die Wissenschaft liebte, kränklich und ein Freund meiner Schriften war, fand sich bald zu mir und machte mir seine Bekanntschaft sogleich leicht und angenehm. Er unterschied sich durch sein Gesicht eben so sehr von andern Menschen, als durch sein gutes und gewissenhaftes Herz. Eine sehr hohe Stirn, voll Ernst und Verstand, große blaue Augen, die ganz aus ihren Ufern zu treten schienen und vor der Stirne herumflossen, eine außerordentlich große Habichtsnase, dieses war das Sonderbare seines länglicht langen Gesichts, und doch gefiel dieses sonderbare Gesichte, so bald man es einigemal gesehen hatte, weil es Verstand und Redlichkeit versprach. Er hatte, wie seine Gemahlin, die meisten Europäischen Länder gesehen und schien nur das Gute von fremden Nationen an sich genommen zu haben. Ich, sagte er unter andern zu mir, als wir von den Sitten der Höfe redeten, gehe selten nach Hofe und suche keine andre Ehre, als die genaue und gewissenhafte Beobachtung meines Amtes; aber so oft ich nach Hofe komme, habe ich das Vergnügen, daß mich die Herrschaft öfter kommen heißt und die Günstlinge mich freundlich empfangen, weil sie wissen, daß ich nicht zu meinem Vortheile und auch nicht zu ihrem Schaden komme. Als er aus dem Carlsbade reisen wollte, gieng ich in sein Haus, um Abschied von ihm zu nehmen. „Nun, sagte er, indem er mich umarmte, leben Sie lange wohl, lieber Mann, und seyn Sie stets mein Freund. Ich habe Sie wegen

Ihrer Schriften sehr hoch geschätzet, aber ich schätze Sie wegen Ihres Charakters und Ihrer Sitten noch weit höher" — und den Augenblick lief er schnell in sein Zimmer. — Seine Gemahlin war ganz Verstand, ohne daß sie es wußte, ganz Lebensart, ohne daß man im Umgange sich von ihr beschämt fühlte, ganz große Welt, aber gute große Welt, die sich mit Verstand herabließ und mit einer natürlichen Gutheit und Heiterkeit einnahm. Sie war schon in dem Herbste ihres Lebens und schmückte sich nicht in den Frühling zurück. Sie war ihres Mannes Freude und Leben, und er, dem Alter nahe, war ihr eben das. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß ich in der großen Welt kaum ein zärtlicheres, mit Anstand zärtlicheres Ehepaar gesehen habe. Sie folgte ihm, der viel und gern ging, über die höchsten Berge zu ganzen Stunden, ohne alle andre Gesellschaft. Sie begleitete ihn auf einer Wiese, wo sie keine Zuschauer hatte, zu Pferde. Sie befreyte ihn, sobald sie merkte, daß ihm das Spiel zur Last ward, vom Spiele und nahm seine Last auf sich. Mein Mann, so sagte sie einstmals, als ich mit ihr lange in der einen und ihr Mann mit dem General Ziethen in der andern Allee gegangen war, mein Mann, ich sehe es, hat sich mit dem General ausgeredet. Kommen Sie, wir wollen ihn ablösen. Sie soll stets, wie mir die Gräfin Vitzthum gesagt, einen sehr kostbaren Schmuck getragen haben, das ich, auf mein Leben, nicht wahrgenommen; aber das Portrait ihres Mannes, das sie auf dem Arme trug und das erstaunend ähnlich war, dieses fiel mir an einer Dame, die schon sechzehn bis zwanzig Jahre vermählet war, oft in die Augen. Sehn Sie, sagte der Graf Harrach einst zu mir, als er seine Dose öffnete (er schnupfte beständig), das ist meine Tochter von sechs Jahren, mein einziger Wunsch und meine einzige Sorge auf Erden: Das gute Kind hat die Pocken noch nicht gehabt. — Niemand hielt sich so sehr zur Gräfin Vitzthum, als die Gräfin Har-

rach, und niemand war der Gräfin Vitzthum lieber, als ihre Gräfin Harrach. Sie beschenkte sie mit meinen Liedern. Das, sprach der Graf bey dem Abschiede, soll unsre Lectüre unterwegs seyn und steckte das Buch zu sich. Ich stieg gleich vom Pferde, als er früh fortging und ich eilte in Stiefeln und Sporen, um ihm noch einmal Glück zur Reise zu wünschen. Allein da ich seinen Wagen leer und ihn nebst seiner Gemahlin mit vielen geputzten Herren zu Fuße über die grüne Wiese kommen sah, so schämte ich mich in meinem Reitkleide (es hatte sehr geregnet) und trat bey Seite in das erste beste Haus und kränkte mich, daß ich ihm und ihr nicht meine guten Wünsche auf ihr ganzes Leben nachrufen konnte. Kaum waren sie fort, so kam ein Bedienter und brachte mir im Namen des Grafen Harrach sechs Bouteillen Tockayerwein. Ich redte mit diesem Menschen, und erstaunte über die Liebe und Beredsamkeit, mit der er von seiner Herrschaft sprach. O sagte er, so sind wir alle im Hause, so viel es unsrer giebt, gesinnet, und wer nicht so ist, den dulden wir nicht. Es sind Leute zu zwanzig Jahren bey dem Grafen, die noch kein unschön und zorniges Wort gehört haben. Wir werden wie die Kinder gehalten und wir müssen gut seyn. Wir dienen auch alle mit Freuden und sehn und wissen nichts als Gutes und Ordnung im Hause. — So machen gute Herrschaften gute Bedienten.

Die Gräfin Trautmannsdorf, auch aus Wien. Sie hatte nicht den einnehmenden Geist der Gräfin Harrach, nicht ihr edel gebildetes Gesicht, nicht ihre angenehmen und alles überredenden Manieren; nein, sie hatte mehr eine traurige, aber leutselige Miene, versprach nach ihrem Gesichte nichts als Gutherzigkeit und hatte doch, wenn man mit ihr redete, eben so viel Verstand als Bescheidenheit; keinen Originalverstand, aber einen Verstand, durch das Lesen guter Schriften und durch Achtsamkeit, Erfahrung und Anwendung gebildet und durch ein gu-

tes Herz inſpiriret. Sie blieb länger im Carlsbade, als die Harrach, und daher wurden unſre Geſpräche auch vertraulicher und beſtimmter. Ich war ein Geſellſchafter, wie ſie ihn wünſchte, und nie war ich beſſer mit ihr zufrieden, als wenn ich mit ihr geſprochen hatte, ſo viel Nützliches und Unterhaltendes ſprach ſie. Madame, ſagte ich einmal zu ihr, als wir lange von der Erziehung der Kinder geredet hatten, nach dem, was ich von Ihnen itzt gehöret, ſo wünſchte ich wohl, daß Ihre Kaiſerin Ihnen eine ihrer Prinzeſſinnen zur Erziehung anvertrauen möchte. Sie irren ſich aus guter Meynung von mir, verſetzte ſie. Ich habe es erfahren, daß es ganz etwas Anders iſt, gut von der Erziehung urtheilen und ſie ſelbſt bey den tauſendfachen Hinderniſſen, die ſie zumal bey Hofe findet, gut und glücklich beſorgen. Ich habe dieſes Amt ſechs Monate geführet, und unzufrieden mit mir und krank am Gemüthe und Leibe wieder aufgegeben. Aus großem Eifer alles auszurichten richtete ich ſehr wenig aus. Mein größter Fehler war, daß ich mich nicht verbergen, nicht meine Zufriedenheit noch meinen Unwillen zur rechten Zeit verdecken konnte. Auch wenn ich ſchwieg, verkündigte doch mein Geſicht wider meinen Willen die Meynung meines Herzens, und ſo gab ich denen, die ich regieren ſollte, die Anleitung, ſich meiner zu bemächtigen. Es iſt ſchwer, ſeine eignen Kinder zu ziehen, aber unendlich ſchwerer iſt die fremde Erziehung, wenn man keine Naturgaben dazu beſitzet und ſich nur auf Eifer und Regeln des Verſtandes verläßt. Ich kenne nur Eine Frau, die alle Gaben, Kinder fremder Eltern zu bilden, beſitzet, und das iſt die Beaumont. Meine Tochter, fuhr ſie fort, die Sie kennen, iſt mehr durch mein Beyſpiel, weil ich ſie nie von meiner Hand gelaſſen, als durch meinen Unterricht, kurz, mehr durch meinen Umgang und durch ihre große Liebe zu mir, mehr durch den göttlichen Seegen, um den ich täglich gebetet, als durch meine Weisheit und Klugheit gebildet worden. In der

That war die Tochter, die ſchon erwachſen war, ein gutes geſittetes Kind, die viel Aehnliches mit der Fräulein Schönfeld hatte. Den Tag, da die Gräfin fortging, ſprach ich noch lange in der Allee mit ihr. Sie ſagte mir ſo viel Verbindliches, daß ich endlich anfing: Madame, ich verdiene das Alles nicht, denn ich habe ſehr wenig zu Ihrem ruhigen Aufenthalte im Carlsbade beytragen können. Aber ich kränke mich, daß ich nicht beſorgter oder dreiſter geweſen bin. Ich hätte dieſe letzten acht Tage, da ich den warmen Brunnen nicht mehr getrunken, alle Tage eine Stunde zu Ihnen kommen und Ihnen etwas vorleſen können; denn ich habe ein moraliſches Manuſcript bey mir, eine Lectüre für eine ſo gute Dame. O warum ſagen Sie mir das, rief ſie. Auf mein Leben, ich gehe nun unruhig aus dem Bade! Ich möchte weinen, hat ſie zu dem Geh. Rath Wechmar geſagt, daß ich nicht länger warten kann. Der Profeſſor hat mir ein Anerbieten gethan — o warum hat ers nicht eher gethan! — Meinen Sohn (aber ich muß Erlaubniß von der Kayſerin ſuchen,) will ich Ihnen gewiß und bald ſchicken, er iſt ſchon ſechzehn Jahre und ich verlaſſe mich auf Sie. Gott friſte Ihnen das Leben und ſtärke Ihre Geſundheit! Das waren ungefähr ihre letzten Worte, Worte einer katholiſchen Dame an einen lutheriſchen Profeſſor. Als ſie fortfuhr (es war nach der Mittagstafel) ging ich heraus an die Prager Straße und wartete bey einem Drechsler, den ich kannte, bis ihr Wagen kam. Sobald mich ihre Leute auf der Kutſche gewahr wurden, ſchrieen ſie: Halt, dort ſteht der Herr Profeſſor! Ich küßte alſo der Gräfin noch die Hand. O das iſt zu viel Freude, zu viel Ehre für mich. Leben Sie wohl, lieber Herr Gellert, und denken Sie oft an mich, Ihre Freundin! Sie hatte noch zwo Stieftöchter bey ſich, davon die eine eine Hofdame, die andere eine Stiftsdame war, auch gute Frauenzimmer.

Die Comteſſin Hatzfeld aus Schleſien mag das Kleeblatt

voll machen. Sie war eine Canoniſſin, und war ihrem Bruder, dem Fürſten, zu Gefallen ins Carlsbad gegangen, eine verſtändige, ernſthafte und beleſene Dame, auch ſehr für mich eingenommen. Sie war weder die Harrach, noch die Trautmannsdorf, und doch war ſie eine der beſten Perſonen im ganzen Bade, von der Gräfin Bitzthum und von allen hochgeachtet. Ich habe ihr meine Schriften verſprechen müſſen, weil ſie ins Reich in ihr Stift geht. Ihr Bruder war auch ein würdiger, aber kränklicher Herr, voll Beſcheidenheit und guter Kenntniſſe. Hier fällt mir der Prinz von Zweybrücken ein. Er ging durch Carlsbad und ſpeiſete Mittags bey der Gräfin Uhlefeld; er hatte von mir gehört und wollte mich gern ſprechen. Die Gräfin Uhlefeld weiß nicht, wie ſie es anfangen ſoll, weil ich ihre Tafel auf immer wegen meiner Kränklichkeit verbeten hatte. Sie ſchickt alſo zur Gräfin Werther, und läßt ſie bitten, mich zu überreden, daß ich ſie, die Uhlefeld, nach der Tafel beſuchen möchte, ſie hätte etwas mit mir zu reden, das keinen Verzug litte. Ich ging alſo hin und fand den Prinzen von Zweybrücken. — Herr Profeſſor, fing er an, mein jüngſter Sohn, Ihr großer Freund, würde mirs nicht vergeben, wenn er hörte, daß Sie im Carlsbade geweſen wären und ich Sie nicht geſprochen hätte. Wenn er des Tags über fleißig und folgſam geweſen, ſo darf er zur Belohnung eine Stunde in Ihren Schriften leſen. Er wird ſich ſehr freuen, wenn Sie ihn grüßen und Ihrer Freundſchaft verſichern laſſen. — Darum bitte ich Ihro Durchlaucht ehrerbietigſt und zugleich, daß Sie den Prinzen verſichern wollen, wie ich noch weit beſſere Belohnungen für ſeinen Fleiß wüßte, als meine Schriften. — Er ſagte mir darauf viel Schmeichelhaftes, das ich ohne roth zu werden und ziemlich ſtillſchweigend anhörte. Bey dem Abſchiede dankte ich ihm noch für den Schutz, den er meinem Vaterlande geleiſtet hätte. — Er iſt halter nicht ſonderlich geweſen, Herr

Professor, sondern nur gut gemeynt. Ich hätte wohl mehr thun mögen, auch sollen.

Dieß sind denn wieder die kleinen Anekdoten meines abermaligen Aufenthaltes im Carlsbade. Sie sind sehr unvollkommen und trocken; aber Sie werden es auch an der Schrift sehen, liebe Freundin, daß sie mit kranker Hand aufgesetzet sind und nur für Sie. Den zweyten dieses Monats sind wir aus dem Carlsbade gegangen, heute ist der fünfte, und ich habe seit dieser Zeit auf der Reise und hier in Bonau, wo ich dieses schreibe, mehr erduldet und verloren, als die ganzen fünf Wochen im Bade. So demüthiget mich Gott, damit der eingesogene Beyfall von Menschen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit, wenn Andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich desto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die sie nicht wissen noch wissen können. Der Beyfall der Menschen ist, wie der Reichthum, eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken sollen; aber wie leicht überlassen wir ihm unser Herz zum abgöttischen Altare. — Ich will den Brief mit etlichen Anmerkungen beschließen. Ich habe diesesmal mehr merkwürdige und gute Frauenzimmer, als Mannspersonen, im Bade kennen lernen. Viele Menschen mögen im Bade besser zum Umgange seyn, als außer dem Bade, und sich, ohne daß sie es wissen, in etwas verwandeln, das sie nicht sind. Die, die sich von den Geschäften oder von den Sorgen des Hauses losgerissen haben, fühlen ihre Freyheit und werden biegsamer, gefälliger; die Stolzen, weil sie ohne Herablassung keinen Umgang hätten, werden bescheidner; die Meisten, weil der Auftritt in dieser flüchtigen Welt nur drey oder vier Wochen währet, thun sich Gewalt an, ihre Rollen mit Beyfall zu spielen, und leben wie gute Menschen; viele schränken ihre Leidenschaften ein, weil es die Cur befiehlt und weil die Furcht der Krankheit sie immer überredet; die Kränklichen verbergen ihr ängstliches und

verdrießliches Weſen, um die Geſunden nicht von ſich weg zu ſeufzen — und ſo macht das Bad auf einige Wochen geſellige, nachgebende, beſcheidne, geſprächige, mitleidige, freundſchaftliche Menſchen und läßt unter Hunderten kaum etliche ſchlechte Seelen übrig. Ich habe alſo immer nach dem Leben außer und vor dem Bade geforſchet. — Die Damen erweiſen mir faſt durchgängig mehr Vertrauen und Achtung, als die Mannsperſonen, und ich verſtehe die Urſache nicht. Vielleicht bin ich gegen die erſten ohne meine Wiſſen freundlicher und geſprächiger, als gegen die andern. — Die meiſten Menſchen haben mich für einen angenehmen Geſellſchafter gehalten, und warum? weil ich munter und witzig gethan habe? Nichts weniger; weil ich ſie achtſam angehöret, wenig und zu rechter Zeit geantwortet und ſelten von mir und meinen Schriften geſprochen habe.

Noch ein Wort von dem Präſident Lindemann. Ich habe dieſen Mann, den ich herzlich liebe und ehre, wenig genießen können. Ich bin ein einzigmal mit ihm ausgeritten und nur zweymal, da ich doch alle Tage kommen konnte, habe ich mit ihm gegeſſen. Zu Hauſe war er immer mit Aufwartungen umgeben, und in der Allee war ich nicht mein. Aber ſeine Verdienſte habe ich den Menſchen im Carlsbade oft bekannt gemacht. Seine Frau iſt die beſte Frau von der Welt, iſt ganz Unſchuld und Freundſchaft, und ihre Schweſter, die Schillingin, ganz Munterkeit und Beredſamkeit. Der Madame Roß und ihrem Manne und dem kleinen Legationsrath Liſchinsky (alles Eine Geſellſchaft) bin ich auch ſehr gut geweſen. Mit Schillingen und Lindemannen habe ich noch in Meißen ſtudirt. — Meine alte Magd im Carlsbade habe ich nicht ſprechen können, ob ich gleich nach ihr gegangen bin. So viel wenigſtens auf heute, den fünften Auguſt.

Den 7. August.

Die Frau von Zetwitz, welche diesen Brief gelesen hat, spricht, ich sollte ihn noch nicht schließen, ich hätte Vieles vergessen, und sie wollte mich mit allerhand Supplementen bereichern. Aber diese Supplemente, liebe Mademoiselle, beziehen sich fast alle auf Ehrenbezeugungen und Lobsprüche, die man mir gemacht, die ich am wenigsten selbst erzählen darf, und die ich nicht einmal gern leise denken mag. Ich will Ihnen lieber ein Unglück erzählen, das mir im Carlsbade begegnet ist, das mich sehr beunruhiget hat und zeitlebens beunruhigen muß. Ich litt bald anfangs durch das brennende Wasser, das man zu ganzen Stunden trinket, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es so weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren) den zum Sprechen nothwendigsten obern Vorderzahn einbüßte, dessen beide Nachbaren schon lange waren verloren gegangen. Ich glaube, ich mag über diesen Verlust wohl geweinet haben. Das Grausamste war, daß mir der Doctor anmuthete, selbst Hand an den Zahn zu legen; aber ich konnte es nicht so weit bringen, bis endlich der Doctor mein Peiniger ward. Seyn Sie ruhig, sagte er, es ist ein geschickter Zahnarzt aus Prag hier, der Zähne glücklich einsetzt, und Sie sind wegen Ihres Amtes verbunden, seine Hülfe zu gebrauchen. Ich schickte traurig nach ihm. Er versprach mir Alles, und kam den andern Morgen, marterte mich mit Instrumenten, die der Scharfrichter nicht ärger hat, mit Feilen und Lanzetten, und zwang mir eine Reihe von drey Zähnen mörderisch ein. Ich duldete alles, ging unter vielen Schmerzen zur Gräfin zu Tische und konnte mit den neuen Zähnen weder reden noch essen, noch schlafen. Nachmittags ließ ich meinen Zahnarzt wieder rufen, bat ihn, daß er mich von meiner Marter befreyen und mir kein Wort weiter von künstlichen Zähnen sagen sollte. Hier haben Sie die drey Ducaten für Ihre Mühe — und Sauer, nehme

er dieſe Zähne zu ſich, bis ich ſie ihm wieder abfordern werde. Alſo hatte ich einen unentbehrlichen Zahn und drey Ducaten und einen ganzen Tag elend und unter Zittern und Zagen verloren, Vormittags (der Doctor und Zahnarzt hatten alles ausgebreitet) Glückwünſchungen und gegen Abend Condolenzen angenommen. Indem ich über dieſen meinen Verluſt noch niedergeſchlagen am Fenſter ſtand, ſah ich einen alten ehrwürdigen Juden, wenn es ſolche giebt, einen Mann, den der Schlag vor vielen Jahren gerührt und der vierzig Meilen hinter Warſchau herbey gekommen war, von ſeiner Frau und zwey Kindern geleitet, vorbey ſchleichen, und dachte: Biſt du nicht viel glücklicher, als dieſer Mann? Du kannſt noch gehn und reden; das kann er nicht. Sey nicht undankbar! Aber die elendeſte Perſon unter allen Kranken war eine Jungfer aus Dresden, eines Fleiſchers Tochter, die durch das Schrecken des Bombardements am ganzen Leibe gelähmt und durch das langwierige Lager jämmerlich verwundet war. Ich hörte dem Dr. Springsfeld, ſo oft er von ihrem Elende ſprach und ihre Geduld erzählte, achtſam zu, um Mitleiden und Geduld zu üben. Einen andern Kranken, den herzogl. Leib-Chirurgus aus Schwerin, auch vom Schlage gelähmt, habe ich oft beſucht und getröſtet. Er wünſchte nichts, als bey ſeinen Vätern zu ſterben, und ich hoffe, Gott wird ihm den Wunſch gewähren. Eben zu der Stunde, da wir in Carlsbad ankamen, begrub man unter einem großen Gewitter den Grafen Eſterhazy, einen Badegaſt und ehemaligen Geſandten an unſerm Hofe, der krank aus Wien abgereiſet war, ſeine Geneſung ſicher im Carlsbade erwartet, noch den Abend, da er angekommen, ſechs Becher Prudel begierig getrunken, darauf wohl geſchlafen, den andern Tag wieder getrunken und den dritten ſein Leben geendiget hatte. Herr lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen! mit dieſem Gedanken weihte ich meine Stube ein. — Aber nun auch kein Wort mehr

vom Carlsbade, kein Wort mehr, als: Gott sey Dank und Preis!

Und Sie, liebe Mademoiselle, es sind schon acht Wochen, daß ich keine Nachrichten von Ihnen habe. Sie haben doch binnen dieser Zeit mit Ihrem ganzen Hause gesund und zufrieden gelebet? Das hoffe ich und erwarte ich bald von Ihnen zu hören. Die Gräfin und der Präsident Lindemann, beyde versuchten mich mit dem Antrage, mit ihnen nach Dresden zu reisen. Die Churfürstin, sagte der Präsident, würde mirs sehr danken. Sobald ich gesund bin, versetzte ich, will ich der Churfürstin vor allen Fürstinnen auf Erden zuerst aufwarten, itzt aber meinen felsigten Weg über Annaberg und Chemnitz nach Bonau und Leipzig nehmen. Ich dächte, Mademoiselle, Sie besuchten die Frau Geh. Cammer-Räthin Wagner und überbrächten ihr und ihrem Gemahle in meinem Namen die herzlichsten Versicherungen meiner Hochachtung und Freundschaft und tausendfache Glückwünsche. Endlich bitte ich eben dieses gegen Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter, Ihre Jgfr. Schwester, Ihren Herrn Bruder und Herrn Zeisen und seine Frau Liebste zu thun. Und nun leben Sie wohl.

Gellert.

Die Frau von Zetwitz empfiehlt sich Ihnen bestens.

Noch eine kleine Begebenheit, damit der Bogen voll wird. Als ich in den ersten Tagen einmal bey dem Neubrunnen vorbeyritt, kam ein Herr auf mich zugelaufen und hielt mein Pferd sehr freundlich an. Vergeben Sie mir eine unbescheidene Frage, Herr Professor, ich bin der Baron Stensch aus Schlesien; Ihre Schecke kömmt mir so bekannt vor und ich möchte wohl gern wissen, ob Sie das Pferd schon lange hätten. Wie lange ichs habe, Herr Baron, das kann ich Ihnen nicht so genau sagen — schon übers Jahr — Vielleicht wollen Sie lieber wissen,

wo ichs her habe? Aus dem Stalle des Prinzen Heinrich von Preußen. — O nun weiß ich alles. Sein Generaladjutant Kalkreuter hat es von mir für den Prinzen gekauft. Er hat es immer auf dem Marſche geritten! O wie freut michs, daß die Schecke in Ihren Händen iſt. Ich habe Sie, Herr Profeſſor, ſo lieb, und es iſt ein ſehr gutes Pferd, das ich ſelbſt zugeritten habe. Nun, das iſt ein ſehr unerwartetes Vergnügen für mich. — — Ich dankte ihm herzlich, bat, daß er ja ſein erſtes Recht auf das Pferd nicht erneuern möchte, gieng nachher zu ihm in ſein Quartier und küßte ihn dankbar für ſeine Freude über meinen Beſitz ſeines geweſenen Pferdes. Es war ein rechtſchaffener Mann und wir wurden gleich gute Freunde.

P. S. Heute Nachmittags um 4 Uhr habe ich Ihren lieben Brief erhalten, für den ich Ihnen itzt nur danke. Grüſſen Sie den guten Hofrath Krebel ja von mir.

---

## 331 (85.) *).

[An Herrn von Rochow.]

Bonau d. 10. Aug. 1764.

Liebſter Freund!

So irrig denkt der Menſch! Ich glaubte, daß Gott den ſeligen Boſen, wegen ſeiner Geſchicklichkeit, Frömmigkeit und Arbeitſamkeit beſtimmt habe, das Glück vieler Menſchen auf Erden zu befördern. Ich gab ihm alſo ein langes Leben und dachte nicht an ſeinen Tod; und ſiehe, er iſt plötzlich erfolgt, und hat meine ganze Seele niedergeſchlagen. Aber ſo war es beſchloſſen. Der Herr hat ihn der Welt gegeben, der Herr hat ihn früh zu ſich genommen; der Name des Herrn (auch ſo müſſen wir unter

*) (Aus einer Abſchrift im Heyerſchen Nachlaß vervollſtändigt.)

unſern Thränen ſagen) ſey gelobet! Auch ſo, theuerſter Freund werden Sie bey dem Verluſte Ihres beſten Vaters ſagen, um ſich beruhigen. Wir leben, um zu ſterben, um ewig glücklich zu werden. Das iſt der Glaube und der Troſt des Chriſten. Niemand hat mehr Urſache, täglich des Todes zu gedenken, als ich, der ich ſeine Vorboten ſeit ſo vielen Jahren, und itzt noch alle Tage näher ſehe. Ich bin wieder, Dank ſey es Gott! aus dem Carlsbade zurück gekommen, aber nicht geſünder, weit kraftloſer. — Doch das ſollte mich nicht beunruhigen, ſondern nur wachſamer und getroſter machen. Sie wollen Gödicken von mir haben. Ja liebſter Rochau, von Herzen gern will ich Ihnen den Mann abtreten. Itzt darf ich nicht mehr an mich, ſondern ich muß mit Ernſt an ſeine Verſorgung denken. Ich weiß ſie Sie keinen redlichern Gehülfen als ihn, und für ihn keinen beſſern Herrn und Freund, als Sie. Aber, guter Mann, Gödicke iſt nicht mehr jung, und wird, wenn er Ihnen etliche Jahre gedient hat, zu alt ſeyn, ein Kirchen- oder Schulamt erſt anzutreten. Alſo müßten Sie ihn ſtets bey ſich zu behalten ſuchen. Das überlaſſe ich Ihnen und ihm. — So viel. Leben Sie mit Ihrer liebſten Gemahlinn wohl. Ich bin Zeitlebens

Ihrige

G.

---

## 322. *)

L. d. 10. Sept. 1764.

Theuerſter Herr von Thümmel!

Aus eben dem Grunde, aus dem ich Sie mehr als andre liebe, ſchreibe ich auch ſeltner an Sie, als an andre meine

*) (Aus dem Heyerſchen Nachlaß. — M. A. v. Thümmel, der bekannte Dichter, war in Leipzig (nach 1756) Gellerts Zuhörer geweſen. Der letzte Aufſatz in „Gellerts letzten Vorleſungen. L. 1770“ iſt von ihm.)

Freunde, nämlich, weil Sie so gut sind, meiner Ermunterungen, meines Raths und Beyfalls weniger nöthig haben und ohne alle schriftliche Versicherung an meiner Liebe und Hochachtung und meinem Vergnügen über Ihr Glück nicht einen Augenblick zweifeln. Aber endlich bin ich doch mir selbst die Freude schuldig, einen Brief von Ihnen zu beantworten, den ich schon vor etlichen Monaten und wo ich nicht irre, im Carlsbade erhalten habe. — Es thut mir weh, daß ich dem Sohne Ihres Freundes, den Sie meiner Vorsorge so gütig empfohlen haben, noch nicht habe dienen können; denn es sind erst acht Tage, daß ich wieder in Leipzig bin. Aber schreiben Sie ihm, daß er nunmehr getrost zu mir kommen und alles von mir erwarten solle, was ich ihm in meinen Umständen, durch Rath, Unterricht und Ermunterung, leisten kann. Wenn er so biegsam, so fleißig, so gewissenhaft und vorsichtig ist, als Sie, theuerster Thümmel, auf unsrer Academie waren; so muß es mir Freude und nicht Mühe seyn, ihm zu dienen. Diesen Lobspruch, den noch Ihr tägliches Leben rechtfertigt, den Ihr bester Gefährte, unser seliger Bose, mir so oft bestätiget hat, wird Ihnen mein Herz zeitlebens machen. Auf welchen traurigen Gedanken bringt mich der Name des Mannes, den ich itzt genennet habe! Doch nein, ein seliger Freund, das ist kein trauriger Gedanke. Das sollte uns der freudigste seyn; und selig, unaussprechlich selig, o das ist der fromme Bose gewiß! Sein Beyspiel ist wenigstens uns genug, uns seinen Verlust zu ersetzen; so wie uns sein frühes und plötzliches und freudiges Ende die Nähe unsers Todes und das Glück eines tugendhaften Lebens lehren soll. Und wer hat mehr Ursache, immer für den Tod zu leben, als ein so schwacher und kränklicher Mensch, als ich bin, seit so vielen Jahren bin! Ich wünsche sehr, Sie noch einmal zu sprechen, und vielleicht erlebe ich diese Freude nicht. Leben Sie wohl, auf die zufriedenste Art wohl und zum Besten vieler Menschen. Ich

liebe Sie, und bin, so lange ich lebe, mit einem Herzen voll Liebe und Hochachtung

Ihr ergebenster Freund und Diener

Gellert.

---

## 323.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 4. Oct. 1764.

Ich bin seit zwölf Tagen am Husten und Hüftschmerz krank, sonst würde ich Euern letzten Brief eher beantwortet haben. Sie ist also ihrem Vater bald nachgefolget, die gute Capellaninn. Nun, sie ist selig, und der Gedanke an einen Seligen, den wir nur auf kurze Zeit verloren haben, sollte uns mehr ein froher, als ein trauriger Gedanke seyn. Wer wird nun aus unserm Geschlechte das erste nach ihr seyn? — Herr, bin ichs? Ach Gott! lehre du uns täglich bedenken, daß wir sterben müssen, damit wir bereit seyen, wenn du uns rufest! Von meiner Krankheit will ich Euch nichts weiter schreiben. Genug, zwölf Tage und Nächte habe ich durch die Güte Gottes überstanden, und durch eben diese Hülfe werde ich auch die, die noch übrig sind, überstehen und Geduld erlangen und üben können. — — Lebt wohl.

G.

---

## 324.

### An Caroline Lucius.

L. d. 1. Nov. 1764.

Liebſte Mademoiſelle!

Es mag leider wohl ſehr lange ſeyn, daß ich nicht an Sie geſchrieben habe. *) Aber leider bin ich auch drey Wochen krank und ſeit der Meſſe mit vielen Arbeiten und Sorgen beſchweret geweſen. Dieſes Geſtändniß wird mich bey Ihnen hinlänglich entſchuldigen, wenn es auch eine Saumſeligkeit bey mir ſelbſt nicht ganz rechtfertigen kann. Heute, liebe Mademoiſelle, ſollen Sie nun zwar nichts weiter ſehen, als meinen guten Willen an Sie zu ſchreiben; aber nächſtens, hoffe ich, ſollen Sie auch die Erfüllung deſſelben ſehen. Indeſſen bitte ich, daß Sie mir bald ſchreiben, ſich aller meiner Hochachtung und Freundſchaft verſichert halten, und mich Ihrem Herrn Vater und Ihrem ganzen Hauſe auf das Beſte empfehlen.

Gellert.

---

## 325.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 14. Nov. 1764.

Theuerſter Herr Profeſſor!

Ob ich gleich, wie Sie ſagen, aus Ihrem letzten Briefe nur Ihren guten Willen an mich zu ſchreiben, und nichts weiter, ſehen ſoll, ſo iſt mir doch dieſer Ihr Wille und die theuern Ver-

*) (Der letzte, hier nicht aufgenommene, kurze Brief Gellerts war v. 8. Sept.; ſ. Briefw. Gs. mit Dem. Lucius No. 111.)

ſicherungen, die Sie Ihrem Brieſchen beygefüget, und die gütige Aufmunterung, Ihnen bald zu ſchreiben, ſo höchſt ſchätzbar, daß Sie mir eine ausnehmende Freude damit gemacht haben, und ich ſchäme mich nur, daß ich mir dieſe letztere nicht eher zu Nutze gemacht habe, welches Sie vielleicht, wenn Sie nicht ſo ſehr gütig wären, auf die Gedanken hätte bringen können, als ob ich dieſelbe weniger hochhielte, als ich ſollte. In der That habe ich, liebſter Herr Profeſſor, ſeither immer gewünſcht und darauf gedacht, Ihnen zu ſchreiben; allein jede Materie, die mir einfiel, ſchien mir nicht werth, Sie damit zu unterhalten. Und endlich, was mir in Anſehung meiner von der größten Wichtigkeit iſt, Sie von meiner Ehrerbietung, Dankbarkeit und von meiner Attachement (laſſen Sie immer hier das fremde Wort zu, da ich wohl gern einmal recht gut ins Deutſche überſetzt ſehen möchte) zu verſichern, das iſt mir wieder, in Betrachtung Ihrer, von keiner, und überhaupt finde ichs ziemlich überflüßig, Sie von Empfindungen zu verſichern, zu denen Sie ſich ſo beſonders und unſtreitig berechtigt haben, daß Sie dieſelben niemals in Zweifel ziehen können, ohne mich von einem Charakter vorauszuſetzen, der durchaus Ihrer Hochachtung und Freundſchaft unwürdig ſeyn müßte. Indeſſen, ſo wahr auch alles dieſes ſeyn mag, wollte ich doch nicht dafür ſtehen, daß Sie nicht auch noch einige Briefe von dieſer Materie, von mir erhalten könnten; denn es iſt nun einmal, die Sache mag auf gewiſſe Weiſe von noch ſo geringer Wichtigkeit und noch ſo unnöthig ſeyn, etwas ſo höchſt angenehmes, von den Empfindungen ſeines Herzens, über die man ſich ſelbſt Beyfall giebt, zu reden, und ſie denen Perſonen zu erklären, für die man ſie hegt, daß ichs für eine ſehr unzeitige Strenge halte, ſich ein ſo unſchuldiges Vergnügen zu verſagen. Voritzt aber will ich mir kein Vergnügen machen. Ich will vielmehr nur ſuchen, eine Sorge, die mich beunruhigt, dadurch zu erleichtern, daß ich ſie Ihnen entdecke.

Ich kenne einen jungen Menſchen, von dem ich Ihnen viel Gutes ſagen kann. Seine Seele iſt gottesfürchtig, ſein Wandel und ſeine Sitten ſind rein, gewiſſenhaft und unſchuldig, ſeine Moral iſt faſt ſtreng, er hat einen größern Antheil von Beſcheidenheit und Sittſamkeit, als viele Frauenzimmer, die man deswegen nicht für unbeſcheiden oder unſittſam hält, ſein Herz iſt voll Menſchenliebe und das redlichſte, das nur zu finden iſt, und ſeinen Freunden iſt er ein aufrichtiger, eifriger und dienſtfertiger Freund. Er ſteht in einem Amte, das er ſorgfältig in Acht nimmt; er liebt das Vergnügen, aber er ſetzt jedes Vergnügen ſeiner Pflicht nach, und iſt mit einem Worte, wie ich glaube, von einem Charakter, den man allen jungen Leuten wünſchen möchte, und der ihm die größte Fähigkeit gäbe, ein Chriſt, nach dem vollen Nachdrucke des Worts, zu ſeyn, wenn er nicht auf eine höchſt unglückliche Weiſe über einige der Hauptwahrheiten der chriſtlichen Religion in Zweifel und dann in Irrthum gerathen wäre.

Ich kann über jeden Böſewicht bekümmert ſeyn, den ich dem Verderben zueilen ſehe; aber es ſcheint in der That noch melancholiſcher, noch ängſtlicher zu ſeyn, wenn man die Seele eines frommen und tugendhaften Menſchen in Gefahr gerathen ſieht. Ich muß Ihnen aber ſagen, liebſter Herr Profeſſor, was mir eigentlich von dem Anfange ſeines Unglücks bekannt iſt. Ich fürchte immer, der Emil hat auch mit Schuld daran; wenigſtens weiß ich, daß er ihn mit ziemlichem Beyfall geleſen. Itzt aber macht er nichts mehr daraus; denn er ſpricht: Rouſſeau wiſſe ſelbſt nicht, was er wolle. Vielleicht wäre er noch glücklich, wenn es beym Emil geblieben wäre. Allein er brachte mir (und ich weiß nicht, wie es zugeht, daß er mir in dieſer Sache alle ſeine Geheimniſſe vertraut, denn ich bin wenig mit ihm umgegangen und ſehe ihn noch ſelten) ein Buch, unter dem Titel: Lettres sur la religion essentielle à l'homme, distinguée

de ce qui n'en est que l'accessoire *). Er ſagte mir, d
er ganz der Meynung dieſes Autors wäre, daß er ſich alle ſe
Schriften ſchaffen wollte, und bat mich, ich möchte ihm den C
fallen erweiſen und ſie leſen. Ich wagte es auch, (und C
werden es vielleicht ſehr verwegen finden) und las es. Ich w
nicht, ob man ein gefährlicheres Buch finden kann; aber d
weiß ich, daß es ihn verführt hat. Es ſtehen ganz vortreffli
Sachen darinnen; aber dieſe ſind mit einer Menge von Irrt
mern, auf eine unbeſchreiblich künſtliche Art durch ſo feine C
phiſtereyen verflochten, daß ich wünſchte, ja, daß es höchſt n
thig iſt (aber es würde auch auſſerordentlich ſchwer ſeyn), d
auf eine bündige und vernünftige Art darwider geſchrieben wür
Allein das gehört nicht hierher.

Die Religion dieſes unglücklichen Autors iſt nun die Religi
des jungen Menſchen geworden, von dem ich rede. Sie wi
ihn nicht zu einem böſen Menſchen machen; allein ſie wird i
in Stunden der Anfechtung ohne Troſt laſſen, und das Ande
ken aller ſeiner eignen Tugend wird ihm den Troſt der Erlöſu
nicht geben, dem er freywillig und nach Grundſätzen entſa
Er hat ſichs in den Kopf geſetzt, für alle Dinge, die wir gla
ben ſollen, eine Evidenz zu fordern, die der menſchlichen Ve
nunft genug thut. Dieſes macht, daß er hauptſächlich darinn
von der Religion der Chriſten abweicht (denn es iſt zu wei
läufig, Ihnen alle ſeine beſondern Meynungen zu erzählen
daß er nicht einen dreyeinigen, ſondern einen einigen Gott glaub
und ſein ewiges Heil nicht der zugerechneten Gerechtigkeit ur
der Genugthuung des Erlöſers, ſondern ſeiner eignen Bemühun
ſeiner Lehre zu gehorchen und ſein Beyſpiel nachzuahmen, ſchu
dig ſeyn will. Den Herrn Jeſum glaubt er nur in die We

*) Lond., 1739, 12. 2 Bde. Auch ib., 1756, 12. 5 Theile i
in 3 Bden.

von Gott geſandt zu ſeyn, den erſten reinen Gottesdienſt und Religion wieder herzuſtellen, und den Menſchen ein Beyſpiel zu geben, wie ſie wandeln ſollen. Indeſſen hält er den Heiland nicht für einen bloßen und nur unſündlichen Menſchen. Er glaubt, es ſey derſelbe das höchſte Weſen, das Gott hervorgebracht, ſein beſonderer Liebling, dem er ſich auf eine eigentlichere Art als allen übrigen Weſen, mittheile, dem er die Enden der Welt zum Erbtheil gegeben, und den er aus beſonderer Huld ſeinen Menſchen zum Bruder, Lehrer, Richter und Haupt geſchenkt habe. Weil das Geheimniß der Dreyeinigkeit ein ſo ſehr hohes iſt, und alle Kräfte des menſchlichen Verſtandes überſteigt, weil viele Stellen der Schrift, beſonders viele Reden des Heilandes (wenn man ſich nämlich nicht darum bekümmert, ſie mit andern Stellen zu vereinigen, welche dieſer junge Menſch, von dem die Rede iſt, ganz beſonders zu erklären gelernt hat), dieſe Meynung von ſeiner Perſon zu begünſtigen ſcheinen, ſo geſtehe ichs, dieſer Irrthum erſchreckt mich noch nicht ſo ſehr als der andre, und es kann vielleicht nicht unmöglich ſeyn, für denſelben Vergebung zu erhalten. Es iſt eine Unternehmung über meinen Verſtand und Kräfte, ihm den Ungrund des Buches, das ihn verführt hat, zu zeigen. Doch möchte ich gern etwas für ihn thun; ich weiß aber nicht, wie ichs anfangen ſoll. Ich kenne hier niemanden, dem ich ſeine Situation mit Nutzen, und ohne die Discretion zu verletzen, die er von mir, wie ich glaube, erwarten und fordern kann, entdecken möchte. Aber, liebſter Herr Profeſſor, können Sie mir nicht etwan ein Buch vorſchlagen, das ihn zurecht zu führen fähig wäre? Ich bin ſeinetwegen ſehr bekümmert. Ich gab ihm, als ich eben das Buch las (es wird ein halbes Jahr ſeyn, einige Anmerkungen, die ich über die irrigen Begriffe, die der Autor von dem Endzwecke der Sendung des Erlöſers in die Welt giebt, aufgeſetzt hatte, und von denen ich hoffte, er würde ſie gründlicher finden als die Meynungen

wider die ich ſie ſchrieb; allein er hat mir nie darauf gean
tet, und weil ich ihn ſelten und niemals allein ſprach, ſo
ich auch nicht das Herz davon zu reden, theils weil ich R
willen empfinde, das Vertrauen, das er in mich ſetzt, zu
rathen, wenn er gleich niemals Verſchwiegenheit von mir ver
hat; theils weil ich mich fürchte, die andern Anweſenden
ten ein Aergerniß daran nehmen oder auch in Zweifel ger

Beten Sie, liebſter Herr Profeſſor, für den armen j
Menſchen. Ich habe Hoffnung, Gott wird ſeine unſch
und aufrichtige Seele erleuchten und gewiß machen. Da
ich noch thun; ich will ihn, ſobald ich Gelegenheit habe
die kann ich mir vielleicht durch ein Buch, les moeurs, m
das er mir itzt zu leſen gegeben hat) bitten, ſeinen Eifer
gendhaft zu leben, nie ſchwach werden zu laſſen, ſich ſo vi
möglich von allen Vorurtheilen zu befreien, und eine lang
kein anderes Buch als die Bibel zu leſen und mit einer
Gemüthsbeſchaffenheit zu leſen, als ob er erſt anfienge ſi
der Religion unterrichten zu wollen. Aber ich fürchte nu
wird meinem Rathe nicht folgen, wenn er ihm nicht gar
vorkömmt.

Ich habe auch vor einigen Wochen einen Brief vo
Jgfr. Kirchhof erhalten und ihr eine ſehr lange Antwo
geſchickt; denn ich bin einmal dazu verſehn, daß ich lange
ſchreiben muß.

Die Frau Gräfin Vitzthum wird wohl bald wiede
Dresden kommen. Wenigſtens hat mirs Herr Weiſe
Fräulein Muſikmeiſter, geſagt. Aber der Herr Ob
commiſſär von dem ſehe und höre ich in der Welt do
nichts mehr.

Meine Eltern, beſter Herr Profeſſor, und meine Geſd
empfehlen ſich Ihnen ehrerbietigſt. Ich brauche nichts

um vergnügt zu seyn, als zu hören, daß Sie nicht krank sind und daß Sie noch lieben

Ihre gehorsamste und ewig ergebene
Dienerin
C. C. Lucius.

---

## 336.

### An Caroline Lucius.

L. d. 21. Nov. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Da der gute Jüngling, von dem Sie reden, durch ein gefährliches Buch zum Irrglauben ist verführet worden, so hoffe ich aus Liebe zu ihm und aus Vertrauen zu seinem unverderbten Herzen und seinem forschenden Verstande, daß er sich auch durch ein gutes Buch wird wieder zurückbringen lassen. Der beste Rath ist unstreitig derjenige, den Sie ihm schon gegeben haben. Bitten Sie ihn also (und das können Sie auch in meinem Namen thun), daß er das Neue Testament, das er für göttlich hält, mit derjenigen Achtsamkeit des Verstandes und mit aller der Ehrfurcht, Demuth und Willigkeit des Herzens, die wir einem göttlichen Buche schuldig sind, oft und viel lesen und sich von dem wahren Sinne desselben in Ansehung der Gottheit unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi und der Erlösung des menschlichen Geschlechtes durch ihn, zu überzeugen suchen wolle. Der Gott, dem er so gern durch einen aufrichtigen Gehorsam gefallen will und der ihm beides, das Licht der Vernunft und das Licht der Offenbarung, gegeben hat, wird ihn bey der Erkenntniß der wichtigsten Wahrheit der christlichen Religion nicht

in Ungewißheit laſſen, wenn er aufrichtig zu Werke geht. Will er die Gemüthsverfaſſung, mit welcher er in der heil. Schrift forſchen ſoll, genau und von Gott beſtimmt, wiſſen, ſo darf er nur folgende Stelle leſen *): „Laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben, und neige dein Ohr mit Fleiß dazu. Denn ſo du mit Fleiß darnach rufeſt und darum beteſt, ſo du ſie ſucheſt wie Silber und forſcheſt ſie wie die Schätze, alsdann wirſt du die Furcht des Herrn vernehmen und Gottes Erkenntniß finden, denn der Herr giebt Weisheit und aus ſeinem Munde kömmt Erkenntniß und Verſtand. Er läßt es den Aufrichtigen gelingen.“ Aufrichtige Forſcher aber in dem göttlichen Worte ſind diejenigen, die ſeine Ausſprüche annehmen, wie ſie ſolche finden, und Wahrheiten, welche die Vernunft nicht einſehen kann, glauben, weil ſie Gott offenbaret hat, und weil es der Pflicht eines Geſchöpfs gegen ſeinen Schöpfer gemäß iſt, ihm auch mit der Unterwerfung unſers Verſtandes in ſeine unendliche Weisheit zu gehorchen.

Kurz, liebſte Mademoiſelle, ich hoffe von dem Jünglinge, deſſen Irrglaube nicht aus einem unartigen Herzen, ſondern aus großer Vernunftliebe herfließt, das Beſte. Eben der Verſtand, ſagt ein gewiſſer Schriftſteller, der da macht, daß ein Scribent vortrefflich iſt, macht auch, daß er zweifelt, ob er jemals gut geſchrieben hat. Und eben der Verſtand, denke ich gegentheils, der da macht, daß unſer Jüngling die Wahrheit in ſeinem Buche gefunden zu haben glaubt, wird auch bald machen, daß er zweifelt, ob er nicht einen witzigen Traum für Wahrheit gehalten habe. Nein, Gott wird ihn bald wieder zur Erkenntniß unſers heiligſten Glaubens an unſern Erlöſer mit Furcht und Zittern gelangen laſſen; das hoffe ich und darum bete ich, daß er noch einer der würdigſten, eifrigſten und glückſeligſten Chriſten werden

*) Sprüche Sal. 2, 2—7.

e. — Grüßen Sie ihn in meinem Namen aufrichtigst und eichst.

unter den vielen Schriften der Gottesgelehrten, aus denen dieser Ungenannte belehren könnte, weiß ich kaum eine Wahl reffen. Wollte er etwas Kurzes von einem tiefdenkenden sehr frommen Theologen lesen, so würde ich D. Crusius uterung des vernünftigen Gottesdienstes in zwölf Predigten, unter denselben vornehmlich die erste von der Gerechtigkeit es über die Sünden mit dem Verstande, die zwote von der theit des göttlichen Rathschlusses, daß uns der Glaube zur gkeit helfen soll, und endlich die achte, daß die rechte An- ung Christi zur Ehre Gottes gereiche, vorschlagen. So schte ich auch, daß er Leland's Abriß der deistischen Schrif- (aus dem Engl. übers. Hannover, 1755, 8.), ein herrliches ), mit lesen möchte. Will er den Glauben der Christen von Versöhnung nach den Lehren der Schrift vorgetragen sehen, nnte ich ihm Wichman's Betrachtungen über den Glau- der Christen (Hamburg, 1763, 8.) nennen, und vielleicht e er nur bis zur fünften Betrachtung lesen S. 347, und i ihm noch Zweifel oder Schwierigkeiten im Lesen einfielen, leich und kurz auf ein Papier setzen. Sie sollen ihm beant- et werden. — Eine umständliche Ausführung der Wahrheit der Gottheit Christi kann er in Canz fortgesetzten Betrach- en des sel. Reinbecks über die Augspurgische Confession n, und zwar im 5. Th. Betr. 47, S. 56. Es fallen mir ein paar kleine Bücher ein, die zwar nicht unmittelbar für n jungen Menschen gehören, die aber überhaupt den jungen alten Zweiflern zu empfehlen sind, ich meyne Pontoppi- 's Kraft der Wahrheit in verschiedenen Beyspielen der Re- nsspötter ꝛc., (Copenhagen, 1759, 8.) und D. Samuel uire strafbare Gleichgültigkeit in der Religion ꝛc. (aus dem l. Leipzig, 1764, 8.) Alle diese Schriften, die Reinbeckischen

Betrachtungen ausgenommen, werden etwan drey oder vier Th
ler koſten. Noch ein Wort: Wenn dem ungenannten Herrn
Lutheriſche Ueberſetzung des N. Teſtaments etwa zu geläufig
ſo bitten Sie ihn, daß er die Heumanniſche, oder im Fra
zöſiſchen die von Lenfant und Beauſobre nimmt. U
hiermit leben Sie wohl, liebe Mademoiſelle, und danken G
Gott, daß Sie ſo glücklich ſind, ſich um die Wohlfahrt ein
Seele verdient machen zu wollen und auch zu können.

Gellert.

---

## 327.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 28. Nov. 1764.

Theuerſter Herr!

Ich habe heute die unvermuthete Freude gehabt, den Her
Oberpoſtcommiſſär zu ſehen, aber er will ſchon morgen früh w
der fort. Wenn es nicht früher geſchieht, als ich zu ihm ſchick
kann, wird er mir vielleicht dieſes Briefchen ſelbſt mitnehme
welches ich Ihnen, liebſter Herr Profeſſor, nur ſchreibe, u
Ihnen für Ihren letzten gütigen Brief zu danken, und für d
Antheil, den Sie an der unglücklichen Verfaſſung des irrend
Jünglings nehmen. Ich will Sorge tragen, mich alles deſſe
was Sie vorſchlagen, zu bedienen. Ich ſtudire noch darauf, w
ichs anfangen will; denn es iſt gewiß ein Vierteljahr, daß
nicht in unſer Haus gekommen iſt; er ſchickt mir nur immer ei
Buch nach dem andern zu leſen. Itzt habe ich Dittons B
weis der Religion aus der Auferſtehung Chriſti von ihm ang
fangen. Dieſes Buch empfahl ihm vor einiger Zeit in mein
Gegenwart, ein junger Theolog. Nach dem aber, was ich da

innen gelesen habe, halte ichs doch nicht recht von der Art Büchern zu seyn, wie er sie eigentlich nöthig hat.

Ich will indessen, liebster Herr Professor, mit Ihnen das Beste hoffen und in der That, wenn ich nur allein an den jungen Menschen denke, so wird es mir gar nicht schwer, es zu thun. Fällt mir aber das Buch ein, das ihn verführt, und die mannichfaltigen Fallstricke, wodurch er in Irrthum gezogen worden, und denke ich an die Menge listiger Hindernisse, die es dem Eingange der Wahrheit und selbst der Autorität der heiligen Schrift entgegen setzt, so vermehren sich meine Sorgen. Sollten die gütigen Bemühungen, die Sie, bester Herr Professor, für ihn angewandt haben, einen Erfolg zuwege bringen, wie wir ihn wünschen, so werde ich gewiß Ihnen und mir die Freude machen, Ihnen davon Nachricht zu geben. . . . . .

Leben Sie recht wohl, theuerster Herr Professor. Ich habe die Ehre zu seyn

Ihre

gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

---

## 328.

### An Caroline Lucius.

L. d. 4. Dec. 1764.

Liebste Mademoiselle!

Ich weiß nicht, warum ich nicht eher auf ein sehr dienliches Buch für den Ungenannten, das ich selbst besitze und mehr als einmal gelesen habe, warum ich, sage ich, nicht eher darauf gefallen bin, als bis mich ein Freund daran erinnert hat. Hier

ist der Titel: D. Joseph Buttlers, Bischoffs zu Durha
Bestätigung der natürlichen und geoffenbarten Religion aus ihr
Gleichförmigkeit mit der Einrichtung und dem ordentlichen Lau
der Natur. Aus dem Englischen. Leipzig, 1756, 8. Sowo
die Neuheit als die Gründlichkeit des geführten Beweises m
auf einen aufmerksamen Leser viel Eindruck machen. Ansta
Ihres Dittons würde ich lieber eines englischen Edelmann
Gilbert West, Anmerkungen und Betrachtungen über die Au
erstehung Jesu Christi und derselben Zeugnisse (Berlin, 174
gr. 8.) vorschlagen. Wenigstens würde ich es dem Ungenannt
nicht vergeben, wenn er sich nicht überwinden könnte, von S. 2
bis zu Ende 288 zu lesen. So wünschte ich auch, daß er s
mit Jacob Bernards, ehemal. Professors der Philosophie u
Mathematik zu Leiden, Abhandlung von der Vortrefflichkeit d
christlichen Religion, bekannt machen möchte, wenn ihm ande
die Religion am Herzen liegt. Die deutsche Uebersetzung dies
Buchs, wenn er es nicht lieber im Französischen lesen will, i
gut (Rostock, 1754, 8. mit einer Vorrede von dem selig
D. Baumgarten). Sie aber, liebste Mademoiselle, bitte i
als Ihr Freund, sich das Lesen solcher Werke, wie die religio
essentielle ist, von dem Sie selbst gestehen, daß es schwer
widerlegen sey, nicht oft und nicht zu sicher zu erlauben. J
denke von Ihrem Verstande und Ihrem Herzen sehr gut, d
können Sie gewiß glauben. Aber wenn ich auch noch so gesu
und munter wäre, so würde ich doch, selbst mit dem besten Pr
servative versehen, nicht gern ohne Beruf in ein Lazareth geh
Ich will die Bücher nicht gern auf die Post geben, sonst schick
ich den Buttler und West mit. Vielleicht hat sie der Her
Geh. Cammerrath Wagner. Mein Bruder ist glücklich hi
angekommen und empfiehlt sich Ihnen bestens. Leben Sie woh
liebe Freundin.

Gellert.

Noch ein Buch:

Défense du christianisme. Préservatif contre un ouvrage intitulé: Lettres sur la religion essentielle à l'homme, par François de *Roches*, Pasteur de l'église de Genève. Lausanne et Genève, 1740, 8. 2 Voll.

Die Religion essentielle iſt von der Mademoiſelle Huber zu Lyon.

Nur noch ein Wort. Streichen Sie unter den angezeigten Büchern Wichmanns Betrachtungen aus. Ich fürchte, ſie ſind zu weitſchweifig und hin und wieder zu ſeicht geſchrieben, als daß ſie einem Zweifler gefallen oder genug thun ſollten. Vielleicht finde ich ein beſſeres Buch. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hauſe, das ich ergebenſt grüße.

---

## 329.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 7. Dec. 1764.

Theuerſter Herr Profeſſor!

Nur einige wenige Zeilen, um Ihnen gehorſamſt für die viele und gütige Vorſorge zu danken, von der ich wünſche, daß mein Ungenannter dahin gebracht werden möge, ſie ſelbſt mit dem Danke, den ſie verdient, zu erkennen und zu verehren. Aber ich werde ſie ihm nicht eher bekannt machen, als bis ich ſehe, daß er geneigt iſt, es zu thun, und daß ers eifrigſt wünſcht. Und wenn er ſo unglücklich bleiben ſollte, daß ich dieſes nicht von ihm erwarten dürfte, ſo will ich ihn wenigſtens von der Sünde erretten, die Vorſorge des beſten und gütigſten Mannes wiſſentlich mit ſtrafbarer, halsſtarriger Undankbarkeit von ſich gewieſen zu

haben. Itzt aber will ich immer noch beſſere Hoffnungen vom ihm faſſen.

Buttlers Uebereinſtimmung der natürlichen und geoffenbarten Religion hat er ſelbſt. Ich denke, daß er ſich dieſes Werk nur erſt angeſchafft hat, wenigſtens hörte ich ihn niemals davon reden. Dieſe Woche aber bot er mirs in einem Briefe an, jedoch ohne ſeine Meinung davon anzuzeigen; nur der bloße Titel, unter mehr als einem Dutzend andrer Bücher, von denen er nichts mehr als den bloßen Titel geſchrieben hatte. Auf den Sonntag will er zu mir kommen; vielleicht kann ich da mit ihm ſprechen. Dafür, dächte ich, wollte ich ſtehen, daß er den Bernard und alle Bücher, die ich ihm vorſchlagen werde, leſen wird. Bernards Vortrefflichkeit der Religon habe ich vor vielen Jahren deutſch geleſen, ich kann mich aber nicht mehr beſinnen, wer mirs gab. Ich will aber ſchon ſehen, wie ichs ihm ſchaffe, wie auch den Weſt. Ich habe mirs ohnedem vorgenommen, der Frau Geh. Cammerräthin Wagner die nächſte Woche aufzuwarten. Vielleicht finde ich dort Gelegenheit, davon zu reden und ſie vom Geh. Cammerrath zu bekommen, wenn er ſie hat. Liebſter Herr Profeſſor, verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich die Unvorſichtigkeit, die ich in Anſehung der religion essentielle begieng, nicht wieder begehen werde. Ich fühle die Nothwendigkeit, Ihrem Rathe hierinnen zu folgen, und ich will es hier ſo gern und willig als in jeder andern Sache thun. Auch habe ich mirs vorgeſetzt, niemals auf das bloße Wort andrer, wenn ich ſie nicht recht genau kenne, eine Schrift zu loben und anzupreiſen. Glauben Sie, theuerſter Herr Profeſſor, daß ich die Wohlthat, die Sie dem Ihnen ganz unbekannten Menſchen zu erweiſen ſich bemühen, nicht ſtärker empfinden könnte, als wenn Sie Ihre Hand ausſtreckten, mich ſelbſt aus dem Verderben zu retten.

Meine Eltern und Geſchwiſter empfehlen ſich Ihnen und dem Herrn Oberpoſtcommiſſär nebſt mir ganz gehorſamſt. Ich und

mein Bruder und meine Schweſter haben den Abend bey Herrn Zeis zugebracht. Er bat mich, weil er hörte, daß ich Ihnen noch einige Zeilen zu ſchreiben gedächte, Ihnen ſeine Ehrerbietung zu bezeugen.

Bleiben Sie, liebſter Herr Profeſſor, von der meinigen feſt verſichert; ich werde niemals aufhören zu ſeyn

Ihre
ehrerbietigſte und gehorſamſte Dienerin
C. C. Lucius.

---

## 330.

### Gellert an ſeine Schweſter.

L. d. 7. Dec. 1764.

Seyd nicht unruhig wegen meiner Geſundheit, ſondern danket Gott mit mir; denn ich bin wieder ſo leidlich, daß ich täglich drey Stunden leſen kann. Freylich mangelt mir nach meinen Gedanken viel, ach ſehr viel, liebe Schweſter; aber unſre Gedanken ſind nicht Gottes Gedanken, und unſre Wege nicht ſeine Wege. Wir ſollen dieſe ihm befehlen, ihm überlaſſen und auf ihn hoffen; er wirds wohl machen.

Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns ſchädlich iſt.

In der That hatte mich der Aufwand im Carlsbade, der Mangel der Einnahme, da ich im vorigen Sommer keine Collegia geleſen habe, und die jetzigen erſt zu Oſtern künftigen Jahres bezahlt bekomme, und die gewöhnlichen Ausgaben beſtändig fortgehen; alles dieſes, ſage ich, hatte mich ziemlich vom Gelde entblößt. Aber, Dank ſey es Gott! ich habe, weil die Penſionen

jetzt nicht bezahlt werden können, zweyhundert Thaler als eine Gratification von der guten Churfürstinn durch die Herren Lindemann und Wagner aus der Kammer erhalten. — — Gott lasse Euch und unsere Freunde in Haynichen alle das alte Jahr glücklich beschließen und das neue selig anfangen!

G.

---

## 331. (105.)

1764.

Liebster Herr Pastor,

Die Schuld, die ich Ihnen heute abtrage, ist sehr alt, ist noch aus dem verflossnen Jahre, und ich weis kaum, was ich zu meiner Entschuldigung sagen soll. Vermuthlich habe ich mich von Zeit zu Zeit darauf verlassen, Sie mündlich zu sprechen, und Ihren Brief zu beantworten. Indessen kann ich Sie doch aufrichtig versichern, daß ich den Auftrag Ihres Briefs gleich in den ersten Wochen, nachdem ich ihn erhalten, ausgerichtet habe. Auch glücklich? — Das will ich nicht ganz sagen. Genug, der Herr von ** will Ihnen sehr wohl, ob er gleich Bedenklichkeiten findet, Sie künftig nach ** zu berufen. Seyn Sie indessen ruhig, liebster Herr Pastor. Ist es Gottes Wille, daß Sie ihm an dieser Gemeine dienen sollen; so wird sich Ihnen der Weg dahin, ohne Ihre grosen Bemühungen, öffnen. Itzt ist es Beruhigung genug für Sie, daß Ihre Gemeine in ** Sie liebt, gern hört, und sich willig von Ihnen leiten läßt, wie mir verschiedne Freunde zu meiner grosen Freude gesagt haben und noch sagen. Daß Ihre Gemeine die unausgearbeiteten Predigten, zum Exempel die Leichenreden, höher schätzet, als diejenigen, die Sie mit aller Sorgfalt niedergeschrieben haben, das nimmt bey Ihnen mich nicht so sehr Wunder. Vielleicht reden Sie, indem Sie

nicht von dem Gedächtniſſe gefeſſelt werden, lebhafter, freyer und eindringender. Auch iſt es nichts ſeltnes, wenn man einmal ſeine Materie gehörig überdacht hat, und ihrer mächtig iſt, daß uns die Feyerlichkeit des Ortes, die Achtſamkeit der Zuhörer, und die eigne Empfindung, in die uns die Wahrheit, die wir vortragen, oft plötzlich verſetzet, daß ſie uns, ſage ich, wenigſtens ſtellenweiſe mit einer Beredſamkeit begeiſtert, die wir bey dem Nachdenken und der ruhigen Ausführung der Rede weniger zu finden im Stande ſind. Endlich, liebſter Freund, müſſen Sie auch wiſſen, daß ich Ihnen oft den Vorwurf gemacht habe, daß Ihre Reden, wie Ihre Gedichte, zu viel Mühe und Kunſt verrathen; und in ſo weit können Ihre ſorgfältigſt niedergeſchriebenen und treu nach dem Concepte gehaltenen Predigten oft weniger Wirkung thun. Nicht, als ob es nicht ſicherer, nicht die Regel und Pflicht des Redners wäre, ſeinen gutgedachten Entwurf vollkommen auszuarbeiten, ſondern weil Mühe und ängſtliche Sorgfalt, inſonderheit in Anſehung der Wahl des Ausdrucks, oft eine gewiſſe Dunkelheit in unſre Reden bringen, und dem Verſtande der Zuhörer zu viele und zu ſchwere Arbeit auflegen. Leben Sie wohl, und führen Sie Ihr Amt zur Ehre Gottes und zur Wohlfahrt Ihrer Zuhörer, mit allem Eifer und aller Treue, die Ihnen möglich iſt: ſo wird Gott dieſe Treue und dieſen Eifer auch vorzüglich ſegnen, und Ihre Belohnung groß ſeyn laſſen. Ich bin

G.

---

## 332.

1764.

Liebſter Herr L**.

Wenn Ihnen meine Lieder den Dienſt geleiſtet, den Sie ihnen zuſchreiben: ſo habe ich große Urſache, Gott dafür zu preiſen

Gehen Sie, aller Schwierigkeit ungeachtet, ſtandhaft auf dem Wege der Religion fort. Sie werden finden, daß er der einzige Weg iſt, der zur wahren Zufriedenheit im Leben und Tode führet; daß es einerley iſt, die Pflicht des Chriſten und ſein eignes Glück behaupten. Gott ſelbſt (er hat es verheißen) wird Sie ſtärken, und Sie zum tugendhaften, nützlichen und glücklichen Manne erwachſen laſſen. Kommen Sie vielleicht einmal nach Leipzig, ſo bitte ich, daß Sie mich beſuchen, damit ich Sie perſönlich kennen lerne, und Sie mündlich aller meiner Hochachtung und Liebe verſichern könne, wie ich itzt ſchriftlich thue.

G.

---

## 333.

### Aus einem Briefe von Caroline Lucius an Gellert.

L. d. 6. Jan. 1765.

. . . . . .

Buttlers Beſtätigung habe ich nun geleſen. Ich hoffe der junge Menſch, von dem Sie wiſſen, ſoll, wenn er in ſeinen Nachforſchungen ſo aufrichtig iſt, als er ſich ſtellt, doch dieſen Nutzen davon haben, daß die Offenbarung bey ihm wieder ihr voriges Anſehen erhalten wird, wenn ſie davon verloren haben ſollte, und daß er (welches vielleicht das Schwerſte iſt) in den Umfang menſchlicher Einſichten ein beſcheidenes Mißtrauen ſetzen und ihre Unzulänglichkeit, Einſchränkung und Betrüglichkeit empfinden und begreifen wird. Aus dieſem Grunde ſchmeichle ich mir, er werde die Lehre von der Genugthuung annehmen, welche in der H. Schrift deutlich ausgedrückt iſt, ob es aber in Anſehung der perſönlichen Gottheit des Erlöſers gleichfalls zu erwarten iſt, davon, denke ich, kann man nichts ſagen. Ich habe ihm Ihre Anweiſung nach der aus den Sprüchwörtern Salomonis ange-

führten Stelle die Schrift zu lesen gegeben und ihm gerathen, dasjenige, was ihm darinnen dunkel und unauflöslich vorkömmt, lieber den Erleuchtungen eines künftigen Zustandes zu überlassen, als sich durch eigenmächtige Erklärungen irre zu führen, welches auch Buttler haben will. Dieses habe ich auch schriftlich gethan, denn ich kann von solchen Materien nicht mit ihm sprechen, weil immer zu viel andere Leute dabey sind. Letzthin wurde doch einmal diese Streitfrage vorgebracht. Es war aber einer zugegen, der zwar auf der Seite der Orthodoxen ist, aber in alles, was er sagte, soviel Griechisches und fremde Kunstwörter brachte, daß ich wenig verstund und lieber gar nichts sagte. Ueberhaupt mag ich nicht gern disputiren, ob ich wohl nie etwas behaupte, davon ich nicht Gründe hätte, die wenigstens für mich überzeugend wären. Aber ich weiß es schon, ich bin so leicht aus der Sache zu bringen und verirrt zu machen, zumal wenn die Andern nicht genau dabey bleiben, und ich getraue mir nicht, von so wichtigen Materien so zu sprechen, als geschehen muß, und vielleicht gehört eine Kenntniß dazu, die ich nicht besitze, und eine Kunst Schlüsse zu machen, die ich nicht verstehe.

Lelands Abriß habe ich gestern erhalten und ich will es ihm zu lesen geben. D. Crusius Erläuterung werde ich bald bekommen. Unterdessen habe ich ihm einen andern Band Abhandlungen von diesem Gottesgelehrten gegeben, die ihm vielleicht nützen können. Zwey Predigten, die ich darinnen las, brachten mich auf den Gedanken; es waren die erste von den ungläubigen und lehrbegierigen Fragen, und eine andre von der Beschämung des Unglaubens durchs göttl. Wort. Ich habe sonst nie etwas von diesem Autor gelesen oder zu lesen gewünscht, weil man mir ihn, als dunkel, schwer und unverständlich beschrieben. Vielleicht aber mag er das nur in seiner Philosophie seyn, denn in den Predigten finde ich seinen Vortrag gründlich und sehr deutlich, ich lese ihn recht gern.

Das Buch Défense du christianisme soll nicht gut gerathen seyn. Das haben mir durchgehends Leute gesagt, die für und wider die Religion essentielle sind.

---

## 334.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 15. u. 16. Jan. 1765.

Liebster Herr Professor!

Ich habe vor einigen Tagen eine Erklärung von meinem Irrgläubigen erhalten, die mir von seiner Gemüthsbeschaffenheit bey seinen Zweifeln, oder, wenn man will, Irrthümern, einen solchen Begriff giebt, daß ich nunmehro weniger Ursache zu finden glaube, seinetwegen beunruhiget zu seyn, als ich zuvor dachte. Erlauben Sie mir, liebster Herr Professor, daß ich mir einen langweiligen Abend damit angenehm mache, daß ich Ihnen einen kleinen Abriß davon geben. Vielleicht sagen Sie mir alsdann, ob ich wirklich Grund zu denken habe, daß seine Seele wirklich in einem solchen Zustande ist, in welchem sie von Gott die Gnade erwarten kann, von demjenigen, was eigentlich Wahrheit ist, auf eine ungezweifelte Art überzeugt zu werden. Ich sollte es meynen, er scheint mir so aufrichtig; et une ame sincère, parcequ'elle sait douter, mérite qu'il l'éclaire. Er glaubt, es sey seine Pflicht zu untersuchen. Diese Untersuchung hat ihn zur Kenntniß verschiedener Meynungen geführt. Eine davon muß Recht haben. „Wer, fragt er, soll den Ausspruch thun, nachdem die ganze Welt Partey geworden? Wo sollen wir den Richter suchen? In der Schrift? Ja; aber so sagen wir alle, und doch ist die Uneinigkeit dadurch nichts weniger als gehoben. Alle wählen einen und eben denselben Richter. Jeder behauptet,

dieser gemeinschaftliche Richter besonders für ihn den Aus-
h gethan habe, und jeder macht dem andern solche Wider-
he, daß wir, zum zweytenmale einstimmig, einen andern
ter zu wünschen uns nicht entbrechen würden, wenn nicht
rste versichert hätte, daß dieser Wunsch Verwegenheit sey.
welchen Schluß soll wohl der dritte Mann in dieser Uneinig-
fassen? Ich stelle mir unter dem dritten Manne einen sol-
vor, der eben so unpartheyisch, als von der unumgänglichen
wendigkeit, einen Schluß zu fassen, überzeugt ist. Soll er
lings die erste Partey verstärken? sie wird ihm in Ver-
en sagen, die letztern wären alle Betrüger. Oder soll er nicht
ehr der letztern Beyfall geben, die ihn mit Beweisen von
Fehlern der ersten übertäuben wird?" u. s. w. „Wenig-
, fährt er fort, kann ich mich zur Zeit noch zu Keinem von
n entschließen. Alles zu wissen, ist mein Verlangen; alles
rüfen, meine Bemühung; alles Gute zu behalten, mein
atz; und fertig zu seyn, Antwort zu geben jedermann, der
nd fordert von der Hoffnung, die in mich gelegt ist, mein
ich gewünschter Endzweck. Ob hierzu meine Kräfte zu un-
ögend und meine Jahre zu bestimmt seyn werden, das weiß
icht; aber das weiß ich, daß, so uns unser Herz nicht ver-
mt, wir schon eine Freudigkeit zu Gott haben. Wenn wir
gethan haben, was wir zu thun schuldig waren, ja, was
meiner Einbildung nach, in unsern Zeiten und Umständen,
zu thun nicht unterlassen konnten, gesetzt wir blieben noch
lich unnütze Knechte, so bleiben wir doch nach Vermögen,
hon in Wenigem, treu." (Mich dünkt, man könnte das
slegen, als ob ers fürs Beste hielt, lieber auf dem Wege
aufrichtigen Nachforschung der Wahrheit in einen Irrthum
erathen oder im Zweifel zu bleiben, als eine Wahrheit
lings und ohne Untersuchung anzunehmen.) Er sagt ferner:
i er die unvollkommenste Erkenntniß gegen eine träge Un-

wissenheit nicht vertauschen wollte, und daß er sich vorw
würde, an sich selbst untreu gehandelt zu haben, wenn e
aller Wahrscheinlichkeit, daß seine Erkenntniß wirklich einer
besserung und Wachsthums bis ins ewige Leben fähig sey,
selben mit Willen und Vorsatz Gränzen gesetzt hätte." :
alles sagt er mir nur in der Absicht, mir von seiner Denk
art in diesem Stücke Rechenschaft zu geben. Er spricht:
gäbe allen Menschen zu dem Entschlusse, die Entscheidung
Zweifel in der Schrift zu suchen, seinen vollkommensten B
und (Gott wüßte es) aus mehreren Ursachen, als weil
ein Vorsatz sey, zu dessen Ausführung er seit verschiedenen
ren alle nur zu ersparende Zeit angewandt habe." Er sag
aber: „es sey mehr Schwierigkeit dabey zu erwarten, a
mir wohl vorstellte." Er thut zwey Wünsche für alle, d
hierauf einlassen. Entweder sie sollen „alle die Schwierig
vermeiden, über deren Auflösung er öfters lange Zeit sel
kümmert gewesen, oder sie sollten in dieser Verlegenheit
alle die Beruhigung finden, welche ihm die Fortsetzung
Bemühungen täglich angenehmer machte."

Crusius Erläuterung des vernünftigen Gottesdienstes
er lesen, auch Gilbert West. (Ich werde, wenn der Geh.
merrath Wagner wiederkommen wird, hingehen und ihr
ten, wenn er dieses Buch hat, es mir zu leihen.) Den Le
will er auch lesen, wenn ich denke, daß er ihm gut ist.
habe nur erst angefangen, darinnen zu lesen. Es steh
Schönes darinnen, aber mein Freund gehört wohl nicht
Classe der Deisten, zum wenigsten nicht ganz. Einer so
nen Freunden, von dem ich Ihnen, liebster Herr Professor
sagt habe, daß er mir zu griechisch disputirt, übernahm es
Beweise aus der H. Schrift für die persönliche Gottheit
Erlösers zu geben. Er gab mir sie, weil ich sie verlangte
fügte einige von seinen Beweisen für das Gegentheil hinzu

ſich wenigſtens, ſagt er, aus dem Verdachte zu retten, als wollte er wider allen Dank und aus einer Art von Eigenſinne andrer Meynung ſeyn.

Unſer Wiſſen iſt nur Stückwerk. Vielleicht iſt ſeines noch unvollkommener, als vieler andern Menſchen ihres; aber ſollte ihn dieſes von der Fähigkeit ausſchließen, nach dem Tode in Erkenntniß zu wachſen? Vielleicht wäre das Glücklichſte, was ihm begegnen könnte, der Tod, wo alle äußerlichen Hinderniſſe hinwegfallen und ſeinem aufgeklärtern Verſtande das wahre Geheimniß der Gottheit eröffnet werden würde. Ich geſtehe es, liebſter Herr Profeſſor, ich denke, daß ein Irrthum dieſer Art nichts ſchaden kann. Es wäre ein großes Unglück, wenn dieſes nicht ſo ſeyn ſollte; denn ich ſehe gar nicht, wie hier etwas zu thun iſt. Die Sache, worüber geſtritten wird, iſt keiner Demonſtration fähig. Man muß ſich ſchlechterdings auf eine Offenbarung berufen, und da glaubt man ſchon viel gewonnen zu haben, wenn ein Zweifler ihre Autorität zugeſteht und ihre Ausſprüche anzunehmen geneigt iſt. Wenn nun aber ein ſolcher Zweifler ſelbſt in dieſer Offenbarung dasjenige erklärt zu ſehn glaubt, was ihm der andere als Irrthum beweiſen will, thäte er da nicht Unrecht, wenn er wider ſeine Einſicht (nehmlich ſo lange ihm ſeine Begriffe in der Schrift gerechtfertiget ſcheinen, geſetzt er verſtünde ſie unrecht) andre Begriffe (und wenn es auch die wahren wären) annähme, deren Grund er einzuſehen nicht fähig iſt? Ich denke, daß die Menſchen nach ihren Abſichten und Zwecken, und bey den Mitteln dazu, nach ihrer Erkenntniß, gerichtet werden ſollen. Freylich mag bey den Mitteln zu den meiſten Endzwecken viel auf die Moralität der erſtern mit ankommen, wenn auch die letzten unſtreitig lobenswürdig ſind. Aber hier, bey dem Endzwecke, wovon wir reden, habe ich kaum einen Begriff davon, wie bey den Mitteln dazu Moralität ſtatt finden könnte. . . . . .

Leben Sie wohl, beſter Herr Profeſſor. Ich mache mir die größte Ehre daraus, zeitlebens zu ſeyn

Ihre

gehorſamſte Dienerin
C. C. Lucius.

---

## 335.

### Dieſelbe an denſelben.

Dresden, d. 16. März 1765.

Hochzuehrender Herr Profeſſor!

Ich bin itzt gleich in einer ſolchen Verfaſſung, daß ich mich nach einer Art von Vergnügen ſehne, welches ich in keiner andern Beſchäftigung anzutreffen weiß, als wenn ich mir die Freyheit nehme, an Sie zu ſchreiben. Es iſt wahr, Sie haben mich wohl ſeit drey Monaten und länger mit keinem Briefe beehrt, und dieß ſollte mich vielleicht furchtſam machen; aber ich denke nicht, daß ich mein Privilegium zu ſchreiben verliere, wenn Sie mir gleich meine Penſion ſchuldig bleiben, und ich würde nicht zu entſchuldigen ſeyn, wenn ich an Ihrer Gütigkeit zweifeln könnte, und mich nicht täglich durch die großen Beweiſe, die Sie mir davon gegeben haben, zur Dankbarkeit und Liebe gegen meinen theuerſten Herrn Profeſſor aufmuntern ließe. Ich habe ſeit der Zeit, als ich unmittelbar von Ihnen ſelbſt etwas zu hören nicht die Freude gehabt, doch die Frau Gräfin Vitzthum und einmal die Frau Geh. Cammerräthin Wagner geſprochen, und von Ihrer Geſundheit wenigſtens keine traurige Nachrichten gehört.

Ich bin beſorgt geweſen, ob wohl mein letzter Brief Sie ver-

nacht haben möchte. Aber, liebſter Herr Profeſſor,
mit keinem von der Art mehr beunruhiget werden.
ıeine Ueberlegungen gemacht und ich verlaſſe die Un-
, einem Irrenden die Wahrheit zu lehren, vornehm-
ich dafür halte, daß ſein Zuſtand ihm keine Gefahr
ckens christianisme raisonable, welche ich kürz-
und um ſoviel zuverſichtlicher geleſen, da D. Le-
ſeinem Abriſſe ſich öfters darauf beruft und ſonſt
ıung darwider anbringt, hat mich in dieſer meiner
ınd überhaupt in meiner Liebe zur Toleranz noch
:t und ich bin mit dieſer Lectüre ſehr zufrieden ge-
ſer Irrender nun hat eine aufrichtige Liebe zur Wahr-
:s ich wenigſtens hoffe, und Chriſtus und ſeine Apo-
igen mögen ihn lehren. Zwar weiß ich, und Locke
h, es iſt die Schuldigkeit eines jeden Menſchen, daß
ühe, die Wahrheit von allem dem, was er von Gott
t zu ſeyn glaubt, einem Andern auch erweislich zu
ber ich finde, daß mir das nöthige Maaß von Weis-
nicht gegeben iſt. Er beſitzt eine Stärke des Raiſon-
die ich nicht habe, und ich halte es für weit beſſer,
de gar nicht, als ſchlecht zu vertheidigen. Ja, wer
ı mir ein ſolcher Verſuch ein oder mehrmal mißglück-
nicht verleitet werden möchte, von der Gewißheit und
meiner Sache zweifelhafte Gedanken zu faſſen. Dieß
h indeſſen nicht, ihm alle die guten Bücher zu em-
) zu verſchaffen, die Sie, gütigſter Herr Profeſſor,
en haben (itzo hat er den Cruſius); aber ich will
:n, ihn um ſeine Meinung darüber zu befragen oder
eines derſelben mit ihm einzulaſſen. Ich werde mich
nn die Partey, die ich ergriffen habe, Ihren Bey-

ıß nicht, ob ichs Ihnen ſchon geſagt habe, daß ich

und meine Schweſter itzt die engliſche Sprache ſtudiren, doch ohne Lehrmeiſter, und nur um ſoviel zu lernen, als wir zu unſerm Vergnügen, zum Leſen, brauchen; weiter geht unſre Abſicht nicht. Wir kommen beſſer damit fort, als ich mirs vorſtellte. Der Herr Hofrath Krebel hat uns zum Anfange einige Bücher geliehen, die wir mit Hülfe unſrer Grammatik und Wörterbuchs, dieſen Winter durchleſen haben. Wenn wir nun täglich etwas Engliſches leſen, (denn auf andre Art können wir uns ohnedem nicht üben) hoffen wir ſchon noch unſern vorgeſetzten Endzweck zu erlangen.

Die Frau Gräfin Vitzthum und ihre Fräulein ſahe ich zuletzt am verwichenen Dienſtage. Sie ſagten, ſie fingen nun ſchon wieder an auf ihre Abreiſe zu denken. . . . . .

Leben Sie wohl, liebſter Herr Profeſſor, und glauben Sie, daß ich mit ehrerbietigſter, ewigdauernder Ergebenheit bin

Ihre

gehorſamſte Dienerin
C. C. Lucius.

---

## 336.

### An Caroline Lucius.

L. d. 21. März 1765.

Liebſte Mademoiſelle!

Es giebt Leute, die ihre Lieblingsmeynungen, wenn man ſie ihnen ſtreitig machen will, um deſto feſter halten, und die ſolche hingegen, wenn ſie Niemand beſtreitet, ſatt werden und oft mit beſſern vertauſchen. Ich hoffe, Ihr Ungenannter ſoll unter dieſe Claſſe gehören. Wenigſtens denke ich, wenn die Menſchen ſein Syſtem zu dem ihrigen machten, er würde es nicht mehr ſo ſchön

finden und aus Liebe zum Neuen und zur größern Scharfsichtigkeit bald ein andres ergreifen. Uebrigens hat er ohne unsre Widerlegung Hülfsmittel genug, sich eines Bessern zu belehren, wenn dieses sein Wunsch ist; denn er kann ja die besten Bücher in mehr als einer Sprache um Rath fragen. Und wenn ihn diese, von so großen und gottseligen Männern geschrieben, nicht überzeugen, was können wir von unsern flüchtigen Widerlegungen hoffen, die seine Einsicht, sobald er uns Recht geben wollte, unter die unsrige setzten? So lange es ihm leicht wird, zu glauben, daß soviel wackere Leute sich bey den Grundwahrheiten der Religion geirret haben, und hingegen schwer zu glauben, daß er sich bey seinem erwählten Systeme irren könne, so hat er keine große Ursache auf uns zu hören, und wir thun genug, wenn wir ihn auf ein gutes Buch weisen und an die Wichtigkeit der Sache erinnern. Weiter glaube ich nicht, daß meine Pflicht in diesem Falle geht. Trage die Irrenden mit Sanftmuth, und siehe zu, wenn du stehest, daß du nicht fallest, und denke daran, daß ein jeder für sich Gott wird Rechenschaft geben müssen von seinem Glauben und seinem Leben.

Daß ich meinen Briefwechsel mit Ihnen, liebe Mademoiselle, so lange habe ruhen lassen, die Schläfrigkeit, so groß sie auch zu seyn scheint, würden Sie mir gern vergeben, wenn Sie nur acht Tage ein Zeuge von den Umständen seyn könnten, in welchen ich seit einem halben Jahre stehe. Ich würde sie Ihnen beschreiben, wenn ich mich nicht vor dem Fehler der Krankheit und der Eigenliebe, vor dem Fehler des Klagens, fürchtete.

Die gute Beschäfftigung, die Sie diesen Winter über mit Ihrer Jgfr. Schwester zugleich getrieben haben, wird Sie beide für Ihre Mühe reichlich belohnen. Indessen wünschte ich doch, daß Sie wenigstens einen Monat lang einen Lehrmeister zu Hülfe genommen und das Verdienst der überwundenen Schwierigkeit nicht so theuer erkauft hätten. Der liebe Hofrath Krebel, der

selbst die englische Sprache wohl versteht und die besten Bücher darinne kennt, auch zum Theil selbst hat, wird Ihnen, zum glücklichen Fortgange in dieser Sprache die besten Rathschläge geben können. Wüßte ich ein recht schönes, leichtes und doch nicht großes englisches Werk, so würde ich Ihnen rathen, es zu übersetzen, und Herr Krebeln um die gelegentliche Durchsicht Bogenweise zu ersuchen. — Nach der guten Gräfin Vitzthum und ihrer Tochter, die ich so lange nicht gesehen habe, sehne ich mich täglich und zähle immer, wie viel ich noch Collegia bis Ostern zu lesen habe.

Leben Sie wohl, gute Mademoiselle, und empfehlen Sie mich Ihrem geehrtesten Hause und Herrn Zeis aufs ergebenste und beste.

Gellert.

---

## 337.

Aus einem Briefe von Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 1. Apr. 1765.

. . . . . .

Es ist mir mehr als angenehm, es ist mir recht tröstlich, daß Sie meine Entschließung in der Sache, welche den Inhalt meiner letzten Briefe ausmacht, dadurch zu billigen scheinen, daß Sie dieselbe noch mit mehrern Gründen unterstützen. Ich erkenne diese Ihre Güte mit der größten Dankbarkeit, und ich wage es nur noch zwo Bitten an Sie zu thun. Die eine, daß Sie, wenn Ihnen ein gutes Buch, welches in diesem Falle nützlich seyn könnte, bekannt wird, mir dasselbe nennen, und die andere, daß Sie, um die Freiheit zu entschuldigen, deren ich mich hierbey bedienet habe und die mir immer größer vorkömmt, jemehr ich dar-

an denke, ſich der Bewegungsgründe erinnern wollen, die mich veranlaſſet haben.

Zuerſt bewog mich eine Empfindung des Mitleidens und der chriſtlichen Liebe, irgendwo in einer Sache Rath zu ſuchen, von welcher ich glaubte, daß Rath darinnen nöthig ſey, und mein unumſchränktes Vertrauen nicht weniger auf Ihre Gütigkeit und Menſchenliebe als auf Ihre Einſicht und richtige und billige Denkungsart in einem jeden Falle ließen mich denſelben am beſten von Ihnen hoffen. Ich beſorge auch, wenn ich die Irrthümer dieſes Jünglings hier Jemanden entdecken wollte, ſo könnten dieſelben aus Zufall oder Indiscretion weiter bekannt werden, und, wie ſolches in manchen Fällen geſchehen kann, ſeinem zeitlichen Glück dadurch geſchadet oder, was noch ſchlimmer wäre, ein Heuchler aus ihm werden. Und ein Heuchler iſt das ärgſte Weſen in der Natur, wenigſtens wird ein ſolcher ſtufenweiſe zu allem Böſen fähig. Dieſe Urſachen beſtärken mich in meiner Verſchwiegenheit, ohne daß ich dadurch zu verſtehen geben will, als ob ich zu meinen hieſigen Freunden gar kein Zutrauen faſſen könnte; aber es iſt nicht nöthig, hier weiter von der Sache zu reden, nachdem ich alles, was ich darinnen gewünſcht, mit der größten Sicherheit und Ueberzeugung, daß es gut ſey, von Ihnen erlanget habe. Und im Grunde habe ich doch auch wirklich keinen theurern Freund, als meinen beſten Herrn Profeſſor; keinen, in welchem ich mehr gütige Bereitwilligkeit, mehr Einſicht, mehr Freyheit von Vorurtheilen und mehr Nachſicht gegen Irrende vorausſetzen könnte. Wir können ja ſelbſt unſern Gott mit unſerm Vertrauen ehren: warum ſollte man nicht auch ſeine vorzüglichſten Freunde damit ehren? Oder beſſer, warum ſollte man nicht vornehmlich ihnen die Ehrenbezeugungen ſeines Vertrauens beſonders vorbehalten? Und ſollte ich nicht, wenn ſich keine wichtigern Vorfälle darbieten, die gemeinern Gelegenheiten, ſo wie ſie ſind, dazu anwenden dürfen?

Bleiben Sie indeſſen, beſter Herr Profeſſor, von meinen dankbarſten Empfindungen für den an dieſer Sache gütigſt genommenen Antheil von mir verſichert. Vielleicht erweißt Gott dem Irrenden die Gnade, die Wirkungen deſſelben zu ſeinem Beſten zu erfahren, und mir die Freude, mit ihm zugleich denjenigen zu ſegnen, der ſich ſeiner angenommen. Ewig müſſe der Himmel alle diejenigen beglückſeligen, die Ihnen ähnlich ſind, theuerſter Herr Profeſſor.

C. C. Lucius.

---

## 338.

### An Caroline Lucius.

L. d. 4. Mai 1765.

Liebſte Mademoiſelle!

Der Herr Hofrath Jahn, deſſen Bekanntſchaft ich dieſe Meſſe erlanget und den ich ſehr lieb gewonnen habe, erbietet ſich mir Briefe nach Dresden mit zu nehmen. Ich weiß nicht, ob er den Ihrigen ſelbſt überbringen wird. Sollte er es aber thun, ſo wird ers auf eine Art thun, die Ihnen nicht beſchwerlich fallen kann. Vielleicht erzählt er Ihnen, daß er mich vor dem Churfürſten hat leſen *) und mich von ihm loben hören, und ſchon dieſes wird Ihnen lieb ſeyn. Vielleicht erzählt er Ihnen, wie geſund oder krank ich bin, und auch dieſes wird Ihnen keine gleichgültige Nachricht ſeyn. Alſo hoffe ich kurz und gut, ſein Beſuch wird Ihnen nicht zur Laſt fallen.

Leben Sie wohl, und haben Sie Dank für Ihren letzten und langen Brief. Die Fr. Gräfin grüßt Sie ergebenſt, und ich grüße Ihr ganzes Haus verbindlichſt.

Gellert.

*) (Von der Beſchaffenheit, dem Umfange u. dem Nutzen der Moral.)

---

## 339.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 4. Juni 1765.

Theuerſter Herr Profeſſor!

Am Sonntage früh bin ich von meiner großen Reiſe wieder unter dem väterlichen Dache angelangt, und habe ein wenig Zahnſchmerzen und ein ſehr fröhliches Herz mitgebracht. Die erſtern werden mich nicht ſchlafen laſſen und das andere wird mich munter erhalten, Ihnen zu ſchreiben. Ich bin voller Briefe, das heißt, ich habe fünf unterſchiedene Briefe an fünf Perſonen im Kopfe, die ich gern alle zugleich ſchriebe. Aber Sie, beſter Herr Profeſſor, Sie ſind der Erſte in meiner Achtung, alſo muß auch der erſte Brief nach der großen Epoche meiner Reiſe an Sie gerichtet ſeyn.

Haben Sie tauſendfachen Dank für alle die Güte, mit welcher Sie mich empfangen haben, für alle die Augenblicke, die Sie uns geſchenkt haben und für die vorzügliche Gewogenheit, uns Ihre Rede von der Moral ſelbſt zu leſen (deren ich mich mit ewiger Erkenntlichkeit erinnern werde) und endlich für die gütige Empfindung, mit welcher Sie uns zuletzt verließen. — Dieſes, mein beſter Herr Profeſſor, iſt ein Theil von dem Danke, den ich Ihnen für Ihre eigne Rechnung ſchuldig bin. Und nun, da ich ohne Sie und Ihre Freundſchaft für mich nimmermehr einen Wunſch nach Leipzig empfunden hätte und nimmermehr nach Leipzig gekommen und keinem Menſchen daſelbſt bekannt geworden wäre, ſo danke ich Ihnen auch noch alle die vergnügten Stunden, die ich durch dieſe Gelegenheit auf meiner Reiſe genoſſen und beſonders für die Freundſchaft, welche das ſo gute Doles'iſche Haus mir ganz freywillig geſchenket, und

welche ich zu verdienen, weder Zeit noch Gelegenheit gehabt habe, und die ich blos dem günstigen Vorurtheile zuschreiben kann, welches Ihre gute Meynung für mich ihnen eingeflößet haben mag. Vornehmlich die gute Frau Doles — in der That, ich hätte Jahre lang mich um ihre Freundschaft bemühen und dennoch Ursache haben können, mit dem halben Antheile von demjenigen, was sie mir geschenkt hat, zufrieden zu seyn.

Liebster Herr Professor, Sie wissen nicht, wie zärtlich sie viermal von mir Abschied genommen (ich habe auf meiner Reise die Anmerkung gemacht, daß das Abschiednehmen eben nicht die angenehmste Beschäftigung und daß es eine Art von Schmerz ist, zu lieben und geliebt zu werden, wo der Augenblick der Trennung so nahe steht, daß man ihn nie aus dem Gesichte verliert). Sie wissen vielleicht nicht, wie sehr sie gewünscht und wie viel sie sich Mühe gegeben, mich nur noch drey Tage bis zum Donnerstage bey sich zu behalten, und wie viel kleine Pläne zu meinem Vergnügen sie schon entworfen hatte. Und ich muß es Ihnen nur gestehen, ich wünschte auch recht herzlich noch diese drey Tage in Leipzig zu bleiben. Unter andern Vergnügen, die ich mir versprach, hoffte ich auch vornehmlich, meinen liebsten Herrn Professor noch ein oder zweymal recht ungezwungen und in Freyheit zu sprechen. Ja ich hatte ein großes Verlangen, Sie zu bitten, daß, wenn Ihnen irgend etwas an mir mißfallen hätte, Sie mir die Wohlthat erzeigen und es mir entdecken möchten, damit ich mich bessern könnte. Doch hoffe ich, Sie werden mir diese Gewogenheit in Ihren nächsten Briefen nicht versagen. Indessen machten vielerley Betrachtungen, daß ich mich entschloß, meinem Wunsche zuwider mit nach Lemnitz zu reisen, und die kleine Ueberwindung, die es mich kostete, ist mir durch die Freude, die Frau Gräfin Vitzthum mit ihrer ganzen Familie, wider alle meine Erwartung, verschiedenemal zu sehen und zu sprechen, reichlich belohnt worden. Ueberhaupt

bin ich im buſchmanniſchen Hauſe*), in einem ſehr guten Hauſe, geweſen, in welchem ich ſehr freundſchaftlich aufgenommen worden bin, und für welches ich viele und wahre Hochachtung gefaßt habe. Auch habe ich daſelbſt den würdigen M. Heyer kennen gelernet, und eine liebe junge Freundin an dem jüngſten Fräulein Schönfeld erlanget, die ich zwar ſo wenig kenne, daß ſie gute Eigenſchaften beſitzen kann, ohne daß ich es weiß; davon bin ich aber überzeugt, daß ſie ein zärtliches, empfindungsvolles Herz hat; und das Geſchenk ihrer Freundſchaft iſt mir eben ſo unerwartet und unverdient, als die der Frau Doles.

Kurz, ich bin in Lemnitz ſehr vergnügt geweſen, habe auch nirgends beſſer geſchlafen, als da. Ja, liebſter Herr Profeſſor, ich bin auch wohl nirgends zu einer unvermuthetern und ausgeſuchtern Freude aufgewacht, als eben da. Wer, denken Sie wohl, war es, den ich am letzten Donnerſtage in Lemnitz, als ich zuerſt aufwachte, an meinem Bette erblickte? — Die liebe Frau Doles — Aber das wird ſie Ihnen wohl ſchon ſelbſt erzählt haben, oder ſie mag es noch thun; denn es war ein Vergnügen von ihrer eignen Erfindung, das ſie mir machte, und ganz von ihrem freundſchaftlichen Herzen, das ich ewig ſchätzen werde, eingegeben.

Sie, theuerſter Herr Profeſſor, ſind keine neue Bekanntſchaft von mir. Ich habe Sie ſchon lange gekannt, an Ihnen war mir gar nichts fremd. Wie ſeltſam klänge es auch, ſo lange mein Freund, und nun erſt mein Bekannter! — Aber bin ich nicht recht glücklich, in der kurzen Zeit meiner Abweſenheit ſoviel neue ſchätzbare Bekanntſchaften gemacht zu haben? Die Frau Doles iſt ganz unſtreitig meine Freundin, und auf gewiſſe Weiſe werde ich vielleicht wenig wagen, wenn ich ihren

*) (Buſchmann, Prediger in Lemnitz, einem Vitzthumſchen Gute.)

rechtschaffenen Mann, ihren guten Bruder und ihren eben so guten Sohn ziemlich zuversichtlich mit zu meinen Freunden rechne. Selbst Herr Creuziger*) ist voll guter Meynung für mich, und er hat sich ein eignes Werk daraus gemacht, mich auf hunderterley Art zu verbinden, und ich darf sicher schließen, daß wenn er auch für sich selbst nicht eigentlich mein Freund wäre, er es doch unter meinen Freunden seyn wird.

Bemerken Sie also, wie angenehm es für mich zu denken seyn müsse, daß ich nach einem so kurzen Aufenthalte, eine Gesellschaft von sechs Personen (ich rechne Herrn Seydel und Herrn Creuziger mit dazu) auf der Thomasschule zurückgelassen, davon eine jede das Beste von mir zu denken und zu sprechen bereit ist. Urtheilen Sie, wie beruhigend es für mich seyn müsse, gewiß zu seyn, daß mein Gutes und meine Fehler in ihren vertraulichen Gesprächen, wenn sie solche zuweilen auf mich lenken werden, vor dem nachsichtsvollen Richterstuhle der Freundschaft abgewogen werden, und zu wissen, daß keiner von ihnen einen Fehler angeben kann, ohne daß sich nicht der andre bemühen sollte, die Entschuldigung dafür aufzusuchen, oder irgend etwas Gutes, als ein Gegengewicht, an mir ausfindig zu machen. Und das Schmeichelhafte und Sonderbare der Sache mag darinnen bestehen, daß ich dieses von sechs Personen erwarten darf, die ich alle, den einzigen Seydel ausgenommen, vorher niemals gesehen oder gekannt habe.

Meine Eltern und mein Geschwister nehmen den lebhaftesten Antheil an meinen Vergnügungen sowohl als an meiner Dankbegierde für alle Ihre Gütigkeiten. Ich hatte kaum an Sonntage mit meinen Eltern gefrühstückt, so schickte uns Herr Zeis,

*) (Creuziger, damals Amtsactuarius in Leipzig, ward 1774 Hofrath in Dresden, wo er d. 10. März 1801 als geh. Cabinetsecretair starb. S. d. Anm. zu No. 76 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

dem ich nächst Ihnen alle Freuden der letzten vierzehn Tage zu danken habe, das Packet, welches er von Ihnen in Dresden fand. Wir lasen es sogleich ganz durch. Urtheilen Sie selbst, mit welchem Vergnügen! Ich wünschte wohl hundertmal, daß Sie doch anstatt meines Vaters da sitzen und selbst lesen möchten.

Noch ein Wort, bester Herr Professor! Darf ich mir etwas von Ihnen ausbitten? Schlagen Sie mirs ab, wenn meine Bitte unbescheiden ist. Ich habe meinen Eltern und meiner Schwester von dem Briefe erzählt, den Sie am ersten Feyertage der Frau Doles vorlasen*). Aber ich habe nur das Wenigste davon wiederholen können. Wollten Sie wohl die Gewogenheit haben und mir ihn schicken? Ja, wollten Sie mir ihn wohl überlassen? Ich denke immer, es ist nicht ganz Recht, daß ich einen Brief nicht habe, den Sie doch eigentlich für mich geschrieben hatten. Aber wie Sie denken, liebster Herr Professor, ich überlasse es Ihnen ganz.

Und nun leben Sie recht wohl und gesund. Uebers Jahr will ich wieder nach Leipzig kommen und sehen, wie Sie sich befinden. Mein ganzes Haus wünscht Ihnen alles ersinnliche Gute und meine Schwester küßt Ihnen die Hand für Ihr so gütiges Geschenk. Morgen, fürchte ich, wird man es diesem Briefe noch ansehen, daß er in der Nacht und bey Zahnschmerzen geschrieben worden. Wie hätte ich sie aber besser hinbringen wollen, und was wird mir zu jeder Zeit leichter zu thun, als Sie um Ihre Gewogenheit zu bitten und Ihnen zu sagen, daß ich lebenslang bin

Ihre
ergebenste und gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

*) (Der Brief, den Gellert an Dem. Lucius am 15. Aug. 1761 geschrieben, aber nicht abgesendet hatte. S. No. 240.)

## 340.

### An Caroline Lucius.

L. d. 17. Jun

Liebſte Mademoiſelle!

Ich freue mich mit Ihnen über Ihre ſo glückliche
verdanke es allen den guten Menſchen, die Ihnen Ihre
halt in Leipzig und Lemnitz angenehm zu mach
und gewußt haben. Aber ich bin wohl leider derjenig
Wenigſte zu Ihrem Vergnügen hat thun können, das
und doch denke ich nicht, daß es meine Schuld iſt,
auch, daß Sie es nicht denken. Genug, daß ich die
lebt habe, Sie von Perſon zu kennen, wenn ich auch d
nur mit dem Herzen eines Kranken genoſſen habe. W
den Sie verlangen, ſchicke ich Ihnen ohne Bedenken.
wohl; grüßen Sie Herrn Zeiſen und ſeine liebe Fra
als Ihr ganzes Haus ergebenſt von mir.

(Mit ziemlich kranker Hand.)

G

---

## 341.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 4. Juli

Liebſter Herr Profeſſor!

Ihrem Briefe nach ſind Sie krank. Das betrübt m
wer ſieht nicht gern ſeine Wünſche erfüllt? Und

*) (In dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius (No. 128) 14. Juli datirt.)

Ihnen mehr und öfterer und herzlicher Geſundheit wünſchen, als ichs thue? Möchten Sie doch itzt ſich wohl genug befinden, um einen Brief von mir, Ihrer ſehr überflüßigen Correſpondentin, ohne Ermüdung und Ueberdruß zu leſen; denn ich habe ſehr große Luſt, an Sie zu ſchreiben. Ein Zufall, der mir oft wiederfährt.

Sie müſſen nicht ſagen, theuerſter Herr Profeſſor, daß Sie den wenigſten Antheil an meinem Vergnügen in Leipzig gehabt hätten. Sie können ſichs nicht vorſtellen, wie außerordentlich lieb mir der Gedanke noch itzt iſt und immer ſeyn wird, an dem Orte geweſen zu ſeyn, wo Sie wohnen, und Sie geſehen und gehört (beſonders leſen gehört) zu haben. Und die Freunde, die ich in Leipzig gefunden habe, bin ich die nicht Ihnen ſchuldig? Und ſind ſie nicht auch zugleich die Ihrigen? Und iſt es nicht dieſes alles, was meiner Reiſe die größte Annehmlichkeit gegeben hat? Noch immer beſchäftigt mich das Andenken daran. Herr Winzer kam ausdrücklich deswegen zu mir, mich zu fragen, wie ich Sie geſehen und gefunden hätte, und ich erzähle recht gern davon, und die Frau Geh. Cammerräthin Wagner und der Herr Hofrath Krebel, mit welchem ich vorige Woche einen Abend bey Herrn Zeis zugebracht habe, hörten mir auch recht gern zu.

Und damit Sie alles Vergnügen wiſſen, das ich Ihnen, als der einzigen Veranlaſſung und Bewegungsurſache meiner Reiſe, zu danken habe, will ich Ihnen noch (und vielleicht iſt es auch auf gewiſſe Weiſe eine Pflicht) von einem mir angenehmen Erfolge Nachricht geben, den ſie nach ſich gezogen und deſſen ich mich noch lange erfreuen will. Sie hat mir Gelegenheit gegeben, von meinem Eltern die Freyheit zu erhalten, mit Herr Seydeln Briefe zu wechſeln, und durch dieſes Mittel meine älteſte und erſte Freundſchaft fortzuſetzen, und ich habe mir recht ernſtlich und unverb üchlich vorgenommen, dieſes durch mein ganzes Leben zu thun. Es iſt etwas ſo beſonders Angenehmes

in dem Gedanken und es bringt einem von der Beſchaffenheit ſeines eignen Herzens und von der Zuverläſſigkeit und Richtigkeit ſeines Charakters eine ſo gute Meynung bey, wenn man ſich fähig findet, ſeine eignen Empfindungen und Zuneigungen ſo wahr und dauerhaft zu machen. Und in dem Vergnügen, das daraus entſtehen muß, werde ichs ſehr weit gebracht haben, wenn es mir gelingt, dieſe unſre Freundſchaft durch alle Jahre und Zeiten, die wir noch leben mögen, und durch alle darinnen vorkommende Veränderungen unverletzt zu unterhalten, ohne daß ihr die Entfernung der Orte unſers Aufenthalts ſchaden mag; denn es iſt leicht möglich, daß wir uns letzthin in Leipzig, für dieſes Leben, zum letztenmale geſehen haben.

Mir fiel vor einigen Tagen Ihr Brief vom 10. November 1761 in die Hände und als ich ihn durchlas, nahm ich mirs gleich vor, Ihnen von meiner mit Herr Seydeln erneuerten Freundſchaft Rechenſchaft zu geben, und es iſt gewiß, daß ich mir Ihren Beyfall dazu wünſche, und ich hoffe auch in der That, ihn zu erlangen.

Wenn ich Ihnen zwar werde geſagt haben, daß Seydel zur Zeit meiner erſten Jugend, als ich noch nicht ganz aufgehört hatte, ein Kind zu ſeyn, als mir außer meinen Eltern und Geſchwiſtern in der Welt noch Niemand lieb war, und ich überhaupt von keiner Empfindung wußte, welche die Natur nicht eingeflößt oder die Pflicht befohlen hätte, von meinem Bruder, als ſein Mitſchüler, öfters in unſer Haus gebracht wurde; daß ich damals gar keinen Umgang hatte, ausgenommen mit einigen Mädchen von meinem Alter, der aber zu ſelten und zu gezwungen war, als daß er zur Freundſchaft hätte werden können; dennoch aber Ideen und Empfindungen von Freundſchaft in meinem Herzen fand und Verlangen hatte, ſie auch bey andern für mich anzutreffen; wenn ich meinen Bruder Seydeln ſeinen Freund nennen hörte; wenn ich ihren Umgang viel zärtlicher,

vertraulicher und vergnügter fand, als den meinigen mit meinen Freundinnen; daß ich sie mit einander von ihren andern Freunden reden hörte, und dabey dachte, sie wären glücklicher als ich, weil sie sagen könnten, daß sie Freunde hätten; daß ichs gern sah, wie mir Seydel zu gefallen suchte; daß mir die Stunden in seiner Gesellschaft sehr schnell verstrichen und ich mich an dem Gedanken vergnügte, daß er wohl eben so gut mein Freund, als meines Bruders Freund, seyn könnte: so mögen Sie, liebster Herr Professor, vielleicht wohl an den Bruyère denken. Aber das ist gewiß; wir dachten nicht an ihn. Wir wußten nichts von ihm, und bey unserm unerfahrnen und leichtsinnigen Alter war es nicht möglich, aus eigner Einsicht und Ueberlegung so weit zu denken. Noch itzt sollte es mir schwer werden, unsre damaligen Empfindungen richtig zu bestimmen; es ist zu viel Zeit seitdem verstrichen. Doch getraue ich mir, zu behaupten, daß unsre Zuneigung höchst unschuldig gewesen; denn sie hat mir nie die geringste Unruhe gemacht, und ich habe mich derselben stets mit Zufriedenheit erinnert. Und nun, ohne daß ich mirs herausnehmen wollte, den eigentlichen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft festzusetzen oder zu bestimmen, wie weit eine jede dieser Empfindungen gehen dürfte, um das zu bleiben, was sie heißt, ja ohne selbst dieses recht zu verstehen, getraue ich mir doch zu sagen, daß ichs beständig in meiner Gewalt haben werde, meine Empfindungen für meinen Freund auf bloße Freundschaft einzuschränken. Ich will nicht mehr versichern, als ich zuverlässig weiß. Ich bin nicht so ganz gewiß in meinem Urtheile von der Natur seiner Zuneigung. Das habe ich allemal bemerkt, daß er seine Freunde, auch die von seinem eigenen Geschlechte, mit einer Art von Leidenschaft liebt. Und endlich kann wohl der Dank und die Freude, über mein ihm durch eine sehr lange Abwesenheit erhaltenes freundschaftliches Andenken, wozu er alle Hoffnung aufgegeben hatte, seinem Herzen eine

empfindlichere Zärtlichkeit geben, als es ſonſt nicht haben würde. Vielleicht beſchreibe ich ſie richtig, wenn ich ſie mit der Zuneigung vergleiche, welche die Frau von Sevigné für ihren Vetter hatte, von der ſie in einem Briefe ſagt: Ce que je sens pour Vous, est plus tendre que l'amitié, mais moins ardent et moins inconstant que l'amour.

Doch dem ſey wie ihm wolle. Habe ich denn, beſter Herr Profeſſor, nöthig, das alles ſo genau zu unterſuchen, da weder die erlaubten Gefälligkeiten der Freundſchaft, noch der Dienſt des Umgangs (welcher bey uns gar nicht ſtatt haben kann) für uns von einiger Folge ſeyn können? Denn wenn nun Seydel Tugend und Rechtſchaffenheit in einem ſehr empfindlichen Herzen hat, wenn Güte und Beſcheidenheit ſeinen Charakter ausmachen, wenn er mehr und länger Ergebenheit für mich hat, als wohl Jemand in der Welt, wenn er durch alles dieſes meiner Freundſchaft werth iſt, und ſich nichts mehr, als meine Freundſchaft wünſcht: ſoll ich ſie ihm da wohl aus Vorurtheil und eingebildeter Furcht verſagen? Ich denke, daß er ſich alsdann mit Recht über mich zu beklagen hätte, und Urſache, über mich zu klagen, möchte ich ihm doch nicht gern geben. Er iſt gegen mich auch ſehr gewiſſenhaft, und ich weiß gewiß, er wird mir keine Gelegenheit geben, ihm Vorwürfe zu machen. Wenigſtens wird er mich nicht ein halbes Jahr lang ohne Antwort laſſen, wenn er weiß, daß ich ſie mit Verlangen erwarte, wie meine Kirchhofin thut. Sie hat mir nichts von der Verheirathung ihrer Freundin, von ihrer Trennung u. ſ. w. geſchrieben, und erſt hat ſie doch gemacht, daß ich vielen Antheil daran nahm und mit Verlangen darauf wartete, und überdieß wären es ſo hübſche Materien zu Briefen an eine Freundin geweſen. Vor einiger Zeit meldete ich ihr meine Leipziger Reiſe nur mit zwey Worten ganz obenhin; aber ſie iſt nicht einmal neugierig und fragt mich nicht, was ich dort geſehen und gehört habe. Ja, liebſter Herr Pro-

feſſor, ich kanns gar nicht begreifen, und ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. Ich werde recht unruhig darüber, bald bilde ich mir ein, daß ſie ihre Freundin nach Berlin begleitet hat, bald befürchte ich gar, daß ſie krank oder todt ſeyn möchte, und ich weiß gar keinen Weg, wie ich etwas von ihr erfahren kann. Aber nichts mehr hiervon. Vielleicht ſchreibt ſie bald; alsdann will ich ihr alle meine Ungeduld und das Böſe, das ich manchmal von ihr denke, recht herzlich abbitten.

Durch Stillſchweigen mache ich meine Freunde, ſo lange ich Augen und Hände habe, nicht ungeduldig; dafür bin ich zeitlebens ſicher. Aber vielleicht durch Schreiben. — Ich bin mit dem Sprüchworte recht wohl zufrieden, daß alle Menſchen ihre Fehler haben müſſen. Es tröſtet mich zuweilen über mich ſelbſt und macht mich wieder mit den Andern zufrieden. Wenn ichs nur ſo weit bringen könnte, daß Sie immer zufrieden bleiben mit

Ihrer

gehorſamſten und ergebenſten Dienerin
C. C. Lucius.

N. S. Itzt gleich denke ich daran, daß heute Ihr Geburtstag iſt. Der Tag, an welchem ſich Ihr vielen ſo theures Leben angefangen und nun erneuert, ſey mit den auserleſenſten Segnungen des Himmels beglückſeligt! Viele rechtſchaffene Menſchen werden dieſen Tag wiſſen und mit Gebeten für Sie feyern. Möchten doch alle dieſe vereinigten Wünſche Geſundheit und Freude, neue Kräfte und ein verlängertes, weit hinaus geſetztes Ziel des Lebens auf Sie herab bringen! Meine Familie hat Theil an dieſem Wunſche und Herr Zeis gewiß auch im Herzen. Er befindet ſich ſeit geſtern mit ſeinem Hauſe in Maxen, kommt aber auf den Abend wieder.

## 342.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 21. Juli 1765.

Mein Geburtstag, so feyerlich ihn auch einige meine Freunde zu machen suchten, ist für mich, wie die übrigen Tage meines jetzigen Lebens, ein trüber kranker Tag gewesen. Aber gelobet und gepriesen sey Gott, der nach seiner Gnade mich funfzig Jahre erhalten und bis hieher gebracht hat. Er leite mich ferner nach seinem Rathe barmherzig bis an mein Grab. Auch verlaß mich nicht, o Gott! im Alter, wenn ich schwach werde! Ja! ich bin sehr schwach, liebe Schwester, und leide auch seit acht Tagen an Hüftschmerzen, die aber doch, Gott sey Dank, nicht sehr heftig sind. — Hier schicke ich Euch auf den Monat Julius das Gewöhnliche. Lebt wohl mit Gott, lebt alle wohl.

G.

---

## 343.

### An Caroline Lucius.

L. d. 22. Sept. 1765.

Liebste Mademoiselle!

Da Sie meine Umstände kennen, so darf Sie meine späte und kurze Antwort auf Ihre beiden langen und lieben Briefe nicht befremden*). Genug, daß ich Ihr Freund bin, wenn ich auch Ihr unfleißigster Correspondent wäre. Der erneuerte und

*) (In dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius gehen drei Briefe der letzteren diesem voraus, zwei längere vom 4. Juli (s. oben Nr. 341) und 18. Sept., ein kürzerer v. 25. Juli.)

n Ihren Eltern gebilligte Briefwechsel mit Herrn Seydel
n mir nicht anders als angenehm seyn, so wie er für diesen
viß vortheilhaft seyn muß. Indessen erschrecke ich doch über
Menge Ihrer Correspondenten, welche das gute Fräulein
hönfeld noch vermehrt hat*). Wenn Sie verheirathet wä-
, würden Ihnen freylich die Geschäfte des Hauses den Brief-
hsel schwer machen; aber nun sind Sie es itzt noch nicht, und
genießen Sie das Privilegium, Ihre freyen Stunden zum
reiben anzuwenden, in so fern Ihre Mama es billiget und
künftiger Mann nichts dabey verliert. Die Frau Doles
Ihre sehr große Freundin, davon bin ich ein Zeuge, so wie
überhaupt eine vortreffliche und liebenswürdige Frau und
tter ist. Ich bin zween Tage in Bedra bey dem Grafen
ühl gewesen; aber meine Kränklichkeit, mit der ich täglich
ite, und die rauhe Witterung haben mich wenig Vergnügen
genießen lassen. Ich eilte also zurück, als gehörte ich nicht
hr auf das Land. Leben Sie wohl, liebe Mademoiselle und
sichern Sie Ihr ganzes Haus meiner Hochachtung und Erge-
heit

Gellert.

*) („Sie kennen wohl das jüngste Fräulein Schönfeld in Lemnitz nicht! Sie ist eine Freundinn, liebster Herr Professor, die mir meine Reise zu Ihnen eingebracht hat. Wollen Sie wissen, wie ihr Herz redet, so lesen Sie nur dieses Briefchen von ihr." C. Lucius an Gellert, 18. Sept., No. 130 des Briefw.)

## 344.

### An den Freiherrn v. Crauſſen.

L. d. 1. Dec. 1765.

O wie hart, theuerſter Herr und Freund, wie hart iſt das Schickſal, das Sie trift!*) und wer als ein Mann, der in dem Geiſte der Religion denkt und zu handeln gewohnt iſt, kann es gelaſſen tragen? Ich beklage Sie von Herzen; aber ich preiſe Sie auch glücklich, daß Sie unſchuldig und mit Rückſicht auf die unerforſchlichen Wege Gottes leiden. Die uns unrecht thun, bleiben zwar immer ſtrafbar; aber eben das Unrecht, das wir unverſchuldet, und nach dem Willen Gottes leiden, wird doch Glück und Wohlthat für uns, in ſo fern es unſre Tugend übt, und eine große Belohnung zu hoffen hat. Auch vor der Welt wird unſre Unſchuld, die gewiß an den Tag kömmt, noch unſre Ehre, und das Mitleiden, und die Hülfe unſrer Freunde giebt unſerm guten Gewiſſen auch Muth und unſrer Geduld Stärke. Der Unſchuldige, ſagt die Schrift, muß viel leiden; traurige Wahrheit! aber der Herr hilft ihm aus dem allen; herrlicher Troſt! Dieſen Troſt, theuerſter Herr, werden auch Sie, bald oder ſpät erfahren, und Ihr rühmliches Beyſpiel, das Sie in Ihrem Unglücke, durch Geduld, Edelmuth und Ergebung in das göttliche Verhängniß, andern gegeben, wird viel Gutes ſtiften. Gott gebe Ihnen bald eine völlige Beruhigung, und laſſe Ihr übriges Leben deſto mehr Zufriedenheit für Sie ſeyn. Ihre Frau Schweſter hat mich vor einigen Wochen mit ihrem Beſuche,

*) (Der Freiherr v. Crauſſen war im J. 1765 beſchuldigt worden, einen ſeiner Bedienten ermordet zu haben, und deshalb in Unterſuchung und ins Gefängniß gekommen. „Es dauerte ſehr lange Zeit ehe die Juſtiz von ſeiner Unſchuld überzeugt werden konnte.“ S. den Vorbericht zu der bei No. 14 angeführten Sammlung, die mit dem vorliegenden Briefe ſchließt.)

und von Zeit zu Zeit mit ihren Briefen beehrt. Möchte ich doch die Dankbarkeit, die ich Ihnen, mein Freund und Gönner, schuldig bin, dieser Ihrer würdigen Schwester abstatten können! Aber ach, wie wenig kann ich das, da mich nicht allein mein Unvermögen, sondern auch die zunehmende Kränklichkeit zu tausend Pflichten der Freundschaft ungeschickt macht.

Sr. Excellenz, dem Herrn Minister von Massow, habe ich nach Ihrem Verlangen einen Hofmeister zu verschaffen gesucht, aber keinen gefunden, der dem Bilde in Ihrem Briefe ganz ähnlich gewesen wäre. Der letzte, den ich ihm vorschlug, hieß Weiße, und hatte viel gute Eigenschaften. Da mir aber der Herr Minister auf keinen meiner beiden Briefe Antwort ertheilen lassen: so schließe ich, daß ihm entweder keiner von beiden vorgeschlagenen Candidaten gefallen hat, oder daß er schon, welches ich herzlich wünschen wollte, mit einem guten Manne versehen ist. An Sie, Theuerster, hatte ich bereits im October eine Antwort aufzusetzen angefangen, die ich aber, weil ich immer noch auf Briefe aus Berlin hofte, unvollendet habe liegen lassen. Ich schließe mit dem aufrichtigen Wunsche für alles, was zu Ihrer und Ihrer würdigen Frau Gemahlin Ruhe, Leben und Wohlfahrt heilsam seyn kann, und verharre zeitlebens mit Ehrerbietung, Dankbarkeit und Liebe

Ihr

ergebenster und verbundenster

Gellert.

---

## 345.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 11. Dec. 1765.

Gott segne Euch und unser ganzes Haus mit aller geistlichen und leiblichen Wohlfahrt auch in dem Jahre, das wir bald an-

fangen werden, und Dank und Preis sey ihm für die Wohlthaten, die er uns in dem zurückgelegten aus Gnade erzeigt hat. — — Der junge Höpner hat an mich geschrieben; ich habe seinen Brief D. Heinen lesen lassen, und er meynt, daß seine Beschwerung, die er für Hypochondrie hält, wohl durch einen übertriebenen und ängstlichen Fleiß könnte seyn verursacht worden. Indessen glaubt er nicht, daß ein ordentliches gemäßigtes Studiren seiner Gesundheit schaden werde. Dieses saget ihm, und wenn er nach seinem Gewissen und im Vertrauen zu Gott, und in der Absicht, ein desto besserer und nützlicherer Mensch zu werden, sich noch geneigt findet, die Mühe des Studirens zu übernehmen, nun so kann er in Gottes Namen kommen. Jetzt aber soll er mir seinen französischen und lateinischen Brief, den ich nicht mehr bey der Hand habe, aus seinem Concepte abschreiben, und nichts ändern, als daß er anstatt grand Patron, bloß Monsieur setzet; und diese Abschrift soll er mir künftige Woche schicken. — Giebt mir Gott das Leben, so sehe ich Euch vielleicht auf den Frühling in Haynichen. Lebt wohl, grüßt Eure Kinder, und alle die Unsrigen herzlich, und betet für mich.

G.

---

## 346. (107.)

1765.

Mademoisell,

Es ist ein großer Lobspruch für mich, daß Sie meine Schriften mit so vielem Vergnügen lesen. Möchten sie Ihnen doch eben so viel Nutzen bringen! Beunruhigen Sie sich indessen nicht, daß Ihnen Ihre häuslichen Verrichtungen so wenig Zeit zum Lesen erlauben. Die wahre Weisheit besteht nicht in vielem Lesen des Guten, sondern in vielem Thun; und eine Person Ihres

Geschlechts, die, mit ihren häuslichen Pflichten beschäfftiget, täglich auch nur Eine Stunde zur Bildung ihres Verstandes und Herzens liest, liest mehr, als die, welche unbeschäfftiget den ganzen Tag die besten Schriften zum Zeitvertreibe, oder aus Eitelkeit, liest. Die erste wird eine gute Ehegattinn, eine verständige Mutter und eine sorgfältige Haushälterinn werden, wenn sie ihr Stand dazu beruft; aber wie schwerlich die andere! Fahren Sie also fort, liebe Mademoisell, bloß die Stunden, die Ihnen Ihre Geschäffte übrig lassen, auf das Lesen eines guten Buches anzuwenden. Die Schriften der Frau Beaumont, des Zuschauers, die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer von dem Herrn Wilkes, und andre diesen ähnliche Werke, ergötzen eine aufmerksame Leserinn eben so sehr, als sie ihr nützen. Uebrigens danke ich Ihnen ergebenst, Mademoisell, für ihren beredten und mir so angenehmen Brief, und bin mit besonderer Hochachtung

G.

---

## 347. (108.)

1765.

Liebster und bester Graf,

So sehr ich Sie beklage, daß Ihr Aufenthalt in ** nicht angenehmer für Sie ist; so weiß ich dennoch, daß Sie sich ihn durch Ihre Wißbegierde, durch Ihren Fleiß und Ihr gutes Herz bald erträglich und gewiß nützlich machen werden. Dieses tröstet mich; und dieses muß auch Sie trösten. Finden Sie wenig Umgang mit guten Menschen: so sind Sie doch vor tausend Andern glücklich, daß Sie viel gute Bücher kennen, haben, und zu nützen wissen. Unter diesen Ihren lieben Büchern, guter Graf, und unter den Bemühungen, die nöthigen Kenntnisse, um derentwillen Sie sich itzt in ** aufhalten, zu erlangen, werden Sie die Unannehmlichkeiten des Ortes vergessen, den beschwerlichen und

frostigen Umgang ertragen, und die Fehler der großen Welt, deren Last Sie fühlen, desto gewisser vermeiden lernen. Diese Fehler gelassen tragen zu können, bitten Sie mich um Regeln. Aber, liebster Graf, welche Weisheit wüßte ich hierüber, die Sie nicht auch wüßten? Was würden Sie dem Freunde antworten, der diese Regeln von Ihnen begehrte? „Denken sie, würden Sie sagen, um Nachsicht und Geduld mit den Fehlern der Andern zu haben, oft und täglich an ihre eignen, auch die geheimsten Fehler, und hingegen an die guten Eigenschaften, die Andre bey ihren Fehlern noch besitzen, und sie vielleicht nicht. Können sie die Fehler und Schwachheiten derselben durch Klugheit verbessern, so ist es ihr Glück, wie es ihre Pflicht ist. Tragen sie dieselben mit Geduld, so haben sie weniger Verdruß. Sind es Thorheiten, so lernen sie Weisheit aus der Thorheit der Andern, und hüten sie sich desto vorsichtiger vor den Schritten, die zu ihr führen. Sind es offenbare Laster, so verabscheuen sie das Laster; bedauern sie den Menschen, der sich dadurch entehrt; lehren sie ihn durch ein tugendhaftes Beyspiel das Gegentheil; beten sie für ihn." Dieses, liebster Graf, was Sie Ihren Freund lehren würden, sagen Sie sich selbst. Wir leben in einer unvollkommenen Welt, und müssen entweder mit andern Nachsicht haben, oder Einsiedler und bittre Menschenfeinde werden. Duldet Gott die täglichen Fehler und Gebrechen unsrer Nebenmenschen; wie viel mehr ist dieß unsre Pflicht! Wem gar Niemand gefiele, der würde unglücklicher seyn, als der, der Niemanden gefiele. Getrost, mein lieber Graf. Dieser Ihr erster Auftritt in der größern Welt wird nicht lange währen, wird bald mit bessern abwechseln, wird Sie in der Gelassenheit und Geduld üben, einer Tugend, deren unser ganzes Leben bis an unsern letzten Augenblick bedarf, und die, nebst der Demuth, den Geist und die Kraft der Religion am sichersten beweiset. Die Vorschriften der Religion, die Sie lieben, werden überall und in

allen Umständen Ihre besten Rathgeber seyn, und Sie vor den Gefahren, die Ihrer Tugend drohen, und noch oft drohen werden, gewiß in Sicherheit setzen. Bete, wache, thue deine Pflicht, und beschäfftige dich nützlich; und das thue täglich, und auch täglich prüfe dich hierüber! Dieß ist die wahre und höchste Weisheit. Leben Sie wohl, bester Graf, den ich liebe, und wegen seiner Tugend lieben muß. So wie Sie unter den vielen Jünglingen, die ich gekannt, einer der besten und ruhmwürdigsten, und für mein Herz einer der liebsten gewesen sind; so suchen Sie mit den Jahren des Mannes einer der rechtschaffensten, gewissenhaftesten und nützlichsten, und also auch glücklichsten Männer zu werden. Der Herr segne Sie und behüte Sie!

G.

---

## 348. (104.)

### An Herrn B***.

1765.

Sie erinnern sich meiner in den Briefen an Ihren Herrn Bruder so oft, und mit so vieler Liebe, daß ich nicht weis wie ich Ihnen genug dafür danken, noch wie ich dieses Andenken verdienen soll. Dieses aber, wertheſter Herr Pastor, kann ich Ihnen theuer versichern, daß die Freundschaft, die Sie mir schenken, und der Beyfall, mit dem Sie meine geistlichen Lieder beehren, mir mehr ist, als die Gunst der Großen und der Lobspruch vieler Kunstrichter. Meine Lieder würden Ihr edles und gottseliges Herz nicht rühren, wenn Sie weniger zur Erbauung geschickt wären. Und o wie glücklich bin ich Unwürdiger, wenn Gott diese Lieder bey vielen zur Verherrlichung einer Religion, über welche der Witz unsrer Tage bald verdeckt, bald offenbar spottet, gereichen läßt! Der berühmte Mann in Ihren Gegenden fährt immer fort, die Angriffe seines Spottes zu verdoppeln;

aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer. Er wird seine Wahrheit schützen, wenn auch noch mehr Spötter aufstehen; und die Religion wird selbst in den Gegenden, wo sie von vielen Voltairen lächerlich gemacht wird, von noch mehr B*** ehrwürdig erhalten werden. Gott segne Sie, liebster Mann, mit Gesundheit und langem Leben! Ich empfehle mich Ihrer Liebe und Ihrem Gebete, und bin zeitlebens

G.

---

## 349.

### An Caroline Lucius.

Leipzig, d. 3. Jan. 1766.

Liebste Mademoiselle!

Wenn Ihr Entschluß, Leipzig künftigen Sommer wieder zu besuchen, der doch mit vieler Beschwerlichkeit auf Ihrer Seite verknüpft bleibt, dennoch für Sie so angenehm ist, wie sehr muß ers für uns seyn, da wir nichts zu thun haben, als das Vergnügen anzunehmen, das Sie uns entgegenbringen. Kurz, hinge die Ausführung dieses guten Gedankens bloß von Ihrer Standhaftigkeit ab, so würden ich, die Frau Doles und alle Ihre Leipziger Freunde Sie bey Ihrem Worte halten und es als eine Beleidigung ansehen, wenn Sie es nicht erfüllten. Doch wer weiß, was wider unser Vermuthen sich für günstige Umstände vereinigen, diese Reise gewiß und Ihren und unsern Wunsch, wenn wir leben, wahr zu machen. Indessen danke ich Ihnen auch schon für die bloße Hoffnung und zugleich für alles das Gute, das Sie mir, weit über mein Verdienst, zum neuen Jahre wünschen. Gott lasse es Ihnen und Ihrem ganzen Hause auf immerdar und alle Weise wohlgehen.

Gellert.

---

## 350.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 20. Jan. 1766.

Hochgeehrteſter Herr Profeſſor!

Ich bin Ihnen recht ſehr vielen Dank für Ihr letztes gütiges Billet ſchuldig. Sollte ſich Gelegenheit zeigen, meinen Wunſch, Sie, meinen theuerſten Herrn Profeſſor, noch einmal zu ſehn, zu erfüllen, ſo giebt es mir ein Recht, dieſem ſo guten Wunſche nachzuſehen; und wird mir derſelbe noch lange verzögert oder wohl gar vereitelt, ſo bleibt mir doch immer der Troſt und die Freude, zu wiſſen, daß Sie mir die Erfüllung deſſelben ſelbſt gewünſchet haben. Und ſind wir nicht, ſo zu ſagen, halb in dem Beſitze desjenigen Guten, welches uns unſre Freunde gönnen, oder gern verſchaffen würden, wenn ſie könnten? Und iſt nicht oft die Freude über ihr Wohlwollen und die Erkenntlichkeit unſers Herzens dafür ſo rührend und ſo ſüß, als der Beſitz und Genuß des Guten ſelbſt? Dieſes habe ich ſchon oft erfahren und über verunglückte Projecte habe ich mich auch ſchon einigemal zufrieden gegeben. Man wird dieſes in der Welt ſehr gewohnt. Die geringſten und gewöhnlichſten Dinge ſind zuweilen in der Ausführung ſo ſchwer, als eine Königswahl oder eine Eroberung. Einige von meinen Freundinnen und ich hatten Luſt in dieſem Winter irgend ein gutes Schauſpiel zu lernen und zu unſerm Vergnügen unter uns aufzuführen. Die Wahl war ſchwer, weil wir keine Mannsperſon dazu nehmen und wenig Frauenzimmer eine Mannsrolle ſpielen wollten. Wir blieben endlich bey der Betſchweſter; aber auch da ereignen ſich Schwierigkeiten und weder die Betſchweſter noch ſonſt ein Stück wird aufgeführt werden.

Herr Seydel hat mir einmal geſagt, Sie wären der Meynung, daß die Betſchweſter nicht mehr ſollte geſpielet werden.

Ich habe sie nie gesehen, ich verstehe auch nichts von Schauspielen, aber ich dächte, es wäre ein sehr gutes Stück, und die Charaktere sehr wahr und natürlich. Dafür bin ich zwar nicht, daß man es oft spiele. Es ist nicht so gar nützlich, weil es eben nicht viel Betschwestern giebt und weil die rechten Betschwestern nicht in die Komödie gehen, weil es sechs oder acht Groschen kostet, auch keine Komödie lesen, sondern lieber Geld zählen und mechanisch ein Lied dazu singen, ohne dabey etwas zu denken oder zu empfinden. Die zärtlichen Schwestern sind mir am liebsten. Ich wollte, daß sie ins Französische übersetzt und hier gespielt würden, weil wir keine deutschen Komödianten haben. Was mir an den itzigen Schauspielen gefällt, die am meisten gespielt werden, ist, daß ihre Satyre hauptsächlich das Leere, Frivole, Empfindungslose und Nichtsbedeutende trifft das in den Gesellschaften und überhaupt in dem Leben der Leute nach der Mode herrscht, und daß ihre Moral darauf abzielt, an die Stelle dieser Nichtswürdigkeiten und der verächtlichen Coquetterie, Wahrheit und Empfindung zu setzen. Und in der That hier ist nichts nöthiger. Zwar sehe ich wenig Gesellschaften, aber man braucht nur drey Personen von der Art eine halbe Stunde zu hören, so weiß man genug, und ich muß sagen, daß ich unter jungen Personen von meinem Stande und von meiner Lebensart mehr Richtiges, Wahres, Moralisches, mehr Herz und Verstand gefunden habe, als wenn ich Gelegenheit gehabt, vornehmere, ältere, verheirathete Personen reden zu hören, die entweder selbst zur grossen Welt zu rechnen sind oder doch mit ihr umgehen. Ich dächte, die meisten Logen des ersten und zweyten Stockwerks müßten über einander bey solchen Schauspielen lachen und viele sich selbst höchst nichtsbedeutend vorkommen.

Die Jgfr. Kirchhof hat mir kürzlich geschrieben, und mich gebeten, ihr Nachricht von Ihnen zu geben, welches ich auch gethan habe. Aus Bescheidenheit schreibt sie nicht an Sie selbst.

Sie mag in dieſer Tugend wohl viel ſtärker ſeyn, als ich. — Wer kann ſich helfen? Sie haben deswegen doch Geduld mit mir, das weiß ich und bitte auch darum; denn, lieber Herr Profeſſor, die Freyheit, Ihnen zu ſchreiben, gehört nun einmal zu meinem Vergnügen, und meinem Vergnügen ſind Sie nicht zuwider; dazu ſind Sie viel zu gütig. Ich habe die Ehre zu ſeyn

Hochgeehrteſter Herr Profeſſor!

Ihre

gehorſamſte Dienerin

C. C. Lucius.

---

## 351.

### An Borchward.

L. d. 18. Febr. 1766.

Ihr Geſangbuch hat allerdings viel Gutes; allein viele Aendrungen und Beſſerungen kann ich doch nicht billigen. Warum ſollten alle Lehrlieder von Kirchengeſängen ausgeſchloſſen werden? Und hört darum ein ſolch Lied auf, ein Lehrlied zu ſeyn, weil wir zu Anfange und zu Ende Gott anreden? Schickt ſich denn das Uebrige zur Unterredung mit Gott, oder nur bloß mit Menſchen? Die Anredung an ſeine Seele würde oft mehr ſtatt finden. — Ihre drey Lieder, liebſter frommer Borchward, inſonderheit aber die beyden: Was iſt mein Leben ꝛc. und: Zur Arbeit, nicht zum Müßiggang ꝛc. haben mir außerordentlich wohl gefallen, und ich dächte, Sie könnten Ihre Poeſie nicht herrlicher anwenden. — Zur Dankbarkeit überſchicke ich Ihnen eine ſehr unvollkommene, von dem Dresdner Hofe an den Bayerſchen gekommene, und daſelbſt ohne mein Wiſſen gedruckte Schrift, die voller wichtigen Fehler war, und

die ich deswegen hier anders abdrucken zu laſſen, ſo unfähig ich auch zu aller Autorarbeit, wie Gott weiß, bin, nicht wohl habe Umgang nehmen können*). Einen Auszug aus der ganzen Moral binnen einer halben Stunde, einem jungen Prinzen, im Beyſeyn vieler des Hofes, aller Profeſſoren und Studenten, vortragen, dieß war zu viel gefordert — und wenn ich nicht aus meinen Manuſcripten über die Moral glücklicher Weiſe einzelne Stücke hätte nutzen können: ſo würde ich dem Churfürſtlichen Befehle nicht haben gehorchen können. Gott laſſe das Wahre und Gute, ſo viel deſſelben in dieſer Schrift iſt, zum Nutzen des Leſers gereichen, das Mangelhafte niemanden ſchaden, und meine Fehler nicht mit Spott und Bitterkeit mir geſagt werden. Wenn ich todt bin, liebſter Freund, kann man von mir drucken, was den Händen meiner Freunde ſoll überliefert werden, beſonders verſchiedene moraliſche Vorleſungen. Aber ſo lange ich lebe, beſter Mann (alſo bitten Sie mich nicht mehr), wird nichts von mir in den Druck gegeben; und ich weiß ſicher, wenn Sie die Urſachen und meine gegenwärtigen Gemüthskräfte kennten, Sie würden dieſen Entſchluß nicht bloß billigen, ſondern für Pflicht halten. — Die Stelle in dem Leben Ihres ſeeligen Freundes? **) ja es wird wohl die franzöſiſche Stelle geweſen ſeyn. Ich habe das Exemplar gleich in der erſten Woche an einen lieben Freund nach Dresden geſchickt, und es nicht wieder zurück bekommen.

*) (Die Vorleſung von der Beſchaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral. L. 1766. (S. Th. 3. S. 487.) auf die ſich auch die nächſten Briefe beziehen. Sie war vorher in den „Bayeriſchen Sammlungen und Auszügen zum Unterricht und Vergnügen" abgedruckt worden.)

**) (Vermuthlich des Hofrath Bergius; Borchward hatte 1765 zu Berlin drucken laſſen: Das Denkmal der Freundſchaft und des wohlgeführten Lebens des Herrn Hofrath Bergius.)

Gott beglücke und ſegne Sie und Ihr gutes Weib. Ich umarme Sie und bin der Ihrige

G.

---

## 352. (110.)

### C. L. von Hagedorn an Gellert.

Dresden, d. 24. Febr. 1766.

Kein Geſchenke konnte mir angenehmer ſeyn, als Ihre Vorleſung aus Ihren eignen Händen. Ohne den verbindlichſten Dank darf ich es nicht annehmen; und aus dem Danke wird ein Brief. Ich bin dieſe Aufmerkſamkeit nicht allein Ihnen, ſondern auch meinem Herzen ſchuldig. Für das Herz iſt ja der ganze Aufſatz gemacht; und ich habe dieſen Währmann bey Leſung Ihrer ſchönen Schrift geſpürt. Von dem allgemeinen Beyfalle ſchreibe ich Ihnen kein Wort. Nein, mein liebſter Herr Profeſſor; aber von dem allgemeinen Nutzen, von der Erfüllung Ihrer Abſichten möchte ich Ihnen recht viel und oft ſchreiben. Dann werde ich Sie nicht, wie itzt, um Vergebung bitten, daß ich Ihre nützlichern Beſchäftigungen durch Briefe unterbreche. Anſtatt der Antwort, die ich aus eben dieſer Urſache durchaus verbitte, laſſen Sie mich nur zuweilen durch gute Freunde wiſſen, daß Sie recht geſund ſind. Wie ſehr habe ich mich gefreuet, als ich kürzlich hiervon eine angenehme Nachricht erhielt! Ich weis, Sie ſind von meiner Hochachtung und Ergebenheit längſt verſichert, und ich darf mich nur, nach allen Geſinnungen der Freundſchaft, unterſchreiben

Ihren

C. L. v. Hagedorn.

---

## 353. (111.)

### An C. L. von Hagedorn.

1766.

Theuerſter Herr von Hagedorn,

Sie haben mich Ihrer Gewogenheit und Freundſchaft auf die gütigſte und überzeugendſte Art verſichert; dafür danke ich Ihnen heute als für eine große Wohlthat, und verſichre Sie zugleich auf meiner Seite, daß ich Sie ſchon ſo lange verehre und liebe, als ich Ihren Namen und Ihre Verdienſte kenne, und dieſes iſt ſehr lange. Daß Sie ferner in Ihrem gütigen und mir ſchätzbaren Briefe meine Vorleſung für eine dem Publico nützliche Schrift erklären, dieſes iſt für mich der größte Lobſpruch; und ich will mich von nun an bemühen, dem Ausſpruche einſichtsvoller Männer in dieſem Stücke mehr zu glauben, als meinem furchtſamen und betrüglichen Herzen. Uebrigens empfehle ich mich Ihrer fernern Liebe, wünſche Ihnen Leben, Geſundheit und alle Wohlfahrt, die man nur verdienten Männern wünſchen kann, und bin, ſo lange ich lebe, mit einem Herzen voll Hochachtung und Ergebenheit

G.

---

## 354.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 15. März 1766.

Sie haben mich mit Ihrer moraliſchen Vorleſung durch den Herrn Geh. Cammerrath Wagner beſchenkt. Sie wiſſen, daß mir alles theuer iſt und ſeyn muß, was mir von Ihnen kommt. In der That, Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihnen ſehr aufrichtig für dieſe Gewogenheit danke; die nehmliche Gewo-

genheit, die ich mir gleich in meinem ersten Briefe von Ihnen auszubitten wagte.

Und wie gütig haben Sie nicht meiner guten Schwester durch Ihr Geschenk Freude gemacht! Ich soll ihr ein ganz kleines Plätzchen in meinem Briefe lassen, damit sie ihren Dank dafür mit ihrem eignen Namen unterschreiben könnte. Das habe ich ihr auch versprochen. Aber, liebster Herr Professor, es ist hier noch soviel Platz, daß ich Sie wohl bitten möchte, mir zu erlauben noch ein wenig bey Ihnen zu bleiben. Ich wünschte ohnedem Ihnen einen Gedanken mitzutheilen, den ich neulich gehabt habe, und einmal bey Gelegenheit Ihre Meynung davon zu erfahren.

Es ist eine bekannte Pflicht, daß man bemüht seyn soll, die Jahre seines Lebens so nützlich zu erfüllen als möglich, und zuweilen frage ich mich selbst, warum ich lebe und was ich eigentlich in der Welt nütze, und wünsche mir ein Mittel ausfindig zu machen, dadurch ich nützlich werden könnte, ohne genöthigt zu seyn, eine von meinen gegenwärtigen Pflichten aufzugeben.

Mein Bruder ist durch Erziehung und eignen Fleiß in den Stand gesetzt, viele und, wie ich hoffen will, nützliche Geschäfte zu übernehmen, die auch seinen Fleiß belohnen und meine Eltern von der Sorge für den größten Theil seines Unterhalts befreyen.

Meine Schwester lernt seit einem Jahre Zeichnen und wird sich vermuthlich der Malerey widmen, theils weil es ihr eignes Talent ist und weil es undankbar wäre, die Gaben der Natur nicht anzuwenden, theils aber auch mit in der Absicht, daß sie, wenn sich keine oder eine nicht hinlängliche Versorgung für sie finden sollte, in ihrem Genie und der erlernten Kunst eine Zuflucht finden möchte.

Da dieses Studium eine anhaltende Uebung verlangt und ihr viel Zeit raubt, so kann sie itzt wenig von den Geschäften des Hauses übernehmen, die ich meiner Mutter verrichten helfe. Es

bleibt mir aber dennoch einige Zeit übrig, die ich, wenn ich meiner Neigung folgen dürfte, am liebſten dazu anwendete, daß ich einigen wenigen jungen Frauenzimmern in der franzöſiſchen Sprache, die ich ſehr liebe, und, wenn ſie Luſt hätten, auch allenfalls bey Gelegenheit in einigen nützlichen Frauenzimmerarbeiten Unterricht gäbe.

Es iſt dieſes freylich weder der Weg berühmt noch reich zu werden; und das iſt auch meine Abſicht nicht. Vielleicht aber iſt es der einzige Weg, durch welchen ich außer dem engen Kreiſe unſers Hauſes nützlich werden kann. Ich ſchmeichle mir doch wohl nicht zu viel, wenn ich das hoffe? Soviel iſt gewiß, junge Kinder, die von ihren Eltern verkehrt erzogen werden oder ſich von ihnen lauter eigenſinnigen und gebieteriſchen Widerſpruch vermuthen, nehmen oft williger die Lehre oder den Rath einer fremden Perſon an, von der ſie wiſſen, daß ſie ſich ſelbſt und ihr eignes Anſehen nicht mit dabey in Gedanken haben, und keine Herrſchaft über ſie zu behaupten verlangen kann. Auch macht oft ein Unterricht, der mit einem freundlichen Lächeln begleitet und nicht im ſtolzen Tone des Befehls ausgeſprochen wird, mehr Eindruck auf ein junges Herz, als das Beſte, was eine ſonſt kluge Mutter oder Hofmeiſterin ſagen kann, welche der Ernſt des Alters und die Gewalt und die Gewohnheit zu befehlen und zu ſtrafen ſchon unangenehm machen. Und wie viele Erziehungen ſind nicht ſo beſchaffen, daß es für eine junge Perſon ſchon ein großer Vortheil heißt, wenn ſie nur täglich eine Stunde in einer Geſellſchaft zubringen kann, wo ſie etwas Gutes hören oder leſen und auf eine unſchuldige Art ruhig und vergnügt ſeyn darf! — Dieſes war der Einfall, liebſter Herr Profeſſor, von dem ich noch keinem Menſchen, außer meiner Schweſter, ein Wort geſagt habe. Es giebt Vorurtheile, ſeltſame Vorurtheile, in denen gar nichts Wahres iſt, die man doch wider recht gute Sachen gelten läßt, und die einen aufhalten, ob ſie das gleich

nicht thun ſollten. Eben deswegen giebt es auch viele Dinge, die weder unanſtändig noch der wahren Ehre zuwider, oft löblich ſind, und von denen man doch nicht einmal mit allen rechtſchaffenen Leuten reden kann. Nur ſolchen kann man alles ſagen, deren Denkungsart ſo richtig, ſo delicat und zugleich ſo ſimpel iſt, als die Ihrige; und dieſe weiß ich nirgends ſo ſicher zu finden, als bey Ihnen. Verzeihen Sie mir alſo, theuerſter Herr Profeſſor, wenn ich Sie bitte, mir einmal nach Ihrem Gefallen zu ſagen, was Sie ungefähr dazu denken; ob ich wohl meinem Vater einen ſolchen Vorſchlag thun könnte?

Ich vermuthe mir einigen Widerſpruch. Deswegen wünſche ich durch Ihren Rath dazu aufgemuntert oder davon zurückgehalten zu werden. Mein Vater verſorgt mich mit allem, was ich brauche, und er wird es gewiß, ſo lange ers im Stande iſt, mit Freuden thun. Indeſſen wäre mirs ein unſchuldiges und wahres Vergnügen, wenn ich ihm einen Theil dieſer Sorgen abnehmen könnte. Vielleicht wäre es ſogar vorſichtig, wenn ich, gleich meinem Geſchwiſter, ein Hülfsmittel auf die Zukunft feſtſetzte, damit ich, wenn es Gott gefallen ſollte, uns unſern Vater, der zwar, ihm ſey Preis und Dank dafür! itzt noch geſund und munter, aber doch ſchon acht und funfzig Jahr alt iſt, hinwegzunehmen, ich nicht erſt in die Verlegenheit käme zu wählen, was ich thun ſollte.

Sie, beſter Herr Profeſſor, kennen übrigens meine Gedanken von der Geringſchätzigkeit der Umſtände dieſes Lebens in Abſicht auf zeitliches Glück und Ehre. Sie wiſſen, aus was für ſichern Gründen ich mit Allem zufrieden bin, was hier mein Loos ſeyn kann. Da ein viel Weiſerer als ich, derjenige, deſſen Werk ich bin, mein Schickſal ordnet und beſtimmt hat, ſo weiß ich, daß ich nichts zu thun habe, als ſeinen Beyſtand anzurufen, daß ich den Plan ſeiner Weisheit nicht durch das, was ich thue oder werde, verunſtalten, ſondern vielmehr dasjenige thun und bleiben

mögen, was er will, das ich thun und seyn soll. Das macht mich ruhiger, fröhlicher und heiterer, als viele Menschen, die ich kenne, weil ihnen zum Theil die nöthige Bereitwilligkeit fehlt, dem Winke der göttlichen Vorsehung zu folgen und denselben ohne Ausnahme für gut zu erkennen. Ich bin freylich auch immer glücklich gewesen. Selten ist meine Hoffnung hintergangen worden, weil ich wenig gewünscht habe, und selbst zu befürchtende Dinge befürchte ich nicht, weil ich meiner Pflicht, der göttlichen Hülfe zu vertrauen, keine Grenzen setze, die, wie Young sagt, auch durch einen Sturm erretten kann.

Aber, bin ich von mir selbst so weise geworden? Nein, liebster Herr Professor, das maaße ich mir nicht an, und das würden Sie mir auch nicht glauben.

Leute, die viel gelitten haben, mögen vielleicht durch mehr als natürlichen Trost oder durch die höhere Weisheit, die sie aus ihren ausgestandenen Prüfungen als einen Gewinn und Lohn davontragen, oder auch, wenn es die Schwachheit der Natur erfordert, durch die Abwechselung einiger glücklichen Begebenheiten aufgerichtet und gestärket werden müssen. Eben so nöthig mag es seyn, die vereinigte Jugend, Gesundheit und Fröhlichkeit, die keinen Schmerz oder Leiden kennt, die der Zerstreuung, Thorheit oder Gedankenlosigkeit so leicht begegnet und sich damit verbindet, durch einen plötzlichen Unfall oder einen empfindlichen Schmerz, von dieser gefährlichen Gesellschaft zu trennen und dem heilsamen Kummer zu überliefern, der sie mit der Ernsthaftigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung ihrer selbst, bekannt machen soll. Ich erinnere mich und schäme mich einer unglückseligen Zeit in meinem Leben, wo es mir Mühe kostete, einen ernsthaften Gedanken zu finden und mich dabey aufzuhalten.

Das Unglück des Kriegs, auf gewisse Weise; der Kummer andrer Menschen, den ich sah, und solcher, die mir sehr lieb und nahe waren; noch mehr aber ein doppelter Verlust, den ich in

der Freundschaft erlitt, brachten mich wieder zu mir selbst. Muß ich nicht die göttliche Erbarmung preisen, die mich gewürdigt hat, mich zurück aus der Welt in mich selbst und in die Zukunft zu führen, und mir Lehrer zur Tugend zu geben, die ich so nöthig hatte? — Youngs Nachtgedanken waren mir wohl vorher schon bekannt, aber ich konnte sie nicht lesen; ich verstund sie so wenig, als eine fremde Sprache. Nun aber konnte ich sie lesen, sie verstehen und empfinden. Mit welcher Begierde und mit welcher Theilnehmung las ich sie damals nicht! Dieses Buch hat mir unschätzbare Dienste geleistet. Gott belohne den gesegneten Verfasser auch dafür in alle Ewigkeit! Es verwandelte meine Thränen in Freude und meinen Schmerz in Weisheit und Muth. Meine besten und richtigsten Grundsätze habe ich von dieser Zeit her. Ich bin viel glücklicher, als ich sonst war. Meine ehemalige Ruhe war Abwesenheit und Unwissenheit des Uebels; meine gegenwärtige ist tiefeingedrückte, aus Erfahrung herfließende Kenntniß und Ueberzeugung von der Unzuverlässigkeit, Vergänglichkeit und Eile der Freuden, der Leiden und der Tage dieses Lebens, und eine gläubige Erwartung des Zukünftigen.

Ich bin also in einer Art von Sicherheit gegen die Zufälle des Lebens. Der Traum, den ich gelebt habe, hat mir Unterricht von dem Werthe desjenigen gegeben, den ich vielleicht noch leben soll. Welcher König kann seine Krone theurer achten, als ich die Freunde, die ich verlor? Und wie unsicher sind Kronen und Freunde! — Es ist höchst traurig, daß unendliche Seelen sich [redacted]ergängliche Freuden entzücken, durch endlichen Schmerz nieder[redacted]en lassen. Alles Endliche ist nichts gegen die Unendlichkeit.

Aber soll denn der trostreiche Contrast der Vergänglichkeit und Unendlichkeit die heilige Flamme der Freundschaft in unsrer Brust auslöschen, weil sie uns hier in der Welt nur Freuden gewährt, die unterbrochen und verdunkelt werden können? —

Das ſey ferne! Er ſoll nur unſere Trübſal erleichtern; denn dieſer iſt die Unendlichkeit verſagt, weil ſie dem Frommen nicht über das Grab hinaus folgen darf. Ein Vorrecht, welches nur die Freude behauptet! Mit der unſterblichen Freude aber, mit den Freuden der Freundſchaft, die beſtimmt ſind, unſern gegenwärtigen und künftigen Zuſtand zu beſeligen, mag ſich unſer Herz immer aufs zärtlichſte verbinden. Sie ſind nicht verloren, und wenn wir der Menſchlichkeit die ihr gehörigen Thränen bezahlt haben, dann lernen wir, welch ein Troſt, welch eine Aufmunterung es iſt, in eine Ewigkeit übergehen zu können, wo wir ſie wieder finden und ihrer ungeſtört genießen.

Mit ſolchen Ausſichten liebe ich Sie, theuerſter Herr Profeſſor. Iſt es wohl möglich, daß ich jemals aufhören könnte, es zu thun?

C. C. Lucius.

Erlauben Sie mir, theuerſter Herr Profeſſor, daß ich Ihnen mit eigner Hand, für das unerwartete und ſo ſchätzbare Geſchenk danke, das Sie mir gemacht haben. Womit habe ich mir Ihre Gütigkeit verdient? und womit kann ich die dankbaren Regungen ausdrücken, die ſie in mir erweckt hat?

Auguſte Friederike Lucius.

---

## 355.

An Caroline Lucius.

L. d. 20. März 1766.

Liebſte Mademoiſelle!

Ihr Einfall oder vielmehr der Wunſch Ihres Herzens, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe entdecken, iſt in meinen Augen

allerdings löblich und vortrefflich, und wenn ich mir vorstelle, daß Sie Gelegenheit hätten, in dem Hause Ihrer lieben Eltern einige Ihnen anvertraute Kinder, gleich einer Beaumont, zu unterrichten und zu bilden, so wüßte ich nichts, was Sie für sich und die Welt Rühmlicheres und Nützlicheres thun könnten; denn daß Sie zu diesem wichtigen Geschäfte vor tausend andern Personen Ihres Geschlechts Geschicklichkeiten und Naturgaben besitzen, davon bin ich völlig überzeugt. Aber, liebe Mademoiselle, die Hauptsache bleibt doch stets die Einwilligung Ihrer Eltern. Ehe also Ihr Herr Vater diesen Gedanken nicht weiß und gut heißt, so dürfen Sie ihn, so gut er auch für sich betrachtet ist, dennoch nicht fortsetzen. Endlich ist die Frage: Wollen Sie blos einigen Kindern aus guten Familien, die täglich zu Ihnen kommen, Unterricht in Sprachen und weiblichen Geschicklichkeiten ertheilen? Oder wollen Sie ein und das andere Kind zu sich ins Haus nehmen und seine ganze Erziehung besorgen? Welches wäre Ihnen lieber? Und welches nach den Umständen Ihres Hauses thunlicher? Und in welchem Falle könnten Sie sich am ersten versprechen, Schülerinnen zu bekommen? Denn daß Sie ganz und gar in ein fremdes Haus treten und die Erziehung daselbst übernehmen sollten, dieß wird Ihr Herr Vater nicht zugeben und ich billige es überhaupt auch nicht. Kurz, wenn Ihr Herr Vater seine Einwilligung dazu giebt, so bin ichs herzlich zufrieden, daß Sie das Amt einer Beaumont auf einige Zeit übernehmen, aber in Ihrem eignen Hause. Wenigstens könnten Sie mit Einem Kinde einen Versuch machen, und auch Herrn Zeisen, der Ihre Umstände besser kennt, als ich, um Rath fragen; vielleicht auch die Frau Geh. Cammerräthin Wagner oder die Frau Gräfin Bitzthum. Dieß mag also genug seyn auf heute, meine liebe Freundin. Ich grüsse Ihre gute Jgfr. Schwester und Ihr ganzes Haus ergebenst.

Gellert.

## 356.

### An Fräulein von Schönfeld.*)

Leipzig, d. 29. März 1766.

Theuerſtes Fräulein Braut,

Welcher frohe Name, auf den ich ſo lange gewartet habe, und den ich Ihnen nunmehro, durch Ihre eigne gütige Verſicherung berechtigt, getroſt, zum erſten male, mit freudigem Herzen und mit Wünſchen über Wünſchen geben kann! Theuerſte Braut, glückliche und beſte Braut! ja Dank ſey es Gott, daß Sie es ſind, nach ſeiner weiſen Regierung, nach dem Wunſche Ihrer würdigſten Mutter, nach der Ausſage Ihres eignen Herzens und nach dem Geſtändniſſe aller Rechtſchaffnen und warum kann ich nicht ſagen, des ganzen Vaterlandes? Ihr Graf Bünau, liebſte Braut, hat den Beyfall der Hohen und Niedrigen; wer ihn nennt, lobt ihn als einen verdienſtvollen und rechtſchaffnen und liebenswürdigen Mann. Er iſt ein würdiger Sohn eines der größten und durch wahre Verdienſte auch unſern Nachkommen noch ſchätzbaren und verehrungswürdigen Mannes; er verdient alſo Ihre Liebe und Sie verdienen, das weis ich zuverſichtlich, die ſeinige. Ihr Bünau iſt der Mann, den Ihre beſte fromme Mutter, Ihnen vor tauſend andern, wenn ihr Herz wünſchen durfte, gewünſcht hat; welche Freude für dieſe Mutter, ihre Tochter, die ſie ſo unendlich zärtlich liebt, an der Hand dieſes Mannes zu wiſſen und in einem langen Leben glücklich mit ihm zu denken! Und eben dieſer Mann iſt auch der, den Ihr weyter Vater, den der General Vitzthum billiget, liebet

*) (Aus dem Heyerſchen Nachlaß.)

und ehret! Nun ſo ſeyn Sie froh, theuerſte Freundinn, über das günſtige Schickſal Ihres Lebens, das Ihnen nach der gnädigen Vorſehung Gottes beſtimmt war. Ein tugendſam Weib, ſagt Sirach, iſt eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. So wird denn auch, frommes Fräulein, ein tugendſamer Mann eine edle Gabe ſeyn, und der gegeben werden, die Gott fürchtet. Wohl dem, ſagt eben der Sirach, der ein tugendſam Weib hat, des lebet er noch eins ſo lange. Nun wohl Ihnen, Braut, die Sie einen ſolchen Gemahl gewählt haben, des werden Sie noch eins ſo lange, noch eins ſo zufrieden und nach dem Wunſche Ihres Herzens und nach meinem Wunſche noch eins ſo nützlich für die Welt, noch eins ſo glückſelig leben. Das iſt nur ein Anfang von alle dem Guten, das ich Ihnen bald mündlich zu ſagen hoffe, ich

Ihr

aufrichtigſter Verehrer und Freund,

Gellert.

---

## 357. (112.)

### An Chr. G. Heyne.

L. d. 31. März 1766.

Sie haben zu günſtig von meiner kleinen Schrift geurtheilet, aber ich will Ihnen auch nicht ſowohl für den Lobſpruch ſelbſt, als für die liebreiche Art danken, mit der Sie ihn mir ertheilet haben. Wollte Gott, ich wäre ganz der gute Mann, der ich in Ihren Augen bin! Indeſſen bitte ich nichts deſto weniger um

Ihre fernere Liebe uud Frennbſchaft, und verſichere Sie der meinigen und aller meiner Hochſchätzung mit dem aufrichtigſten Herzen. Profeſſor Heynen, ſo ſage ich oft unter meinen Freunden, auch laut vor meinen Zuhörern, ach, den hätten wir bey uns behalten ſollen! und ich habe noch vor wenig Tagen dieſen Wunſch gedacht und gefühlt, da ich Ihre vortreffliche und beſcheidne Vorrede zu dem zweyten Bande des Auszugs der Allgemeinen Welthiſtorie las. Gott laſſe es Ihnen, theuerſter Freund, in einem langen, der Welt nützlichen und für Sie zufriednen Leben wohlgehen. Mit dieſem Wunſche umarme ich Sie, und bin zeitlebens

G.

---

## 358.

### Gellert an ſeine Schweſter.

L. d. 4. Apr. 1766.

Ihr braucht doch wohl in Eurer Haushaltung Geld; alſo will ich Euch Euern Antheil auf den Monat May und Junius immer voraus ſchicken. Habt Ihr mehr nöthig, oder leidet Friedrich Mangel; nun ſo ſchreibt mirs eilig, ich kann und will Euch mehr ſchicken und ſo viel als Ihr braucht. Auch folgt ein Thaler für Arme. — Ich weis Euch jetzt nicht viel zu ſagen; denn klagen, ach das iſt oft Unzufriedenheit und Undankbarkeit. Was iſts mehr, ob unſere Noth groß oder klein iſt; genug, wenn uns Gott Kraft und Geduld verleiht ſie zu tragen. Durch Stilleſeyn und Hoffen ſollen wir ſtark werden. Gott

erhalte und beglücke Euch und Eure Kinder und Kindeskind. Grüßt unſre ganze Freundſchaft herzlich von mir. Lebt wohl.

G.

---

## 359.

### An Caroline Lucius.

L. d. 13. Apr. 1766.

Liebſte Mademoiſelle!

Alſo werden Sie, wenn Sie Gelegenheit finden, das Amt Kinder zu guten und nützlichen Menſchen zu bilden, dieſes wichtige Amt mit Einwilligung Ihres Herrn Vaters, wirklich übernehmen?*) Nun, ſo wünſche ich Ihnen denn im Voraus Glück und von Herzen den göttlichen Segen dazu. Bleiben Sie bey dieſem Vorſatze, wenn er auch anfangs mit vielen Schwierigkeiten verbunden ſeyn ſollte, und denken Sie, daß Gutes thun allerdings Mühe koſtet, aber für unſer Herz auch die natürlichſte Freude und durch ſich ſelbſt ſchon die größte Belohnung ſey, und wenn wir nicht allein aus Neigung, ſondern auch aus Religion, das Gute unternehmen und ausführen, wie glücklich dürfen wir uns alsdann ſchätzen! Getroſt alſo! — Ihr Brief an die nunmehrige Gräfin Bünau**) iſt nicht nur beſtellt, ſondern die Gräfin Vitzthum will ihn, es ſind ihre eignen Worte, entweder bald ſchriftlich oder doch binnen drey Wochen in Dres-

*) (S. die Briefe v. 25. März und 5. April: No. 138 u. 139 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

**) (Vorher Fräulein Schönfeld, ſ. den Brief No. 356.)

den mündlich beantworten. Ich habe die neue Frau den Tag nach ihrer Vermählung, die in der äußersten Stille zu Welkau vollzogen worden (den 8. April), besucht, sie gelassen und bey aller Kränklichkeit zufrieden und an der Hand eines sehr würdigen Mannes gefunden. Vielleicht soll ich dieses Glück auch bald von Ihnen hören und sagen können.

Leben Sie wohl.

Gellert.

---

## 360. (183.)

### Heyne an Gellert.

Göttingen, den 11. Mai 1766.

Mein theuerster Herr Professor,

Wie gütig ist es von Ihnen, daß Sie eine Handlung von meiner Seite, die ganz in der Ordnung war, und ganz keine Aufmerksamkeit verdiente, zu einer Veranlassung machen, mir eine schätzbare Versicherung von Ihrer Achtung und Freundschaft zu geben! So stumpf und fühllos mich eine gewisse Erfahrung gegen den gelehrten Ruhm gemacht hat: so empfindlich bin ich gleichwohl bey dem Beyfalle rechtschaffner und verdienstvoller Männer. Allein bey der Zufriedenheit, die Sie mit mir bezeugen, mein liebster Herr Professor, empfinde ich mehr als bey dem kahlen Lobe einer ganzen Welt; denn mein Herz wird dabey beruhiget, und mit innerer Selbstzufriedenheit erfüllt. Eifrig werde ich mich mein ganzes Leben durch bestreben, diese Zufriedenheit mir zu erhalten, sie mehr zu verdienen, und mir auch dann einmal Ihren Beyfall zu erwerben, wann verklärtere Einsichten in einer andern Welt mich beurthei-

len werden. Mein Vaterland hatte keinen Winkel für mich, wo ich in einem geringern Maaße von Unbequemlichkeiten mein Leben im Verborgnen hätte hinwallen können. So abgeneigt als ich auch für den Stand eines Gelehrten von Beruf, und für das Leben auf einer Akademie war, so hatte mich doch die Vorsehung dazu bestimmt. Meine Unterwerfung hat mich viel gekostet, doch die Erfahrung hat mich auch hierinnen gelehret, daß ihre Wege Liebe sind. Mein Leben ist so einfach, so unschuldig, so ruhig, als ich es in Dresden nie hoffen konnte. Dieß wird Sie erfreuen, mein bester Herr Professor; deswegen spreche ich zuversichtlicher, als ich es sonst bey der Ungewißheit und dem Unstäten der menschlichen Dinge zu thun wage. Gott erhalte Sie gesund, und lasse Sie noch lange Tugend und Religion einer Jugend einpflanzen, die auf unsern Akademien sonst leider auf Gelehrsamkeit fast allein angeführet wird. Alle Ihre Freunde grüßen Sie, Niemand aber mit innigerer Hochachtung als meine Frau. Ich bin zeitlebens

Ihr

ergebenster Freund und Diener

Heyne.

---

## 361.

### An Caroline Lucius.

L. d. 23. Juni 1766.

Liebste Freundin!

Also ist es schon ein Jahr, daß Sie uns in Leipzig besucht haben? Flüchtiges Jahr! Nun so danke ich Ihnen denn heute noch einmal für die unerwartete Freude, die Sie uns um

dieſe Zeit des vorigen Jahres gemacht haben, und wünſche, daß die Erinnerung derſelben auch eine beſtändige Freude für Sie bleiben mag. Könnten Sie doch nur auch Ihre Freundin in Cotbus*) in dieſem Jahre ſo unvermuthet überfallen! Wünſchen Sie ihr in meinem Namen die zufriedenſte Ehe, und denken Sie bey dem Beyſpiele Ihrer Freundin an die Pflichten, Freuden und Unfälle dieſes Standes, der wahrſcheinlicher Weiſe auch Ihr Stand bald werden kann. Schon habe ich mich wieder ausgeſchrieben, ſo kraftlos bin ich. Doch ein kurzer Brief von einem Manne, dem das Schreiben herzlich ſauer wird, iſt wenigſtens ein Beweis, daß er gern an Sie ſchreibt. Leben Sie wohl mit den lieben Ihrigen.

Gellert.

---

## 362. (86.)

[An Herrn v. Rochow.]

L. d. 12. Aug. 1766.

Ein Tuchmachergeſelle aus meiner Vaterſtadt, mit Namen Höpner, ſchon zwey und zwanzig Jahr alt, kam vor einigen Wochen nebſt ſeinem Vater zu mir, ſagte, daß er ein Anliegen hätte, welches er mir aus Blödigkeit nicht wohl mündlich entdecken könnte, und übergab mir darauf den franzöſiſchen und lateiniſchen Brief, den ich Ihnen hier beylege. Aus denſelben, liebſter R**, werden Sie ſehen, daß der Menſch, nachdem er in der Jugend den Donat einigermaßen gefaßt, nachher bey ſeinem Handwerke, ohne allen mündlichen Unterricht, durch Hülfe

*) (Dem. Kirchhof, die ſich am 26. Mai mit Dr. Gülde, Bürgerm. in Cottbus, verheirathete.)

der Grammatik das Lateiniſche und Franzöſiſche, meiſtens in der Nacht, getrieben, und bis zum Leſen und leidlichen Schreiben gebracht hat. Dieſer Menſch, der eine gute Miene hat, beſcheiden und vernünftig ſpricht, möchte gern noch ſtudieren. Ich ließ ihn mit der Antwort von mir, daß, wenn ich ihm einen Tiſch im Convictorio auf drey Jahre binnen hier und Michaelis auswirken könnte, er in Gottes Namen ſtudieren ſollte. Dieſen Tiſch habe ich. Nunmehr ſuche ich für dieſen armen Menſchen ſechs Gönner, die ihm auf drey Jahre jährlich mit zwölf Thalern bey ſeinem Studiren unterſtützen ſollen, und einer von dieſen Gönnern, gutthätiger R**, ſollen Sie ſeyn. Dieſes iſt meine demüthige Bitte im Namen Höpners; und ich weis, Sie gewähren mir dieſelbe gern. Von Michaelis an ſoll er hier ſtudieren, und, wenn es möglich iſt, in meinem Hauſe wohnen.

Den franzöſiſchen Brief ſchicken Sie mir unbeſchwert bald wieder zurück.

Ich umarme Sie und bin zeitlebens der Ihrige, ſo wie der Verehrer und Freund Ihrer guten Gemahlinn.

G.

---

## 363.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 25. Aug. 1766.

Theuerſter Herr Profeſſor!

Herr Tachſelt*) wünſcht, Ihnen bey ſeinem erſten Beſuche nach ſeiner Dresdner Reiſe einen Brief von mir zu überreichen.

*) (Tachſelt war verlobt mit Friederike Auguſte Lucius, Caroli-nens Schweſter; ſ. No. 129 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

Ich kann ihm seinen Wunsch unmöglich versagen; ich finde zu viel Ursachen in meinem Herzen, diese Gefälligkeit für ihn zu haben. Und auch ohne alle diese Ursachen wäre er werth, daß ich ihm ein jedes Vergnügen machte, das nur in meiner Gewalt steht. Er ist so ganz der Freund unsers ganzen Hauses und auch mein eigner Freund geworden. Ich glaube kaum, daß ich recht daran thue, wenn ich meine ältern Freunde viel mehr lieben wollte, als ihn; denn er verdient gewiß meine ganze Freundschaft und mein ganzes Vertrauen, er, der Allen, die ich liebe, so theuer ist! — Die sieben Wochen, die er hier zugebracht hat, sind sehr reich an Freuden und Glück für unsre Herzen gewesen. Wie süß ist mir der Gedanke, liebster Herr Professor, daß Sie itzt, da Sie diesen Brief lesen werden, einen Menschen gesehen und gesprochen haben, dem Sie schon müssen angesehen haben, daß er mit uns, seinen hiesigen Freunden, sehr zufrieden ist, daß er alles liebt und schätzt, was Ihrer Caroline angehört und ihr lieb ist, und daß er seinen hiesigen Aufenthalt ungern verlassen und die Zeit, die er hier zugebracht hat, nicht bereuet, sondern für eine der glücklichsten und vergnügten seines Lebens hält und dieses durch die unschuldigen Freuden, die wir mit unserm Seydel (denn diesem sind wir eigentlich die genaue Bekanntschaft des guten lieben Tachselt schuldig) gemeinschaftlich genossen haben. Wie oft, bester Herr Professor, sind Sie mitten unter uns gewesen! Ja, oft haben Sie unsre Freude beseelt. Herr Tachselt spielte uns oft auf dem Claviere vor. Er spielt die meisten Bachischen Melodien Ihrer Lieder. Er lehrte mich einige singen, welches nach seinem Claviere leichter ist, als nach meines Seydels Flöte, ob ich sie wohl da lieber höre. Einmal, es war Sonntags, hatte mir Seydel einen rührenden Brief geschrieben, der sich mit der letzten Strophe Ihres schönen Gedichts von der Freundschaft schloß. Er hatte mich bis zu Thränen gerührt. Abends waren wir alle beysam-

men. Unser Tachselt spielte: Sey ohne Freund ꝛc. Stellen Sie sich vor, daß über der Commode, wo das Clavier stand, Ihr Portrait hängt und der Kopf davon über dem aufgemachten Clavier-Deckel hervorsah, auf Tachselt sah, welcher spielte. Zur Linken stand mein Fritzchen, die voll Empfindung zuhörte, zur Rechten neben Tachselt ich, Seydel hinter uns und hielt meine rechte Hand. Wir dreye sangen. Meine Mutter saß dicht bey uns vergnügt und still. Bey der letzten Strophe dachte ich an Seydels Brief; ich wandte mein Gesicht nach ihm um, indem ich seine Hand ein wenig drückte. Er riß sich schnell los voll Bewegung und vergoß einige Thränen der Freude. Bald darauf kam er wieder zu mir, zeigte auf Ihr Bild und sagte: „O könnte er Zeuge unsrer Empfindungen und unsrer Freuden seyn: welche Belohnung für sein Herz!" — So hat uns Ihr Bild oft zugesehen. Wären Sie es doch selbst gewesen! Nicht Eine Empfindung, nicht Ein Gedanke ist in allen unsern vereinigten Herzen, den Sie zu billigen sich bedenken würden und gewiß, oft, recht oft wären wir Ihrer Gegenwart werth.

Heute ist ein Gallatag, unsers Xavier's Geburtstag. Wir haben ihn gefeyert. Wir sind gleich um vier Uhr aufgestanden, sind mit unserm Seydel in den Plauischen Grund gegangen, und haben uns da einen der vergnügtesten Morgen unsers Lebens gemacht, für den sich's, wie eben Seydel auf dem Rückwege sagte, auf den Abend Gott recht herzlich wird danken lassen. Unser Tachselt war uns immer gegenwärtig; denn wir waren auch vor einigen Wochen an einem so schönen Morgen mit ihm da gewesen, und nur noch vorgestern früh brachten wir einige glückliche Stunden mit ihm im großen Garten zu, begleiteten ihn hernach auf seine Stube, blieben eine kleine halbe Stunde bey ihm und bald darauf gieng er mit der Post nach Frey-

berg, und ließ uns die ſtärkſten Verſicherungen ſeiner Freund ſchaft zurück.

Mein liebſter, beſter Herr Profeſſor, da Sie oft ſo kränklic und ſo ſchwach ſind, daß auch eine kleine Lectüre Ihnen zu Arbeit und zur Beſchwerde werden kann, ſo ſollte michs vie leicht reuen, daß ich Ihnen einen ſo entbehrlichen Brief geſchri ben habe. Aber ich weiß nicht, es iſt mir immer, als obs Ih nen keine Arbeit ſeyn würde, wenn Sie ſich denſelben von Herr Gödicken vorleſen ließen; als ob Sie an meinen Freuden ſoga einigen vergnügten Antheil nehmen würden. Und ich, ich bild mir ein, durch dieſen Brief meine Freuden auf gewiſſe Wei mit Ihnen, meinem theuerſten, verehrungswürdigſten Freund getheilt und ſie mir dadurch noch feyerlicher und doppelt rühren gemacht zu haben. Vielleicht denke ich auch, daß die wahr herzliche und gewiß unaufhörliche Freundſchaft dieſes ſchätzbare Mannes, den Sie lieben, für unſer ganzes Haus und mich uns Ihnen noch werther machen könne, und daß Sie darinne einen neuen Bewegungsgrund finden werden, uns zu lieben Ich werde Sie aus den wichtigſten und dringendſten Bewegungs gründen zeitlebens verehren und lieben, und das wird mit mi unſer ganzes Haus thun.

C. C. Lucius.

Unſer lieber Herr Zeis hat ſeine Familie vor vier Wochen durch einen kleinen lieben Sohn vermehrt geſehn, und zu ſeine deſto größern Freude befinden ſich die Mutter und der Sohn vollkommen wohl. Doch vielleicht hat er Ihnen ſchon ſelbſt da von Nachricht gegeben.

## 364.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 29. Aug. 1766.

Nur ein Paar Worte. Sagt doch Martin, daß er, wenn er nach Leipzig kömmt, zu mir schickt. — — Ich leide seit ein Paar Wochen an Husten und Hüftschmerz; doch sind sie, Gott Lob, nicht anhaltend, und ich kann noch dabey das Meinige verrichten. Getrost; das Leiden, so bitter es ist, ist auch Wohlthat für uns; und Gott giebt uns ja weit mehr Gutes, als wir verdienen, und weit weniger Uebel, als wir verschuldet haben. Es folgt ein Thaler für Arme. Lebt wohl, liebe Schwester, mit Euern Kindern. Ich grüsse alle unsre Freunde herzlich.

G.

---

## 365.

### An Caroline Lucius.

L. d. 9. Sept. 1766.

Liebste Freundin!

Wenn ich Ihnen sage, daß ich an den Freuden Ihres Hauses und der Freunde desselben herzlichen Antheil nehme, so habe ich Ihnen zugleich gesagt, daß mir Ihre drey letzten Briefe*) vorzüglich angenehm gewesen seyn müssen, da sie voll von lauter frohen Nachrichten, Sie und Ihre liebe Schwester und Ihre Freunde betreffend, voll von glücklichen Vorbedeutungen waren. Nun für diese frohen Nachrichten will ich Ihnen heute und noch

*) (In dem Briefw. Gs. mit Dem. Lucius sind es nur zwei: der eine No. 144, vom 22. und 23. Juli, der andere vom 25. Aug. No. 145, hier unter No. 363 mitgetheilt.)

oft danken. Herrr Tachſelt war noch ganz in Ihrem Hauſe, als er mir Ihren Brief mit einigen mündlichen Supplementen brachte, und ich, ich war noch ganz krank und hörte ihn dennoch gern an. Ja, liebe Mademoiſelle, auch heute noch, und da ich dieſes ſchreibe, fühle ich alle meine Beſchwerlichkeiten und lege die Feder ſchon nieder. Genug, daß ich ein paar Worte habe mit Ihnen reden können. Alſo will ich nicht klagen, ſondern Gott danken, daß ich nicht ganz darnieder liege. Ich grüße und ſegne Ihr ganzes liebes Haus und empfehle mich Herrn Seydeln beſtens.

Gellert.

---

## 366.

### An dieſelbe.*)

L. d. 2. Dec. 1766.

Meine liebe Freundin!

Ihr langer Brief oder vielmehr Ihre beredte Geſchichte zweyer jugendlicher Herzen, die einander lieben und verdienen, hat mir ſowohl wegen der unſchuldigen Liebe, als der Schreibart und des Vertrauens wegen, das Sie mir dadurch bezeugen, nothwendig intereſſant ſeyn müſſen, und wie natürlich iſt der Wunſch für mein Herz, daß ein günſtiger Ausgang dieſe Liebe beglücken möge! Gott laſſe ihn bald erfolgen, wenn es ſeiner Weisheit gefällt! Hoffen Sie beide das Beſte bey Tugend und

*) Der Brief, auf welchen der obige eine Antwort iſt, war nicht zur Mittheilung geeignet, und iſt von Fr. Paſtor Schlegel zurückbehalten worden. Sein Inhalt bezieht ſich auf ein nahes Verhältniß zwiſchen Gellerts Correſpondentin und dem oft erwähnten Herrn Seydel. Ebert.

Klugheit und im Vertrauen auf den Stifter der Ehen. Hätte ich Vermögen, ſo würde ich bitten, daß Sie mich für Ihre Ausſtattung ſorgen ließen. Aber getroſt! An dem, was wahrhaft glücklich macht, läßt Gott es Keinem fehlen. Und Ihr Lotteriegewinnſt iſt ja auch ein Beweis der göttlichen Vorſorge. Ich leide ſeit etlichen Tagen an meinem Huſten und Hüftweh, aber ich leide ſehr erträgliche Schmerzen; das ſey Gott gedanket. Grüßen Sie Ihr ganzes Haus, Ihre liebe Schweſter, Ihren Herrn Bruder und den guten Seydel beſtens von mir.

Gellert.

---

## 367. (87.)

[An Herrn v. Rochow.]

L. d. 5. Dec. 1776.

Sie ſind ſo gütig geweſen, und haben mir zum Beſten des guten Höpners drey Louisdore überſchickt. Seyn Sie nun auch ſo gütig und hören Sie die kurze Geſchichte ſeines Studirens an. Er kam die Woche vor der letzten Meſſe zu mir, ward gleich in den erſten Tagen hypochondriſch krank, trank das bittre Waſſer, blieb krank, und die Aerzte thaten den Ausſpruch, daß er nicht ſtudiren, ſondern zur Erhaltung ſeiner Geſundheit und ſeines Lebens bey dem Handwerke bleiben ſolle. Er gieng alſo nach vier Wochen gelaſſen und getroſt wieder nach Hauſe, und ſagte: „Nun ſehe ich, und weis es, daß es Gott nicht haben will, daß ich ſtudiren ſoll; was kann ich mehr verlangen?“ Ich wandte fünf Thaler von Ihrem Gelde zu Büchern für ihn an, und zehn Thaler von dem Zuſchuſſe eines andern Gönners gab ich ihm, daß er dafür Bürger und Meiſter in Haynichen

werden ſollte. In der That, liebſter R**, es iſt ein ſehr guter Menſch, voll geſundem richtigen Verſtand, voller Liebe zur Religion, und zu allem, was edel und anſtändig iſt, voller Fähigkeit und Wißbegierde, und zugleich voller Beſcheidenheit und Demuth, der ſeinem niedrigen Stande Ehre macht, und einſt zu Haynichen ein brauchbarer und für ſeine Vaterſtadt nützlicher Mann ſeyn wird. Aber nun, theuerſter Freund, was ſoll ich mit dem Reſte Ihrer Wohlthat, die nunmehr aufgehöret hat, Wohlthat zu ſeyn, was ſoll ich mit den noch übrigen zehn Thalern anfangen? Diſponiren Sie ſelbſt über Ihr Eigenthum, und erlaſſen Sie mir die Pflicht, es zu verwahren. Genug, der junge Höpner braucht nunmehr dieſes Geld nicht, und hat auch ſchon durch Ihre Freygebigkeit Bücher. Indeſſen danke ich Ihnen, guter R**, nebſt meinem Landsmanne mit einem Herzen voller Liebe und guten Wünſchen für Ihre und Ihrer theuerſten, beſten Gattinn beſtändige Wohlfahrt und Zufriedenheit. Gott ſegne und erhalte Sie beide! Lieben Sie mich und ſchreiben Sie bald an mich.

G.

---

## 368.

### An Caroline Lucius.

L. d. 9. Dec. 1766.

Liebſte Mademoiſelle!

Allerdings wird es Ihre Pflicht und eine Beruhigung für Ihr Herz ſeyn, wenn Sie dieſes Ihr Herz bey einer glücklichen Stunde Ihren lieben Eltern entdecken. In dieſer Abſicht ſende ich Ihnen Ihren Brief, der mir das Geheimniß entdecket hat, und zwar durch die Hand des guten Tachſelt's, der es kaum

verbergen kann, wie gern er in das Luciußiſche Haus eilet. Alſo bekommen Sie nunmehr wieder einen Freund näher und mit ihm viele Freuden, die ich Ihnen und Ihrer Jgfr. Schweſter und Ihrem ganzen Hauſe gönne.

Gellert.

---

## 369. (114.)

### An Herrn von R***.

1766.

Ihren letzten Brief habe ich ſehr ſpät bekommen. Allein ſo ſpät ich ihn auch bekam, ſo iſt er mir doch außerordentlich angenehm geweſen, nicht allein wegen der guten, natürlich ſchönen Schreibart, in der Sie trefflich zugenommen haben, ſondern auch wegen ſeines Innhalts, der nichts als gutes Herz, nichts als Liebe für mich, Ihren Freund, und Wünſche für meine Wohlfahrt redt und enthält. Möchte ich doch nunmehr bald einen Brief von Ihnen bekommen, der nichts als gute und frohe Nachrichten von Ihrem Glücke enthielte, das ſich Ihnen itzt nur noch in der Entfernung zeigt! Doch getroſt, liebſter Herr von R**! Fahren Sie fort, wie Sie rühmlich thun, im Vertrauen auf die göttliche Vorſehung, die Sie bisher ſo wunderbar geleitet hat, für die Verdienſte zum Amte zu ſorgen und zu arbeiten; für das Amt ſelbſt wird die Vorſehung ſorgen. Und welch Glück für Sie iſt nicht ſchon Ihre itzige Verfaſſung, da Sie in derſelben ſo gute Gelegenheit haben, ſich in dem praktiſchen Theile der Rechtsgelehrſamkeit feſter zu ſetzen! — Sey tugendhaft und arbeitſam, und das Uebrige überlaſſe Gott! — Dieſes iſt der ſicherſte Weg zu unſerm Glücke, der ſicherſte zu unſrer Ruhe — die kürzeſte und richtigſte Moral. Mit den aufrichtigſten Wün-

schen für Ihre, Ihrer würdigen frommen Mutter und aller Ihrer theuern Angehörigen Wohlfahrt, und mit wahrer Liebe und Hochachtung bin ich zeitlebens

G.

---

## 370. (88.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 13. Jan. 1767.

„Wir sind wohl auf, vergnügt, und dieses in einer glücklichen Eingezogenheit." Dieß ist mit Ihren eignen Worten, liebster R**, die Geschichte Ihres gegenwärtigen Lebens, und, ohne daß Sie vielleicht daran gedacht haben, die vollständigste Beschreibung des ruhigsten und besten Lebens auf Erden. Was könnte ich Ihnen nach aller meiner Liebe, und was könnte sich Ihr christlich genügsames Herz mehr wünschen, als was Sie haben, und nicht nur haben, sondern mit einer so guten Gattinn zu genießen wünschen? Gott sey für dieses Glück meines Freundes gedanket.

Warum unsre Herzen, wenn sie eine gewisse stille Traurigkeit fühlen, sie so gern in der Poesie ausdrücken; dieses, guter R**, weis ich so wenig, als Sie. Aber anstatt, daß Sie diese Frage in Ihrem Briefe aufgeworfen haben, wünschte ich lieber, Sie hätten mir dafür einige von Ihren Gedichten beygelegt. — So sind Sie auch zu strenge, wenn Sie glauben, daß Verdienste und Tugend sich fast ganz in den bürgerlichen Stand zurückgezogen. Nein, mein Freund, es giebt in Ihrem Stande noch viel edle und große Seelen; ich selbst kenne derselben viele; und ich denke, Sie mögen es nun zugeben oder nicht, Sie und Ihre tugendhafte Gattinn mit in dieser Zahl. Für diese Ihre theuerste Gemahlinn lege ich hier mein Bildniß, von Bause, einem

noch jungen, aber schon großen Künstler, gestochen, bey. Wenn ich nicht gefürchtet hätte, dem Künstler einen erlaubten Gewinn zu entziehen: so würde ich nie in diesen Kupferstich gewilliget haben; denn mich selbst zu sehen, auch wenn ich völlig getroffen wäre, ist meine Eitelkeit nicht. — Bey dem lieben Rammler, zu dessen Bekanntschaft ich Ihnen Glück wünsche, fällt mir ein junger Poet in Görlitz, ein Schüler von siebenzehen Jahren, ein, von dem mir der dasige Conrektor, ein sehr rechtschaffner Schulmann, unlängst einige Proben zugeschickt hat. Diese sende ich Ihnen. Erhalten sie Ihren Beyfall, nun so schicken Sie einen Ducaten in die Collecte für den jungen K**, oder schicken Sie ihn selbst an den Conrektor, wenn Sie mit ihm zum Besten des Jünglings correspondiren wollen.

Ich bin zeitlebens

G.

---

## 371.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 28. Febr. 1767.

Ja, der Bruder ist wieder zu Hause, und seine Hochzeit ist in Sangerhausen vollzogen. So viel ich seine Frau kenne, glaube ich zuversichtlich, daß er eine fromme und verständige Frau gewählet hat. Meine Gesundheitsumstände werden täglich schwerer, insonderheit wird mein Kopf hart angegriffen; aber Geduld ist euch noth, daß ihr den Willen Gottes thut, und leidet, was er auflegt; denn er thut uns nicht zu viel; und welch Leiden haben wir nicht tausendmal verdienet. So viel. Lebt wohl, liebe Schwester, mit Euern Kindern.

G.

---

## 372. (123.)

### An Herrn F**.*)

L. d. 12. März 1767.

Wie groß iſt Ihr Verluſt, liebſter Freund, und wie herzlich beklage ich Sie! Aber wie groß und chriſtlich iſt auch Ihre Gelaſſenheit und Ergebung in den göttlichen Willen, und wie ſehr liebe und bewundere ich Sie deswegen! Herr G[arve] hat mir nämlich Ihren Brief an ihn vorgeleſen, und ſo wie mich der Anfang deſſelben außerordentlich betrübt hat, ſo hat mich auch das Ende dieſes Briefes wieder geſtärket und getröſtet. Wie glücklich ſind Sie bey Ihrem chriſtlichen Herzen, und bey der Hoffnung des Himmels! Gott beruhige Ihre Seele ferner, theurer Freund, und laſſe Sie das Glück lebhaft empfinden, der Vater einer ſo frommen und liebenswürdigen Tochter zu ſeyn, die der Herr früh von der Erde in den Himmel rief. Ach Herr, lehre uns täglich bedenken, daß wir zu der Abſicht leben, um ſelig zu ſterben! Ich umarme Sie mit Liebe und Hochachtung und bin zeitlebens der Ihrige.

G.

---

## 373. (124.)

### An denſelben.

L. d. 6. April 1767.

Sie finden, wie Sie in Ihrem Briefe klagen, bey Ihrem ſchwerem Verluſte, die Gelaſſenheit und Ergebung in Ihrem

*) (Dieſer u. der folgende Brief an den Oberamtsſecretair Förſter in Breslau, Chriſtian Garves Oheim.)

ı nicht, die Sie wünſchen und haben ſollten. Aber ich
ſie, dieſe willige Ergebung, ſelbſt in Ihrer wehmüthigen
über den Mangel derſelben; in dem herzlichen Kummer,
Sie ſolche bey ſich nicht gewahr werden; in dem Kampfe,
ı Willen gern dem Willen des Allmächtigen zu unterwer-
und ſeine Güte, Weisheit und Gerechtigkeit, auch in den
ſten Schickungen und Trübſalen, zu verehren und anzube-
Der Geiſt iſt willig! Getroſt alſo, mein Freund,
gleich das Fleiſch ſchwach iſt, wenn gleich Ihr Herz die
e ſeines Verluſtes mit Bangigkeit fühlet, und in Klagen
Thränen übergeht. Auch unſer göttlicher Erlöſer wünſchte
der Angſt ſeiner Seele: Iſts möglich, mein Vater, ſo
dieſer Kelch vorüber! und dennoch trank er ihn willig, und
ch ſagte er: Doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt.
Weſen der Ungeduld beſteht nicht in den ſchmerzhaften Em-
ungen unſerer Seele über das Elend, das uns drückt; nicht
m Wunſche nach Minderung deſſelben und Befreyung von
m Jammer, wenn es Gott gefiele: nicht in Klagen und
nen, die der Menſch weint, ſondern in den harten und
ı Gedanken, mit denen das Herz ſich an ſeinem Gott unter
aſt der Trübſale vergreift, und bald ſeine Güte, bald ſeine
heit, Heiligkeit und Gerechtigkeit entehret und in Zweifel
— Getroſt alſo, theuerſter Mann, Ihr Geiſt, Ihr Herz
illig, Gott bey dem Verluſte, den Sie erlitten, durch eine
je Ergebung zu ehren; und nur Ihr Fleiſch, nur der Menſch
wach. Aber er, der das Wollen der Pflicht in uns wir-
wirket auch nach ſeiner Gnade das Vollbringen, wenn die-
leich nicht auf einmal, nicht ohne ſtarken Widerſtand, und
ur im geringen Maaße erfolgt. Der Herr hat Geduld mit
r Schwachheit; dieß iſt der ſelige Troſt unſrer Religion.
ſo lange wir wachen, beten und kämpfen, ſo thun wir ſei-
Willen, und Er ſieht das Herz und nicht das Werk an.

Gott beruhige, tröste und stärke Ihre ihm theure Seele, daß endlich seine auch rauhen und kummervollen Wege Ihren Augen wohlgefallen! Ich liebe Sie; denn wie könnte ich Ihr gutes und christlich gesinntes Herz zu lieben aufhören? Ich liebe Sie, so lange ich lebe, und bitte, daß Sie mir, auch wenn Ihr lieber Vetter nicht mehr um mich ist, Ihren Briefwechsel erhalten, so wie Sie mir Ihre Gewohnheit gewiß ganz erhalten werden, ob ich gleich die gute Meynung, die Sie von mir haben, lange nicht verdiene; denn ach welch ein elender und schwacher Mensch bin ich, der ich Ihren Augen so stark vorkomme! Beten Sie für mich und lieben Sie mich.

G.

---

## 374. (119.)

### An Kästner.

L. d. 13. Apr. 1767.

Theuerster Kästner,

Ich umarme Sie mit einem Herzen voller Liebe und Hochachtung, und danke Ihnen für den heitern Brief, mit dem Sie mich in Ihrem Prorectorat erfreut haben, und für den Commentarium über eine Stelle des Varro, mit dem Sie mich nicht bloß erfreut, sondern meisterlich unterrichtet haben. Zugleich empfehle ich Ihnen einen meiner zeitherigen Zuhörer, einen Dänen, mit Namen Schönheiter, der ein Jahr in Göttingen studiren wird, und der sowohl seines Fleißes, als seiner Geschicklichkeit und seines guten Charakters wegen, Ihrer Gewogenheit und Fürsorge nicht unwerth ist. Außer der theologischen Literatur, die sein Hauptwerk ist, liebt er auch die Mathematik und schönen Wissenschaften, und wird, wie ich sicher hoffe, Ih-

rer Akademie dadurch Ehre machen, daß er gründlich studiret.

Herr Wolkens ist heute nach Dresden gereiset, um dem Grafen von F** vorgestellt zu werden, der einen Hofmeister, und zwar einen mathematischen Kopf, für seinen Sohn von funfzehn Jahren sucht.

Ich liebe diesen Wolkens, und ich hoffe, der Graf, dem ich ihn nachdrücklich und gewissenhaft empfohlen, wird ihn wählen. Die Stelle wird für ihn von allen Seiten, oder doch von vielen, günstig seyn, wenn er sie erhält. Und hiermit leben Sie wohl, guter Kästner, und lieben Sie ohne Aufhören Ihren alten, kranken und redlichen Freund,

G.

Es wird noch ein Däne zu Ihnen kommen, der Mourier heißt, und Lieutenant unter der Dänischen Miliz ist; auch ein sehr guter fleißiger junger Gelehrter, den ich Ihnen ebenfalls bestens empfehle, und der sich Ihnen selbst zu empfehlen wissen wird. Mich aber empfehlen Sie dem lieben Professor Heyne, dem guten Herrn D. Miller und Professor Diezen ergebenst und freundschaftlich.

---

## 375.

### An Caroline Lucius.

L. d. 17. Apr. 1767.

Liebste Mademoiselle!

Ich billige Herrn Seydels Entschluß *) vollkommen und hoffe, daß er in seinem Suchen glücklich seyn und daß dieses

*) (Um ein Amt, die Postmeisterstelle in Sorau, anzuhalten; s.

Glück der Weg zu Ihrer beiderseitigen beständigen Zufriedenheit werden wird. Wohl zehnmal habe ich Ihnen dieses sagen wollen, und ich begreife es selbst nicht, wie ich mich so oft habe können daran verhindern lassen. Aber Ihres Freundes Sache hat dadurch nichts verloren, sondern ich weiß vielmehr, daß mein Bruder binnen dieser Zeit einen für ihn sehr günstigen Bericht erstattet hat und er konnte auch nach allen Umständen nicht anders ausfallen. Freilich wird der Herr von Kessel eine so frühe Heirath, wenn er sie vermuthet, nicht billigen; aber bey einer billigen und guten Sache müssen wir uns das widrige Urtheil, auch selbst verdienter Männer, nicht irren lassen. Ich für meine Person wünsche die Erfüllung Ihres Planes bedachtsam und herzlich, und hoffe, daß Ihre Verbindung nach Gottes gnädigem Willen und nach seiner gnädigen und weisen Regierung beschlossen war. Er lasse Sie, wenn sie dieses ist (und sie ist es gewiß), auf alle Weise beglückt und gesegnet seyn! Mir soll ihre Gewißheit eine der erfreulichsten Nachrichten werden; denn ich weiß, daß Sie einander beyde nicht nur lieben, sondern auch verdienen, und Ihre Ehe durch Liebe, Religion und Verstand zur guten und besten Ehe machen werden. Grüßen Sie Ihren Freund und Ihr ganzes liebes Haus ergebenst von mir.

Gellert.

No. 151 des Briefw. Gs. mit Dem. Luc., u. den hier unter No. 381 folgenden. Der Herr v. Kessel, in dessen Dienst Seydel stand, war Oberhofküchenmeister.)

## 378.

### An Madame G[arve]. *)

L. d. 23. Mai 1767.

Ich überliefere Ihnen endlich Ihren lieben Sohn, aber so wie man ein anvertrautes Pfand zurück giebt, das man gern noch länger behielte. Und wie natürlich ist es daß ich ihn gern noch länger bey mir behalten hätte, da ich ihn vorzüglich liebe, hochschätze, und an seinen Umgang gewohnt bin. Allein es würde eine Ungerechtigkeit seyn, diesen guten Sohn seiner würdigen und besten Mutter auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich heiße ihn also gehen, so ungern ich ihn auch verliere, und begleite ihn mit meiner Liebe und mit väterlichem Segen in Ihre mütterlichen Arme. Ist es seine Bestimmung, daß er in seinem Vaterlande und vor Ihren Augen versorgt werden soll: so lasse Sie Gott diese Freude bald erleben, und lange, lange genießen. In der That wünscht er wohl nach Leipzig oder Halle zurückkehren zu können, aber unter der Bedingung, wenn Sie ihm dahin folgten. Er scheint auch zum academischen Leben bestimmt und gebohren zu seyn; allein ich weis auch, daß die Wege der Vorsehung oft anders sind und führen, als die Gedanken, selbst die für sich guten und richtigen Gedanken der Menschen. Ich will also durch mein Urtheil nichts von dem Plane des Schicksals Ihres theuersten Sohnes zu entscheiden suchen, sondern wünschen und beten, daß Gott diesen Ihren Sohn, dem er ein gutes und frommes Herz und große Talente, und eine sorgfältige Erziehung geschenket hat, in seinem ganzen Leben mit seiner Weisheit und

*) (Dieser Brief an Anna Katharina Garve geb. Förster, in Breslau, Christian Garves Mutter, ist hier nach einer Abschrift des Originals, aus dem Heyerschen Nachlaß, abgedruckt; gesäubert von den Veränderungen, mit denen ihn die Herausgeber der Sammlung v. J. 1774, wo er No. 125 steht, bedacht hatten.)

Gnade regieren, und ihn in denjenigen Stand und in das Amt ſetzen wolle, worinne er das meiſte Gute ſtiften, die Ehre des Herrn am meiſten verherrlichen, und alſo am glücklichſten ſeyn kann, wenn auch dieſes Amt nicht ganz unſern Wünſchen und Einſichten gemäß ſcheinen ſollte. Wohl alſo der Mutter, die da Freude an ihrem Sohne erlebt, wohl Ihnen, theuerſte Freundinn, die an ihrem einzigen Sohne die Freude über viel Kinder erlebt; und Dank und Preis ſey Gott, der Ihnen dieſen Sohn gegeben, und ſeinen Fleiß und Ihre Erziehung vorzüglich geſegnet hat! Mir dürfen Sie nicht danken; ich habe wenig und lange nicht ſo viel gethan, als ich geſollt. Ich bin mit allen guten Wünſchen für Ihre beſtändige Wohlfahrt und mit der vollkommenſten Hochachtung

Ihr gehorſamſter Diener

G.

---

## 377. (120.)

### Käſtner an Gellert.

Göttingen d. 27. Mai 1767.

Mein liebſter Gellert,

Dieſe Oſtern habe ich über funfzig Antworten geſchrieben, die ich zum Theil länger als ein Jahr ſchuldig war; und Ihren Brief beantworte ich ſo bald, weil ich den Werth eines Briefes von Ihnen erkenne. Und doch werde ich Sie ſogleich bitten, wenn Sie etwa Luſt haben, bald wieder nach Göttingen zu ſchreiben, nicht an mich, ſondern an jemand anders zu ſchreiben. Dieß hängt ſo zuſammen: Ich ſteckte Ihren Brief zu mir, die Complimente auszurichten. Im Vorbeygehen: Einer Ihrer Freunde heißt darinne der Liebe, der andere der Gute, und der dritte? der iſt der dritte ſchlechtweg. Hatten Sie denn kein Beywort für ihn? Ich wüßte wohl eins, darauf er ſtolz ſeyn

könnte, weil es ihm eine Aehnlichkeit mit Ihnen gäbe, und das ich doch nicht haben mag: der Hypochondriſche. Nun alſo, wie ich Ihren Brief bey mir trug, gab ich ihn der Frau Prof. Heyninn zu leſen, die mir dazu ſehr viel Glück wünſchte, und meynte, was es für ein Lob für mich wäre, daß ich Sie unterrichtet hätte, wie Ihr Brief ſagt; und als ich antwortete: das wäre ein Compliment; ſagte ſie: Gellert machte keine Complimente. Die einfältige Frau! Nun alſo, weil ſie ſo eine Freude darüber hatte, ſo ſagte ich ihr, wenn ich wieder an Gellerten ſchriebe, ſo wollte ich ihn bitten, daß er einmal an ſie ſchriebe, und weil man Gellerten ſo viel Achtung ſchuldig wäre, daß man ihm nicht zumuthen müßte, ſo gar viel Briefe zu ſchreiben, ſo ſollte er lieber alsdann an mich nicht ſchreiben. Sehen Sie, ſo gehe ich mit Ihrem nächſtkünftigen Briefe um, daß ich ihn ſchon jemand anders abtrete, als wenn ich ſchon wüßte, daß ich ſelbſt einen würde bekommen haben. — Sie ſind gegen Herr Wolkens ſehr gütig geweſen. So viel ich ihn kenne, verdient er es, wegen ſeines ſehr guten Herzens.

Was meynen Sie denn von *) — — — — — — Sie können zwiſchen dem erſten Abſatze meines Briefs, und dem nächſtvorhergehenden, einen Widerſpruch finden, weil ich Ihre Gedanken zu wiſſen verlange: Aber wie oft ſtellt ſich nicht der Poet, als verlangte er des Kunſtrichters Gedanken zu wiſſen, nur damit er ſeine eignen dem Kunſtrichter vorleſen kann. Le-

*) Ein damals neues Buch, über das Gellert ſeine Meynung mir nicht geſchrieben hat. Was ich ihm darüber geſchrieben habe, müßte, wenn es gedruckt werden ſollte, mehr aus einander geſetzt und unterſtützt werden, als in einem Briefe, wo ich eben über meine Gedanken eines Freundes Urtheil verlangte, nöthig war. Ich habe daher dieſe Stelle unterdrücket, als die Herren Herausgeber, mit einer Billigkeit, derentwegen ich ihnen danke, mir verſtatteten zu beſtimmen, wie dieſer Brief öffentlich erſcheinen ſollte. Käſtner.

ben Sie wohl, und behalten Sie einen Freund in gute denken, der allemal ſuchen wird, Ihrer Freundſchaft w ſeyn.

Abraham Gotthelf Kä

---

## 378. (126.)

### [Chriſtian Garve an Gellert.] *)

B[reslau] d. 3. Juni

Theuerſter Herr Profeſſor,

Bey allem dem Vergnügen, das ich empfinde, eine g Mutter, einen gütigen Onkel, und eine Menge von rec nen Freunden wieder zu ſehn, höre ich doch noch nicht a Verluſt zu fühlen, den ich durch die Trennung von zweyten Vater leide. Erlauben Sie mir immer, daß ich einen Namen gebe, zu dem Sie mir ſelbſt durch Ihre a bentliche Güte ein Recht verſchafft haben, und mit dem Herz und meine Geſinnung ſo genau übereinſtimmen. Ic es beſtändig als eine der größten Wohlthaten von Gott e daß er mich in Ihr Haus und in Ihre Bekanntſchaft g hat. Nicht bloß Ihr Unterricht, Ihr Rath, Ihre Fürſo mein Glück, ſondern noch vielmehr der ſtarke und beſ Antrieb, den ich zur Ausübung meiner Pflichten, in dem ſche und in der Hoffnung, Ihre Gewogenheit und Ihre fall zu erhalten, gefunden habe, und immer finden werde iſt ein Geſchenk der Vorſicht, die meine ſchwache Tugend unterſtützen und befeſtigen wollte. Ich erinnre mich der Stunden, die ich bey Ihnen zubrachte, ohne Gott als für die glücklichſten meines Lebens, zu danken. Die

*) (Ueber Gellerts Verhältniß zu Garve vergl. Schlichtegr krolog auf d. J. 1798, 2. Bd., S. 248 ff.)

denken wird, so lange ich das Glück entbehre, Sie wieder zu sehn, einen Theil meiner Vergnügungen ausmachen. In Wahrheit, das Herz und die Gesinnungen eines vortrefflichen Mannes, haben einen gewissen geheimen Einfluß auf die, die das Glück haben, mit ihm umzugehn; und auch ohne seine Lehren ist schon die Hochachtung, die Sie für ihn haben, und sein Beyspiel stark genug, sie ihnen einzuflößen. Ja, theuerster Herr Professor, wenn ich jemals so unglücklich wäre, den Gedanken einer schlechten und unedlen Handlung zu haben, so würde die Erinnerung an Ihre Freundschaft die Tugend augenblicklich wieder in mein Herz zurückrufen. So bin ich Ihnen nicht nur die Ausbildung meines Verstandes, sondern auch die Verbesserung meines Herzens schuldig. Möchte Sie doch Gott dadurch belohnen, daß er Ihnen noch viele Gelegenheiten schenke, ähnliche Wohlthaten zu erzeigen! Meine Mutter ist gütig genug, mir die Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurück zu kehren, gleich bey meiner Ankunft zu versichern. — Ich bin

C. G[arve].

---

## 379.

### An Meinhard.*)

L. d. 5. Juni 1767.

Theuerster und bester Meinhard!

Lesen Sie doch den beygelegten Brief. Wäre die darinnen enthaltene Stelle nicht vielleicht eine Sache für Sie! Wenigstens wären Sie nach meinen Gedanken in ganz Deutschland der beste Mann nicht nur für diesen Prinzen, sondern auch für den regierenden Fürsten, der ein liebenswürdiger Herr ist, Niemanden

*) (Aus dem Original mitgetheilt durch Hrn. Dr. W. Crusius auf Sahlis und Rüdigsdorf. Vgl. d. Anm. zu No. 301.)

lieber um ſich hat, als einen gelehrten und rechtſchaffnen Mann; der ſo herablaſſend iſt, daß er mich ſo oft beſucht, als er in Leipzig iſt; der Sie ſchon durch Ihre Ital. Dichter kennt und ſo ſehr für England eingenommen iſt, als Sie es ſind. Ich glaube, ich wollte es bey ihm dahin bringen, daß er Ihnen auſſer den beſtimmten 400 Thlrn. noch jährlich hundert Thaler aus ſeiner eignen Chatoulle gäbe. Aber, werden Sie ſagen, ich bin nicht geſund, nicht für den Hof (aber dieſer Hof iſt klein und ordentlich) gemacht, und bin des Hofmeiſterns ſatt. Nun, liebſter Freund, ſo ſchreiben Sie mir wenigſtens dieſes, damit ich mich bey dem Deſſauiſchen Hofe legitimiren kann, daß ich den beſten Hofmeiſter, den ich kenne, vergebens angeſprochen habe.

Ich umarme Sie, bitte Sie um baldige Antwort und bin zeitlebens der Ihrige,

Gellert.

in Eil und krank.

Ich grüſſe Hrn. Nicolai u. ſ. Fr. Liebſte ergebenſt.

---

## 380. *)

An G[arve].

L. d. 6. Juni 1767.

Liebſter Herr Magiſter,

Ein gutes Herz iſt auch das dankbarſte Herz: dieſes ſehe ich an dem Ihrigen; denn wie ſehr danken Sie mir nicht für das Wenige, was ich zu Ihrem Beſten habe thun können! Aber ein dankbares Herz iſt auch das beredteſte Herz: dieſes ſehe ich an der Wirkung Ihres Briefes; denn wie ſehr hat er mich nicht gerührt und erfreut! Möchte ich doch viel ſolche

*) (Aus dem Heyerſchen Nachlaß. In der Sammlung v. J. 1774 Nr. 127. mit einigen Veränderungen und ohne die Nachſchrift.)

dankbare, beredte und in den Wissenschaften geübte Schüler haben! Wie viel Belohnung und Ehre würde mir dieses seyn! Doch ich will Sie itzt nicht loben, obgleich das Lob auch eine Pflicht des Lehrers und Vaters ist; ich will Sie bloß meiner Liebe aufrichtigst versichern, und Ihnen zugleich melden, daß der Antrag wegen des Grafen Moltke vergebens ist, weil ihn sein Herr Vater noch vor Michael zurückrufen wird. Aber es ist darum nichts verloren. Da Sie einmal die Einwilligung Ihrer theuern Mutter haben, wieder zu uns nach Leipzig zu gehen, so hoffe ich, soll sich bald eine schickliche und für Sie günstige Stelle finden. Seyn Sie also getrost, mein lieber G[arve], und leben Sie itzt mehr für die Beruhigung Ihrer guten Mutter und Ihres guten Onkels, als für die Wissenschaften. Gott, den Sie fürchten, lasse es Ihnen wohl gehn mit Ihrer ganzen Familie, und Sie die Freude Ihrer Mutter, und bald auch das Glück der Jugend, insonderheit der studirenden, werden! Ich bin, so lange ich lebe, mit wahrer Liebe und Hochachtung

Ihr ergebenster Diener und Freund
Gellert.

Es sind noch nicht zwo Stunden, daß ich Ihren Brief erhalten; und ich habe ihn schon beantwortet? Wie lieb muß er mir gewesen seyn! Ihre beste Mutter, von der mir M. Ebert letztens im Spaziergehn eine ganz Lobrede gehalten, die gewiß wahr war, grüsse ich nebst Ihrem mir lieben Onkel auf das verbindlichste und hochachtungvollste. — Noch ein Wort: ich habe ehedem gewünscht die Schutzschriften des Justinus, Tertullianus, Minutius Felix und andrer Kirchenväter in unsrer Sprache, wo nicht ganz, doch auszugsweise zu lesen: wäre dieses nicht eine Sache für Ihre itzige Muße? und alsdann für den Druck?

## 381. (121.)

### An Madame Heyninn.

L. d. 10. Juni 1767.

Herr Professor Kästner verlangt in seinem letzten Briefe von mir, ich sollte, anstatt ihm zu antworten, nur an Sie schreiben. In der That weis ich nicht, was der gute Mann bey diesem Auftrage sucht, ob er mir wirklich eine Wohlthat erweisen will, deren er mir seit dreyßig Jahren eben nicht viele erwiesen hat; oder ob er nur meinen Briefwechsel los seyn, und Sie dagegen mit demselben beläſtigen will. Doch wenn auch seine Absichten nicht die besten seyn sollten, so danke ich ihm doch sehr für seinen Muthwillen, und wende seine Veranlassung auf die Seite, wo sie Freude und Pflicht für mich wird. Ich versichre Sie also meiner besondern Hochachtung, Ergebenheit und Freundschaft aufrichtigst, und bin überzeugt, daß Ihnen diese schriftliche Versichrung nicht gleichgültig seyn wird. Wenn ich Ihnen endlich sage, daß ich vor wenig Wochen so glücklich gewesen bin, Ihre beste Freundinn persönlich hier in Leipzig kennen zu lernen, und mich mit ihr und ihrem theuersten Gemahle oft und viel, bald auf meiner Stube, bald im Rosenthale, bald auf ihrem Zimmer zu unterhalten, wenn ich Ihnen dieses sage und wie sehr ich Beide, ihn und sie, ehre und hochschätze, und wie oft und herzlich die Frau von Sch** an Sie gedacht hat: so weis ich, daß Ihnen mein Brief wichtig und schätzbar werden muß. Ja, liebste Madame, dieses Glück also, Ihre beste Sch** fast eine ganze Woche zu sehn und zu sprechen, habe ich gehabt, und es, so sehr ich sonst neue Bekanntschaften fliehe, eifrig gesucht, und, ungeachtet meiner Kränklichkeit, behauptet. O freun Sie sich dieser würdigen Freundinn mit mir, die Ihnen

und Ihrem Geschlechte Ehre macht; und die Gott nebst ihrem vortrefflichen Manne immerdar beglücken wolle! Nunmehr weis ich Ihnen weiter nichts zu sagen, als daß Sie, meine Freundinn, Ihren guten Heynen in meinem Namen küssen und ihn aller meiner Liebe versichern wollen.

G.

---

## 382.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden d. 3. Juli 1767.

Theuerster Herr Professor!

Nun bin ich wieder hier bey meinen guten Eltern und habe mit meinen Geschwistern eine sehr angenehme und glückliche Reise zu Ende gebracht, welche uns die vergnügtesten Erinnerungen und Gespräche darüber verkürzen halfen. Die Ihrige nach Störmthal, in Begleitung einer Ihrer würdigsten Freundinnen nach dem von Ihnen geliebten Hause der Gräfin Vitzthum ist, wie ich hoffe, für Sie erfreulich und angenehm gewesen. Mein Herz hat Sie dahin begleitet, und ich habe das schöne Wetter an diesem Tage, das unserm lieben Wirth zu einer Spazierfahrt nach Raschwitz mit uns Lust machte, doppelt genossen, wenn ich dachte, daß auch Sie auf dem Lande, in gewählter Gesellschaft und an einem schönen Orte spazieren gehen würden.

Eins betrübt mich, daß ich fast ohne Abschied von Ihnen aus Leipzig gegangen bin. Ob ich Sie wohl jemals wieder sehen werde? — Sie wissen nicht, was bald geschehen wäre. Meine Doles und ihr guter Mann wollten mich nicht reisen lassen;

ich sollte noch vier Wochen bey ihnen bleiben und dann sollte mich Herr Creuziger nach Dresden bringen. Herr Creuziger war willig es zu thun und gab sein Wort von sich. Morgen ist nun Ihr Geburtstag, der Festtag aller derer, die Sie lieben, so sehr als Ihr eigner. Den hätte ich in Leipzig gefeyert. So hätte ich ihn feyern wollen: Ich wäre in die Kirche gegangen, in der Sie Gott Ihr frommes Dankopfer vor der Versammlung derer, die ihm dienen, dargebracht hätten. Da hätte ich mit Ihnen zugleich meinen gerührtesten Dank für Ihr Leben, für jedes Gute, das Ihnen widerfahren, für jedes Leiden, das Sie überstanden, für jeden Segen, den Gott durch Sie so vielen Menschen geschickt hat, dem Herrn geopfert und für Ihr Leben, Ihre Gesundheit, Ihre Zufriedenheit und Ruhe gebetet. Dann wäre ich vielleicht auch noch ein wenig zu Ihnen gekommen, hätte Sie gebeten, mich Ihre liebe Hand küssen zu lassen; — aber ich bin hier, weit, weit von Ihnen, doch nicht so weit, daß ich nicht das Meiste und Beste von Allem diesen auch hier thun könnte. — Leben Sie noch lange und glücklich! Ich bin sehr gerührt, wenn ich an die in Leipzig zugebrachten neun Tage zurückdenke. Meine Freunde in Leipzig sind es wohl werth, daß ich sie mit meinem ganzen Herzen liebe, denn sie lieben mich nicht weniger. Ich war kaum vom Wagen gestiegen, so empfand ich schon wieder eine Freude, die ich Ihrer Liebe danke. Herr Creuziger, der junge Herr Doles, Herr Trummer schrieben mir jeder einen freundschaftlichen Brief, und die liebe Doles begleitete den Brief ihres Sohnes selbst mit einigen Zeilen voll zärtlicher Betrübniß über meine Abreise und voll Verlangen, mich bald wieder zu sehen, und diese Briefe waren noch vor uns in Dresden angelangt, und ich hielt sie für das beste Geschenk, für die angenehmste Ueberraschung, die mir meine Freunde hätten zubereiten können.

Leben Sie wohl, theuerſter Herr Profeſſor, Sie, dem ich alles danke, was ich in Leipzig liebe, Sie, den ich unter allen meinen Freunden am längſten, am ehrerbietigſten, aber nicht mit weniger Vertrauen liebe; denn ich liebe Sie am kindlichſten. Leben Sie recht wohl! Fahren Sie fort mit der gütigen, väterlichen Liebe gegen mich, und nehmen Sie die aufrichtigſten und beſten Wünſche und die Verſicherungen der vollkommenſten Ehrerbietung an, von den Eltern und dem Bruder und der Schweſter

Ihrer

ewig dankbaren
C. C. Lucius.

---

## 383.

### Gellert an ſeine Schweſter.

L. d. 5. Juli 1767.

Gott ſey gelobet für die Gnade und Barmherzigkeit, nach welcher er mich mitten unter meinen Leiden dennoch bis ins dreyundfunfzigſte Jahr erhalten und väterlich getragen hat. Ich bin viel zu geringe aller der Barmherzigkeit und Treue, die er an mir gethan hat. Danket Gott mit mir! Er wird uns ferner helfen und auch im Alter nicht verlaſſen, wenn wir ſchwach werden, und Euch und mich unter der Laſt, die wir tragen, kräftiglich ſtärken. — — Grüſſet alle die Unſrigen herzlich, und lebt immerfort wohl mit ihnen.

G.

---

## 384.*)

L. d. 23. Juli 1767.

Liebster Herr Magister,

Die Grafen Revenklau und der Doctor sind Ihre großen Freunde und schätzen Ihr Genie und Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit — sehr hoch; und dennoch muß ich Ihnen sagen, daß sie von Ihnen abgehen werden, wenn Sie in Ihrer zeitherigen Lebensart fortfahren. Ich bitte Sie also, als Ihr Freund, bey Ihrer eignen Wohlfahrt, bey Ihrer Gesundheit, bey Ihrem Leben, bey Gott und seiner Gnade, entsagen Sie dem Trunke. Ich weiß alles, was irgend zu Ihrer Entschuldigung dienen kann; aber liebster Rudolph, es bleibt doch ewig Ihre Pflicht, von dieser verderblichen Gewohnheit abzustehen, so schwer es Ihnen auch ankommen mag. Was bey dem Menschen unmöglich ist, das ist bey und mit Gott möglich. Daran erinnere ich Sie brüderlich mit aller Liebe, die ich Ihnen schuldig bin.

Glrt.

---

## 385.

### An Caroline Lucius.

L. d. 24. Juli 1767.

Liebste Mademoiselle!

Unter allen Briefen, die ich zu meinem Geburtstage erhalten, hat mich keiner so erfreut und gerührt, als der Ihrige und der

*) (Aus einer Abschrift des Originals mitgetheilt durch Hrn. Dr. W. Crusius auf Sahlis und Rüdigsdorf. Ungenau gedruckt in der Sammlung von 1774: Gs. Werke Th. 8, No. 118.)

Brief des Vaters Ihrer Doles. Nun für dieſen Ihren lieben Brief danke ich Ihnen herzlich, ſo wie ein guter Vater der beſten Tochter. Aber, liebſte Mademoiſelle, ich habe Ihre neuntägige Anweſenheit in Leipzig wohl zu wenig, durch meine Schuld vielleicht, genoſſen und habe zu wenig zu Ihrem Vergnügen gethan und thun können. Dieſes kränkt mich. Aber dafür haben meine Freunde Ihre Anweſenheit deſto mehr genoſſen, und haben zu Ihrem Vergnügen deſto mehr gethan und thun wollen; dieſes beruhigt mich. — Leben Sie wohl mit allen den Ihrigen, die ich ergebenſt und freundſchaftlichſt grüße ſo wie Ihren lieben Seydel.

Gellert.

---

## 386.

### An Caroline Lucius.

L. d. 23. Oct. 1767.

Liebſte Mademoiſelle!

Freuen Sie ſich mit mir, daß die beſchwerliche, eitle, für meine Geſundheit und meine Gemüthsruhe gefährliche Meſſe überſtanden und, Gott ſey Dank! von mehr als einer Seite, glücklich überſtanden iſt. Daß ich zwo Vorleſungen vor unſerm guten Churfürſten, eine öffentlich, und die andere auf ſeinem Zimmer *),

*) (Die öffentliche Vorleſung: Von den Urſachen ꝛc. ſ. Th. 3, S. 527 ff. Die auf dem Zimmer des Churfürſten gehaltene iſt wohl die von Ebert in dem Anhang zum Briefw. Gs. mit Dem. Lucius als bisher ungedruckt mitgetheilte, im Weſentlichen mit der zweiten der moral. Vorleſungen (Th. 4, S. 25 ff.) übereinſtimmende, über den Satz: Daß die wahre Würde

im Beyseyn der Churfürstin *) habe halten müssen, dieses werden Sie wohl schon durch meine Freunde wissen. Aber daß unser junger Fürst mit eigner Hand und den liebreichsten und gnädigsten Ausdrücken mir sein Porträt und eine Schreibtafel gegeben hat, dieses werden Sie wohl noch nicht wissen oder doch gern von mir selbst hören wollen. Das Geschenk, und wenn es ein Rittergut werth wäre, rührt mich wenig; destomehr hingegen die unerwartete und unverdiente Liebe des hoffnungsvollsten Fürsten, den Gott erhalten, leiten, und am Geiste und Leibe segnen und also unser Vaterland in ihm vom neuen beglücken wolle!

Der Baron Kessel hat sehr gütig und väterlich von Ihrem Seydel gesprochen, und mich versichert, daß er den Administrator mündlich um sein Glück angehen würde, ohne daß er es, wenn ich mich recht erinnere, bereits schon gethan hätte.

Freuen Sie sich also auch über diese Nachricht und leben Sie wohl, liebe Freundin.

Gellert.

---

## 387.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 31. Oct. 1767.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Wie gütig eilen Sie nicht, mich an allem demjenigen Theil nehmen zu lassen, was Ihnen Freude und Ehre ist! Sie, mein

des Menschen in der genauen Beobachtung seiner Pflichten bestehe. S. Th. 3, S. 555.)

*) (Maria Antonia, die Mutter des Churfürsten Friedrich August III.)

theuerſter Freund, der Sie aus liebreicher Zuneigung mich auffordern, mich mit Ihnen zu freuen, weil Ihnen an meinem Vergnügen gelegen iſt und Sie mir gern angenehme Empfindungen mittheilen wollen, Sie würden gewiß, das hoffe ich, aus eben dem Grunde der Gewogenheit und des Zutrauens zu der Beſchaffenheit meines Herzens, mit Ihrem Kummer zu mir eilen und mich auffordern, mit Ihnen zu trauern, wenn ſich irgend ein Unfall ereignen ſollte, in welchem die bereitwillige Theilnehmung einer aufrichtigen und empfindlichen Seele Troſt oder Linderung für Sie wäre, oder von welchem Sie vorherſähen, daß deſſelben Mitempfindung mich vorſichtiger und demüthiger, auch williger und muthiger gegen die Leiden machen könnte, die ich vielleicht auf meinem eignen Wege antreffen werde. Ich fühle den ganzen Beweis Ihrer Freundſchaft für mich, der hierinnen liegt, die Ehre, die Sie dadurch meinem Herzen erzeigen und bin mehr davon gerührt, als ich Ihnen ſagen kann,

Ihrer Ruhe und Geſundheit wegen war mir für die Meſſe ſehr bange. Von Herrn Creuziger erfuhr ichs bald, daß Sie leſen würden. Trummer, der Ihre öffentliche Vorleſung mit angehöret, beſchrieb mir dieſelbe und ſeine eignen Empfindungen dabey ſehr umſtändlich, wodurch er ſich bey mir vielen Dank verdiente und mich auch in den Stand ſetzte, Herr Zeiſen mit dieſer Nachricht zu verbinden. Bald darnach ließ mir der Herr Geh. Kriegsrath von Vieth durch meinen Vater ſagen, wie Sie vom Churfürſten mit ſeinem Portrait und einer Schreibtafel wären beſchenkt worden, mit dem Zuſatze, daß mir dieſes lieb zu hören ſeyn würde. Er irrte ſich nicht, der Herr von Vieth. Ich hatte den Churfürſten ſo lieb dafür, ich freute mich ſo ſehr, daß er Sie liebt und Ihnen Freude gemacht hatte, und wollte Ihnen dazu Glück wünſchen, und ſtund nur noch an, weil ich doch von der Sache noch nicht ganz gewiß war, und hier immer ſehr vielerley mit eben ſo viel Wahrſcheinlichkeit, als

wenig Grunde, erzählt wird. Nun aber wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück zu den süßen Empfindungen der Freude und des Dankes, die unser Fürst in Ihnen erregt hat. Möchte er sich doch aller der Segnungen würdig machen, die Ihre frommen Gebete auf ihn herabbringen können! Und möchten Sie doch noch lange ein Zeuge seiner beglückten und ehrenvollen Regierung seyn! —

Ich sah ihn gestern über die Brücke fahren. Gleich fiel mirs ein, daß er Sie vorzüglich liebt. Ich glaube, ich neigte mich tiefer gegen ihn, als sonst, und es war mir gar nicht recht, daß er sich nicht gegen mich neigte, wie die Churfürstin that, die neben ihm saß. Ich tröstete mich aber damit, daß ers gewiß gethan haben würde, wenn er wüßte, daß ich am Sonntage einen Brief von Ihnen erhalten hätte, in welchem so viel Gutes von ihm stund.

Daß der Herr Baron Kessel Zufriedenheit über Seydeln und Gewogenheit für ihn bezeugt, erfreut mich in der That. Eine Stunde, nachdem ich Ihren Brief erhalten hatte, kam Seydel zu mir. „Ich habe einen Brief von unserm lieben Professor," sagte ich, „aber Ihr Herr muß sich sehr unzufrieden über Sie bezeigt, er muß sehr über Sie geklagt haben" — und reichte ihm den Brief. „„Mein Herr?"" sprach er und nahm den Brief aus meinen Händen, mit großer Ruhe in seinem Wesen. — „„Mein Herr kann nichts von mir gesagt haben; denn mein Herr wird keine Unwahrheit sagen"" und so las er den Brief laut und mit Zuversicht und lächelte ein wenig, wie er auf die Stelle von seinem Herrn kam, und that als ob er es erwartet hätte, und das gefiel mir von ihm.

Es ist auch gewiß, daß der Herr Baron mit dem Administrator seiner Angelegenheit halber noch vor der Messe gesprochen und sein Bitten empfohlen hat. Seydel sucht nämlich um eine Signatur vom Administrator an, daß die Postmeisterstelle

in Sorau im Erledigungsfalle, ihm ertheilet werde. Denn ob er deſſen von Seiten der Cammer und des Oberpoſtamts wohl ziemlich verſichert iſt, ſo wünſcht er es doch noch von Seiten des Prinzen zu ſeyn, weil ſehr öfters abgedankte Officiere um dergleichen Plätze anſuchen und Kraft der Signatur des Prinzen ſie vor allen andern erhalten. Geſtern (denn das Memorial iſt bisher noch nicht in den Vortrag gekommen) iſt Seydel bey dem Miniſter, Baron von Ende geweſen, und hat auch von ihm die Verſicherung erhalten, daß er ſich der Sache annehmen will. Heute kömmt der Baron Keſſel von Kalkreuth zurück und da wird er ihn nun wohl noch einmal um ſeinen Vorſpruch bey dem Miniſter bitten.

Da der jetzige Poſtmeiſter in Sorau noch viele Jahre leben kann und es Sünde iſt, eines andern Schaden zu ſuchen, oder ſeinen Tod zu wünſchen, und gewiß bey ſolchen Planen kein Segen oder Beyſtand des Himmels zu hoffen, ja nicht einmal ohne Sünde zu bitten iſt, ſo habe ich, nachdem einmal kein billiger Vergleich möglich zu machen war, eben nicht gewünſcht, daß die Sache weiter getrieben würde. Denn obwohl in der That hieraus für den alten Poſtmeiſter nichts Nachtheiliges entſteht, ſo iſt es doch allemal für unſer Glück eben ſo wenig hoffnungsvoll, als gefährlich für unſre innerliche Tugend, uns in ſolchen Umſtänden zu befinden, in welchen unſer Glück und unſre angenehmſten Hoffnungen von dem Tode oder dem Schaden eines andern abhängen. Seydel hat gewiß eines von den beſten und menſchenfreundlichſten Herzen. Ich weiß auch, daß er ſein Etabliſſement mit der größten Gleichgültigkeit erwarten, es vielleicht gar vernachläſſigen würde, wenn nicht die Wünſche ſeiner Liebe und das Verlangen, etwas für mich zu thun und mein Glück zu machen, damit verbunden wären. Aber eben deswegen traue ich ſeinem Herzen in Erwartung dieſer Verſorgung die gehörige Gelaſſenheit nicht zu und bin in Sorgen, daß ihm nicht in geheim

ein unrechtmäßiger und sündlicher Wunsch entfahren möge. Denn die Liebe kann dem Herzen einen gewissen Eigennutz geben, der ihm sonst nicht natürlich ist, und die allgemeine Liebe vielleicht durch die besondere eingeschränkt werden, welches immer bey mir ein Argument wider die Liebe gewesen. — Indessen hat dieser Plan auch viel Gutes und Bequemes, und wenn wir dessen Ausführung nur mit einer frommen Ergebung dem Willen der Vorsehung überlassen, so hoffe ich gewiß, daß noch alles gut gehen kann. Es kann wohl seyn, daß viele Personen, auch wohl von meinen Freunden, es an mir als einen Mangel der Klugheit tadeln, daß ich mich ohne Aussichten in eine Verbindung eingelassen. Ich weiß alles, was man für und wider dergleichen Verbindung sagen kann, und ich habe auch vorher an alles gedacht und es leicht herausgebracht, daß dieses keine Materie für das Nachdenken eines hierbey uninteressirten und nicht mit jedem Umstande bekannten Verstandes ist; und ich kann es einem Jeden vergeben, der mich tadelt, auch wohl seine Gründe billigen, ohne deswegen mich selbst zu tadeln, oder aufzuhören, mein Verhalten und meine Entschließung für rechtschaffen, klug und anständig und für eine Art von Pflicht gegen Seydeln und mich selbst anzusehen.

Heute vor acht Tagen war ich bey der Frau Präsidentin von Globig und fand sie sehr munter und dem Ansehen nach gesünder als sonst. Sie sagte mir damals, Sie, theuerster Herr Professor, wären in Störmthal auf vierzehen Tage. Ihr Brief aber sagt nichts davon. Haben Sie die theure Gräfin Vitzthum und ihre würdige Tochter in dieser Messe gesehen? Wie wünsche ich ihr einmal wieder meine Ehrerbietung zu bezeugen! Aber sie werden wohl diesen Winter wieder nicht nach Dresden kommen. — So oft ich Ihr Bildniß ansehe, erinnere ich mich auch des Dankes, den Ihnen mein Herz ewig erhalten wird. Und so oft ich meine Gedanken auf etwas richte, das mir lieb, zum

Guten aufmunternd oder rührend und mit meinem Herzen nahe verbunden ist, finde ich Sie als die nahe oder entfernte Ursache, der ichs zu danken habe oder um deren willen es mir doppelt lieb und schätzbar ist.

So geht es mir unter andern mit meiner Freundin in Cottbus. Sie schenkten mir sie, und mein Herz will sichs nicht überreden lassen, daß es sie jemals wieder verlieren könnte. Ich habe ihr heute geschrieben. Ohne ihr Vorwürfe zu machen, habe ich sie an mich erinnert, ihr kurz die Geschichte meines letzten frohen Sommers beschrieben, und sie um Nachrichten von sich gebeten. Wie gütig sind Sie, bester Herr Professor, daß Sie mir welche von Ihnen geben, ohne daß ich erst darum bitte, und mich Ihrer Liebe und Gewogenheit versichern, die ich zeitlebens mit einem von Dank und kindlicher Ehrerbietung durchdrungenen Herzen empfinden und verehren werde als

Ihre gehorsamste und ergebenste
C. C. Lucius.

---

## 388.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 31. Oct. u. 1. Nov. 1767.

Ich habe einige Hüftschmerzen; aber ich will es doch versuchen, ob ich Euch ein Paar Zeilen schreiben kann. Ich melde Euch, daß ich diese Messe zwey Vorlesungen vor unserm lieben, theuersten und hoffnungsvollen Churfürsten, eine öffentliche auf der Universitätsbibliothek, und die andere auf Dero Zimmer, im Beyseyn der Churfürstinn, habe halten müssen — wie ich denn auch die letzte den guten Prinzessinnen Christina und Elisabeth

auf ihrem Zimmer leſen mußte. Gott ſey Dank, daß es überſtanden iſt, und daß ich (welches auf der Univerſitätsbibliothek gewiß geſchehen ſeyn würde, wenn ichs nicht gewagt hätte, einige Augenblicke ins Freye zu gehen), daß ich, ſage ich, nicht krank geworden bin; denn indem die Reihe zu reden an mich kommen ſollte, drang ich mich mit Gefahr noch durch eine große Menge Menſchen hindurch, um an die freye Luft zu kommen; und kaum war ich da, als ich eine große Erleichterung empfand. Ich eilte froh zurück, und hielt beherzt und mit ſtarker Stimme meine Vorleſung. — Aber unſer guter Churfürſt hat mich bey Gelegenheit der Vorleſung auf ſeinem Zimmer auch ſehr gnädig und liebreich mit einer koſtbaren Schreibtafel, in der ſein Portrait iſt, eigenhändig und mit einem verbindlichen Complimente beſchenkt. O wie viel Liebe und Gnade läßt Gott mich Elenden und Unwürdigen bey Hohen und Niedrigen, beſonders guten Menſchen finden! Um die Eitelkeit und Eigenliebe zu erſticken, erſticke ich leider oft die Dankbarkeit, die ich Gott für dieſe Wohlthat ſchuldig bin, weil ich nicht oft daran denken will. Daß mich das Geſchenke des guten und lieben Churfürſten gerührt hat, das weis ich; aber ſeine Gnade und Liebe für mich muß mir allerdings ſchätzbar ſeyn. An dieſem Briefe ſchreibe ich ſchon zwey Tage; denn ich leide wirklich an meinen Hüftſchmerzen; aber doch, Gott ſey Dank! noch ſind ſie nicht ſo heftig, als ehedem. Betet für mich und preiſet Gott mit mir für alle ſeine Güte und Barmherzigkeit. — — Lebt wohl, liebe Schweſter.

G.

## 389.

### An Caroline Lucius.

L. d. 20. Nov. 1767.

Liebſte Mademoiſelle!

Herr Tachſelt geht wieder zu Ihnen und verlangt ſeinen Geleitsbrief oder Salvum conductum, und wie könnte ich ihm dieſen ohne meinen eignen Schaden verſagen? Freylich wird der Brief ſehr kurz werden, wie leider faſt alle meine Briefe nur lakoniſch ſind. Aber ich weiß auch, daß Sie meine Briefe nicht nach der Länge, ſondern nach dem guten Willen, mit dem ich ſie gern länger ſchriebe, wenn ich könnte, ſchätzen. Mit Ihrem Syſtem, liebe Freundin, das Sie ſich in Anſehung des Herrn Seydels und ſeines künftigen Glücks und der Art, es zu ſuchen, gemacht haben, bin ich vollkommen zufrieden. Es iſt eine Selbſtverläugnung darinnen, die Ihrer Liebe und Ihrem Herzen Ehre macht. Um deſto mehr hoffe ich, daß dieſe wichtige Angelegenheit einen glücklichen Ausgang für Sie und Ihr Haus gewinnen werde. Das gebe Gott! Ja, ich hoffe die Erfüllung Ihres Wunſches noch als eine für mich beſtimmte Freude der Freundſchaft zu erleben, ſo wie ich eben dieſe Freude durch Tachſelts Glück für mein Herz mir verſpreche. Ich grüße Ihr ganzes Haus ergebenſt

Gellert.

---

## 390.

### An Borchward.

L. d. 13. Dec. 1767.

Der junge Legationsſecretair Ferber, ein Bürgerlicher, deſſen Vater Hofrath in Dresden, und ein ſehr rechtſchaffener und

verdienſtvoller Mann war, iſt ein gutes Kind, dem Sie einigen Zutritt verſtatten können, ob ich gleich nicht ſagen daß er ſich ſeiner Jugend wegen zu einem freundſchaftlichen gange für Sie ſchicken werde.

Die ſchlechten Wirkungen Ihrer angeführten Arzney kenne ich beynahe alle aus eigener trauriger Erfahrung, u glaube feſt, daß Sie wohl thun, liebſter Borchward, Sie ſich derſelben gänzlich enthalten; es wäre denn, daß das Aderlaſſen, wegen der unordentlichen goldenen Ader Ihrem Medico vorgeſchrieben würde. Ich brauche ſeit Jahren bey allen meinen Uebeln faſt gar keine Medicin Diät, Bewegung (nur keine heftige), Geduld, Gebet u beit. Ich eſſe die einfältigſten Speiſen, ohne alle Würze: t Sommers und Winters, gekochten Spinat und getrocknete men, mehr Brodt als Fleiſch, und weil ich am Mage Zähnen leide, ſtets weichbereitete Speiſen. Ich trinke M ein Glas Burgunder, Abends ein Glas Moslerwein, und Ich trinke keinen Tropfen Coffee mehr, den ich durchaus vertragen kann, ſondern früh um ſechs Uhr etliche Taſſen riſchen Kräuterthee, oder Alpenthee, und eine Stunde meine Geſundheitschocolade, die aus nichts als Cacao, u wenig China und Zucker beſteht. Ich reite täglich eine S auch im Winter eine halbe; habe ein ſtilles und gutes aus dem Stalle Ihres lieben Prinzen Heinrichs, ha reiten gelernt, ſcheue keine Witterung, nicht Regen noch S nur den Wind, der mir Huſten und Hüftweh verurſachet. Sommer trinke ich früh um fünf Uhr (denn ich wache frü ſtatt des balſamiſchen Kräuterthee ein oder zwey Gläſer waſſer, ohne eine Cur daraus zu machen, und alsdann ich meine Chocolade, die niemanden ſehr, als mir, ſch dürfte, und eine Pfeife Tabak, die mich beyde öffnen. brauche ich etwas Abführendes, ja ich fürchte mich mit

davor, weil ich ohne Kräfte und Säfte bin. Ich werde wahrscheinlicher Weise nie weder Brunnen, noch Bad, als Medicin brauchen, sondern bey guter Lebensordnung mich dem Willen Gottes überlassen.

Ihnen aber, mein Freund, rathe ich künftiges Frühjahr das Carlsbad, wenn es Gott gefällt, Sie länger leiden zu lassen, getrost an. Folgen Sie mir. Mir hat es die beyden letztenmale nichts geholfen, sondern gewiß geschadet; dennoch rathe ichs Ihnen. — Und hiermit befehle ich, Ihr kranker und sehr schwacher Freund, Sie Gott und seiner Gnade, bete für Ihre Ruhe und Gesundheit, grüße Ihre theuerste Gattin ehrerbietigst, und bin ewig der Ihrige

G.

---

## 391.

### An M. Gottlieb Leberecht Heyer *).

Verte. Verte **).

L. 15. Dec. 1767.

Liebster Heyer,

Wenn Morgen nicht Mittwoche wäre, wenn ich da nicht drey Collegia hätte, die ich zu schliessen versprochen habe: so

*) (Der in den Briefen öfter erwähnte Pfarrer auf dem Vitzthumschen Gute Wölkau bei Eilenburg; sein Sohn gleiches Vornamens, Gellerts Pathe, geb. d. 14. Dec. 1767, starb d. 11. Oct. 1839 als Geh. Finanzdirector in Dresden; seine Tochter Erdmuthe Eleonore, geb. 1769, seit 1799 verheirathet an den Pfarrer J. G. Schreckenberger in Meuselwitz, starb daselbst als Wittwe; sie hinterließ eine einzige Tochter, welcher wir die Mittheilung dieses Briefes verdanken.)

**) (Bezieht sich auf die Nachschrift, die in dem Originale auf dem zweiten Blatte steht.)

würde ich gewiß kommen, Ihre Freude mit Ihnen und Ihrer theuersten Frau theilen, Ihnen die meinige bezeugen, Gott mit Ihnen in Ihrer Kirche danken und also der persönliche Taufzeuge Ihres lieben Sohnes, und an der Seite der Gräfinn und des Grafen freudig und nach meinen Gedanken einmal glücklich seyn. Aber welchen Kampf stehe ich schon itzt aus, daß ich Ihnen meine Ankunft auf Morgen abschreiben muß; und was werde ich Morgen noch leiden, wenn ich mir vorwerfe, daß ich alles hätte vergessen und dieses wichtige Werk persönlich zu meiner eignen Erbauung verrichten sollen! Gott weis es, wenn Morgen Donnerstag wäre, daß ich käme, ohne alle Ausnahme. Aber ich komme doch bald zu Ihnen; das hoffe ich. Also wählen Sie einen ehrlichen Nachbar an meine Stelle, guter Heyer, und wünschen Sie der Wöchnerinn Glück und Seegen von Gott zu ihrer Entbindung, zu ihren Wochen und zur Erziehung ihres Sohnes. Gott lasse ihn den besten und glücklichsten Mann werden!

Also leben Sie wohl, glücklicher Vater, und mein Freund, und mein Gevatter. Ich bin ewig der Ihrige

Gellert.

Der gn. Herrschaft empfehle ich mich zu Gnaden.

Verte.

Nein liebster Mann, ich kann nicht zurück bleiben; es ist mir wie unmöglich. Ich will also in Gottes Namen kommen, und morgen früh um acht Uhr hier abreisen. Aber bitten Sie die Fr. Gräfinn, daß sie mir Pferd und Wagen bis auf die Hälfte, bis auf Prettitz entgegen schicket, damit ich geschwinder fortkomme. Also komme ich, so Gott will, gewiß.

Glrt.

## 392. (116.)

1767.

Theuerſter Herr Doctor,

Womit verdiene ich doch alle die Liebe, die Sie für mich haben; die brüderliche Liebe, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe mit einer Beredſamkeit erklären, deren nur wenig Herzen fähig ſind; eine Liebe, die ich nicht aufrichtiger, edler und frommer denken und wünſchen kann? Doch muß man denn ein Geſchenk verdienen, um es annehmen und ſich ſeiner erfreuen zu können? Genug, daß ich den ganzen Werth Ihrer Freundſchaft und Liebe empfinde, ſchätze und durch Gegenliebe und Dankbarkeit für Ihre Güte zu verdienen herzlich wünſche. Dieſes, theuerſter Freund, kann ich mit Wahrheit von mir ſagen; und möchte ichs Ihnen doch in dieſem Augenblicke durch Umarmungen und Thränen der Freude perſönlich ſagen können! Ich habe Sie alſo, nach Ihrem gütigen Geſtändniſſe, durch meinen letzten Brief nicht wenig beruhiget und getröſtet? O dafür ſey Gott gedanket, der mir dieſen Sinn gegeben, und meine Worte geſegnet hat! Er erhalte Sie ferner bey Ihrem getroſten Muthe, und gebe Ihnen die Ruhe und Zufriedenheit einer Seele, die ihm vertraut, in allen Fällen Ihres Lebens. Er beglücke Sie mit alle den Ihrigen in einem langen Leben, und ſegne Ihre eifrigen Bemühungen für die Erhaltung und Wohlfahrt der Menſchen. — Die Exemplare Ihrer gelehrten Schrift habe ich einem geſchickten Medico gegeben, und ſie durch ihn den Männern überreichen laſſen, für die ſie beſtimmt waren. Billigen ſie Ihr neues Syſtem nicht ganz (und welche neue Methode findet ſogleich einen allgemeinen Beyfall?) ſo ſchätzen ſie doch die Verdienſte des Erfinders. Leben Sie wohl, beſter Mann; denn ich habe Ihnen nun ſo viel geſagt, als ein kranker Freund, dem bey dem beſten Willen doch das Schreiben ſauer wird, ſeinem Freunde auf einmal ſagen kann. Grüßen Sie Ihre

theuerſte Frau und lieben Kinder herzlichſt von mir, und ſchenken Sie mir ferner Ihre Liebe und Ihr Gebet, den Segen chriſtlicher Freundſchaft. Ich bin, ſo lange ich lebe ꝛc.

G.

---

## 393. (117.)

1767.

Gnädige Frau,

Einer meiner erſten Gedanken, als ich heute früh erwachte, waren Sie und Ihre Abreiſe. Nun, dachte ich, wird ſie mit ihrem lieben Gemahle ſchon auf dem Wege ſeyn; und ſo nahm ich in Gedanken Abſchied von Ihnen, und begleitete Sie mit meinen guten Wünſchen. Aber eben itzt höre ich, daß Sie noch da ſind; und alſo kann ich ja noch ſchriftlich von Ihnen Abſchied nehmen.

So gehe denn, o Freundinn, die ich ehre,
Durch deren Umgang ich mehr, als ich ſagen kann,
Zehn ganze Jahre lang gewann,
Mit der ich nun von heut auch mehr entbehre,
Mehr, leider, als ich ſagen kann.
Geh mit dem Muthe frommer Seelen,
Geh froh von hier an Deines ** Hand;
Du ſtehſt in dem für Dich durch Gott beſtimmten Stand;
In dieſem Stande kann das Glück Dir niemals fehlen,
Das Gott an Tugend und Verſtand,
An Lieb' und Freundſchaft hier verband.
Geh froh; der Mutter frommer Segen,
Ihr lehrreich Beyſpiel, ihr Gebet,

Begleiten Dich auf allen Deinen Wegen,
Gleich guten Engeln, früh und spät.
Geh froh; die Wünsche frommer Armen,
Die Du beglückt hast, gehn voran,
Und bitten: „Wie Sie aus Erbarmen
„Uns oft in Nöthen wohlgethan;
„So nimm dich, Gott, auch Ihrer an!"
Geh froh, und laß Dein Herz das Glück mit Dank empfinden,
Jedwedem werth zu seyn, der nur entfernt Dich kennt;
Denn Niemand ist in unsrer Stadt zu finden,
Der Dich nicht rühmt und Dir nicht Gutes gönnt.
Geh froh; Du gehst an Deines ** Seite,
Sein Herz, sein Ruhm, sein Glück ist Dein;
Und seiner Kinder Glück, das ihn so sehr erfreute,
Wird, wenn Du leidest, Trost Dir seyn;
Denn nicht nur Glück, auch Leiden, Dich zu üben,
Erwarten Dich und sind schon da.
Doch unverzagt; denn denen, die Gott lieben,
Ist seine Hülfe täglich nah.

G.

---

## 394. (122.)

### An Herrn Hofrath von B**.

1767.

Der arme W** verlangt, daß ich mich mit ihm zu einerley Pflicht vereinigen, und Ihnen für die besonders gnädige Vorsorge danken soll, deren Sie ihn zeither gewürdiget haben. Mit einem Herzen also, theuerster Herr Hofrath, das Sie schon lange verehret und liebet, so lange schon als mein Freund Cramer

der Ihrige iſt, danke ich Ihnen auf das verbindlichſte für die ſeltne Großmuth, mit der Sie ſich eines der unglücklichſten und ſonderbarſten Menſchen auf Erden nun ſchon ſo lange angenommen haben, ohne zu ermüden. In der That ſehe ich die ihm erzeigten Wohlthaten, als mir ſelbſt erzeigt, und mich als Ihren Schuldner an, als den Schuldner des beſten Mannes, den Gott mit ſeinem ganzen Hauſe ſegnen und der Welt lange erhalten wolle. Daß W** wieder nach Amerika zu gehen gedenkt, gefällt mir nicht; die Ruhe wohnt weder in Europa noch in Amerika, ſollte er zu ſich ſagen, ſondern in der Gnade Gottes, die du bey Fleiß und Pflicht und Gebet geduldig und demüthig erwarten mußt. Uebrigens bitte ich noch um Dero mir ſchätzbare Liebe, und bin, ſo lange ich lebe ꝛc.

G.

---

## 395.

### An Caroline Lucius.

L. d. 7. Jan. 1768.

Liebſte Mademoiſelle!

Anſtatt des verlangten Briefs*) folgt leider nur die Verſichrung, daß ich ihn lange in der Kälte geſucht aber nicht gefunden habe. Beruhigen Sie indeſſen Ihren Freund. Der Brief ſoll ihm noch werden, und bis dahin ſoll er mir auf mein Wort glauben, daß er für ihn ſehr vortheilhaft und für ſeine Braut

*) (Der Brief No. 387, den Seydel zu leſen gewünſcht hatte, iſt gemeint.)

auf alle Weise rühmlich ist. Vielleicht, liebe Correspondentin, erwarten Sie, daß ich Ihnen wenigstens statt des Briefs ein Bausisches Kupfer von mir schicken würde; aber auch dieses folgt, leider, nicht. Erstlich ist es eine große Frage, ob ich getroffen bin; dann kommt es mir eitel vor, sich selbst zu verschicken; endlich habe ich von sechs Exemplaren auch keines mehr, und eins für einen Gulden zu kaufen, möchte wohl für uns beide Sünde seyn. Von diesem Gelde kann sich ein Armes itzt eine ganze Woche hindurch wärmen. Wollen Sie das Kupfer ja sehen, so gehen Sie zur Frau Geh. Cammerräthin Wagner. Und hiermit leben Sie wohl, wertheste Freundin, gesund und zufrieden mit Ihrem ganzen Hause. Dieses Glück gebe Ihnen Gott in dem angetretenen Jahre und in Ihrem ganzen Leben.

Gellert.

Ich grüße Herrn Tachselt und Herrn Seydel ergebenst.

---

## 396. (128.)

### An Christian Garve.

L. d. 14. Jan. 1768.

Was muß der gute G[arve] machen? — so habe ich schon etliche Wochen bey mir in Gedanken gefragt, nun aber will ich den Mann selbst fragen. Was machen Sie also, mein lieber G[arve]? Das heißt nicht: was studiren Sie? denn ich weis, daß Sie mehr thun, als Andre Ihres Alters: und vielleicht mehr, als ich von einem fleißigen Freunde wünsche. Nein, es ist eine bloße Frage des Herzens und der Liebe, und heißt nicht mehr,

als: Ob Sie gesund, mit Ihren Umständen und in dem Schooße Ihrer Vaterstadt zufrieden leben, die Freude und Ruhe Ihrer theuern Mutter vermehren, Ihren lieben Onkel oft sehen und aufheitern, und fleißig den Umgang des trefflichen Tr[alles] suchen und genießen; und endlich: Ob Sie oft an mich, nicht an mich Ihren Lehrer, sondern an mich Ihren Freund, denken? Dieses, glaube ich, mag der Innhalt meiner Frage gewesen seyn, und nun erwarte ich die Antwort auf meine reichhaltige Frage, und setze geschwind noch eine hinzu, nämlich: Wird Sie auch Ihre Frau Mutter diesen Sommer ohne Kummer von sich lassen, nnd wollen Sie noch gewiß zu uns kommen? Ich wünsche es nicht nur, sondern ich veranstalte es auch, wenn es Gott will. Itzt habe ich freylich noch keine Gewißheit vor mir; aber das Beste erfolgt ja oft unvermuthet und ungesucht. Herr W[eiße] war vorgestern bey mir, redte von Ihnen mit großer Achtung und Liebe, und fragte mich, ob Sie nicht bald kämen? Er wird kommen, sprach ich, und künftig bey der Akademie thun, was ich kranker und schwacher Mann nicht mehr thun kann, auch wohl nicht recht gut gethan habe. — Und so viel, mein lieber G[arve] auf heute, vielleicht bald ein mehrers. Leben Sie wohl. Gott leite Sie auf die besten Wege, und beglücke und segne Sie, und Ihre Mutter und meine Freunde.

G.

---

## 397. (129.)

### [Christiana Katharina Garve an Gellert.] *).

B[reslau], d. 20. Jan. 1768.

Theuerster Herr Professor,

Ob ich meinen Sohn ohne Kummer von mir lassen würde?

*) (S. d. Anm. zu No. 376.)

Dieſe Frage muß ich ſelbſt beantworten. Wie vollkommen kennen Sie doch das Herz einer Mutter, und wie gütig nehmen Sie Antheil an ihren Empfindungen! Aber wie unſchätzbar muß mir die Wohlthat des Himmels ſeyn, daß Gott meinem Sohne einen ſo rechtſchaffnen und tugendhaften Freund zugeführt, der mit der wahrhaften Treue eines Vaters für ſein Beſtes ſorget! Dieſes Glück macht mir die Beantwortung der Frage leicht. Es iſt wahr, ich fürchte mich vor der Stunde des Abſchiedes. So ſchwer er mir aber auch ankommen möchte, ſo vollkommen beruhige ich mich doch durch Ihre großmüthige Liebe. Ihre Gütigkeit verwandelt eine Menge meiner Sorgen in Hoffnung und Zuverſicht. Und alſo müßte ich meinen Sohn nicht ſo ſehr lieben, als ich ihn wirklich liebe, wenn ich ihn nicht mit Freuden zu ſeinem beſten Lehrer zurück ſendete. Ach, theuerſter Herr Profeſſor, könnte er das Glück genießen, ſtets nahe um Sie zu ſeyn, und durch Ihre Erfahrung und Ihren Rath geleitet zu werden; wie getroſt würde ich ihn von mir laſſen! Ich wüßte ihn in noch beſſern Händen, als in den meinigen. Sie würden alsdann ihm bald eine Mutter nachkommen ſehen, der Sie ihr Alter durch Ihre ſeltne Güte fröhlich gemacht hätten. Doch alle dieſe Wünſche überlaſſe ich der Vorſehung Gottes; der ordne die Schickſale meines Sohnes nach ſeinem Wohlgefallen, und mache ihn zu einem tugendhaften Manne und thätigen Chriſten, und ſchenke ihn mir ewig wieder. Gott erhalte Sie für uns und die Welt noch lange! Ich bin unaufhörlich mit der größten Hochachtung

Ihre

gehorſamſte Dienerinn,
G[arve.]

## 398.

### An Borchward.

L. d. 3. Febr. 1768.

Allerdings, liebſter Borchward, ſind die Neanderſchen geiſtlichen Lieder, die kein Journal nennt, ſchön, größtentheils recht ſchön; und der junge Verfaſſer, der etwan 23 Jahre alt ſeyn ſoll, hat alle Anlage, ein großer Liederdichter zu werden, verdienet Aufmunterung und Critik des Kenners, und kann, wenn er den guten Ton beybehält, ausgebildet, und ſtets durch ein frommes Herz belebt, mich und viele andre hinter ſich zurück laſſen. Ich habe ſchon in einem practiſchen Collegio etliche dieſer Lieder meinen Zuhörern vorgeleſen, beurtheilet und gelobt. Ich danke Ihnen für die Bekanntmachung.

China in Pulvern kann ich nicht nehmen, ſie macht mir groſſen Krampf im Schlunde, aber im Extracte, ja, da kann ich ſie Löffelweiſe vor Tiſche vertragen. Den Halleriſchen Thee werden Sie erhalten haben. Hat Ihnen Herr Ferber nicht das Bauſiſche Kupfer von mir gewieſen? So viel! Gott ſtärke und erhalte Sie, verleihe uns Gedult und Ergebung in ſeinen heiligen Willen; die beſte Arzeney des Chriſten! der Ihrige.

G.

---

## 399.

### An Caroline Lucius.

L. d. 1. März 1768.

Liebſte Mademoiſelle!

Zur Vergeltung für Ihren lieben langen und beredten Brief*)

*) (B. 13. Febr.: No. 164 des Briefw. Gs. mit Dem. Lucius.)

ſchicke ich Ihnen den ſchon ſo oft verſprochenen und von Herrn Seydeln gewünſchten Brief, und zur Belohnung für Ihr richtiges Urtheil über Reanders Lieder, dieſe Lieder ſelbſt. In der That iſt ihr Charakter die kräftige erbauliche Simplicität, die Sprache der Schrift und der Andacht, ſo wie er der Charakter aller geiſtlichen Lieder ſeyn ſollte. Ich laſſe dieſe Lieder, die Niemand gekannt oder gerühmt hat, itzt recenſiren. Herr Weiße will es in ſeiner Bibliothek thun und Dr. Erneſti in der ſeinigen auch. Ich hoffe ſie werden dieſem jungen Dichter Gerechtigkeit widerfahren laſſen, denn er ſoll erſt etliche zwanzig Jahre alt ſeyn.

Nunmehr habe ich Ihnen das Nothwendige geſagt. Wegen Ihres Schickſals, o da ſeyn Sie ruhig und überlaſſen Sie ſeinen baldigen oder ſpätern Ausgang getroſt, wie Sie ſtets gethan haben, alſo auch ferner der göttlichen Regierung. Der Verzug unſrer Wünſche kann uns wohl zuweilen niederbeugen, aber die Hoffnung ſoll uns wieder aufrichten und die Religion uns tröſten. Leben Sie alſo wohl und zufrieden mit Ihrem ganzen werthen Hauſe und grüßen Sie den guten kranken Herrn Zeis herzlich von mir.

Gellert.

---

## 400.

### Caroline Lucius an Gellert.

Berggießhübel, den 3. Julius 1768.
Sonntags Abends um 9 Uhr.

Hier bin ich nun, liebſter, beſter Herr Profeſſor, ſeit vierzehn Tagen mit Mama und Schweſter im Bade, wie Sie vor

vier und fünf Jahren. Aber ich weis Ihnen nichts von uns zu erzählen. Vielleicht verdiente die hiesige Gegend, welche Carlsbad und Töplitz übertreffen soll, Ihnen geschildert zu werden. Allein in der That dazu brauchte ich eine poetische Feder oder einen Pinsel; denn unsre blumenvollen Thäler, in welchen sich unversteckt und zwischen Weiden und andern Sträuchern ernsthaft murmelnde oder spielend schwatzende Bäche schlängeln, unsre grasigen oder bebüschten oder besäeten Hügel und Berge, der unaufhörlich abwechselnde Gesang der Waldvögel und Lerche, die natürlich bedeckten, schattenreichen Gänge und hohen Alleen und die bäurischen Gärten, aus welchen unter den nützlichen Gewächsen sparsam, aber desto anmuthiger, manche frische Rose hervorglänzt, Heumacher, die Blumen auf den Hüten tragen und ein Schäfer, der verborgen im Gebüsche auf seiner Flöte oder Pfeife (wie man es nennen will) einsam und vergnügt, vielleicht gar zärtlich, sein Stückchen spielt, dieß alles zusammen macht eine sehr poetische Gegend aus und noch nirgends habe ich ein so ähnliches Urbild zu der Idee gefunden, die ich von Arkadien habe, als hier.

Mit der Beschreibung der Landschaft möchte ich wohl nicht glücklich seyn und die Badegäste sind in geringer Anzahl, Leute, die ich wenig kenne und — Leute wie wir selbst, von denen sich nichts Merkwürdiges sagen läßt. Dennoch habe ich mir einen kleinen Liebling unter ihnen erwählt, einen Knaben von 3 Jahren und etwas darüber, das sanfteste, liebenswürdigste, freundlichste Kind, das ich noch gesehen habe, das ich Ihnen tausendmal lieber abmalen möchte, als die ganze schöne Gegend; für welches mein Herz aufrichtige Wünsche thut, solche nehmlich, daß es einen Lehrer und Führer finden möge, der seine Seele so schön bilden helfe, als sein Körper regelmäßig und seine kindischen Sitten einnehmend gebildet sind, einen Lehrer, der das

ihm thun möge, was Sie, gütigster Herr Professor, an ihm thun haben würden, wenn er zwanzig Jahre früher geboren in in Ihre liebreichen Hände gekommen wäre. Es muß ein Schmerz seyn und viel Ueberwindung dazu gehören (habe ich mte gedacht), gegen ein solches Kind Schärfe zu gebrauchen, n gewisse unvermeidliche Unarten auszurotten, die das liebenswürdige Geschöpf dereinst verstellen könnten. Ich lockte den leinen heute in unsre Stube, weil mein Vater hübsche Kinder rn sieht (er hat uns heute früh mit Bruder Carln ganz unmuthet überrascht und ist nun schon um sechs wieder fort, r arme Papa!). Er nahm es auf den Arm und küßte und opfte es. Sein eigner Vater aber hat es, wie mir seine älteste chwester hernach erzählte, noch in seinem Leben nicht auf die rme genommen. Es giebt doch seltsame Väter!

Wir leben hier einsam, ruhig und sehr ordentlich. Wir ba- n gleich früh um sechs Uhr, essen meistens Grünkraut, Gar- ngewächse, Sallat, Erdbeeren und alle Abende Milch, gehen hr viel spazieren und befinden uns wohl dabey. Bey so wenig erstreuung und Geschäften, denke ich unaufhörlich an alles, as mir lieb ist und woran mein Herz einen zärtlichen und ergnügten Antheil nehmen kann; denn zu traurigen und unan- enehmen Gedanken darf man es, wie Sie wissen, im Bade icht kommen lassen. Sollte ich nun da nicht an Ihren morgen- en feyerlichen Tag gedacht haben, liebster, theuerster Herr Pro- essor? Gott nicht für das Geschenk dieses zu Ihrem segensvol- en Leben hinzugefügten Jahres gedankt haben? Morgen wenn ch erwache — und ich erwache hier früh — soll es mein erstes orsetzliches Geschäft seyn, Gott für Sie um Segen für Ihr ünftiges Leben, um Gesundheit, um Heiterkeit Ihres Gemüths, m Vermehrung Ihrer Tage und um Beystand zu jeder Ihrer hlen und frommen Absichten zu bitten. Voll Zuversicht und Vertrauen auf die Uebereinstimmung des göttlichen Willens mit

meinem Gebete will ich mit Freuden in die verfloßne Reihe von Jahren zurücksehen, seitdem Sie, bester Herr Professor, angefangen haben, Antheil an mir zu nehmen, und dann, erfüllt mit dem glücklichen Bilde und mit der gleichen Empfindung der Freude, weit hinaus in die künftige Zeit denken, in welcher ich noch Ihrer unschätzbaren Freundschaft genießen, noch im Besitz des Glücks seyn werde, Ihnen die aufrichtigsten, ehrfurchtsvollsten, zärtlichsten Empfindungen meines Herzens für Sie erklären zu dürfen. Frohe und rührende Viertelstunden werden es seyn, die ich auf solche Art Ihnen zu verdanken haben werde. Auch dafür wolle Sie Gott durch Ihr ganzes Leben segnen!

C. C. Lucius.

Herr Zeis hat mir vom 1. July geschrieben, daß er sich fertig machte, noch selbigen Tag mit seiner Frau und Mutter nach Zabel zu seiner Schwester Christel zu reisen, die einige Tage zuvor die Familie mit ihrem ersten Töchterchen vermehrt und ihre Mutter und Mad. Zeis zu Gevattern gebeten hat.

Herr Tachselt ist seit dem 29. Juni auf einer Reise ins Gebirge. Er hat durch Freyberg angefangen.

---

## 401.

### An Caroline Lucius.

L. d. 8. Aug. 1768.

Liebste Mademoiselle!

Herr Creuziger reißt morgen nach Dresden, und es wäre unverantwortlich, wenn ich ihm nicht einen Brief an meine beste Correspondentin mitgäbe. Doch nein, nicht einen Brief,

ſondern nur ein Paar Zeilen — ſo weit iſt es leider mit mir, der ich ſonſt ſo gern ſchrieb, ſo gern an die Jgfr. Lucius ſchrieb, gekommen. Beides in Ihrem letzten Briefe, liebe Freundin, ſowohl die Beſchreibung von Berggießhübel, das ich kaum dem Namen nach gekannt habe, als auch die Geſchichte von Ihrem Aufenthalte daſelbſt hat mich ſehr unterhalten und da ich auf Ihren feyerlichen Glückwunſch zu meinem Geburtstage kam, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, theils wegen ſeines frommen Inhalts, theils weil ich fühlte, wie viel mir fehlte, wenn ich alles des Guten, das Sie mir erbitten, werth ſeyn ſollte. Gott wolle es Ihnen itzt und nach mir laſſen ſo wohl gehen, als es zum Glücke eines guten Herzens dienlich iſt. Ich grüße Ihr ganzes Haus und Herrn Zeiſen und ſein Haus ergebenſt.

Gellert.

---

## 402.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, Sonnabends Abends den 17. Sept. 1768.

Mit einem ſehr gerührten Herzen komme ich zu Ihnen, beſter, liebſter Herr Profeſſor, mit einem Herzen voll angenehm trauriger Empfindungen. Der ganze heutige Tag iſt mir ſo ſtill dahin geſchlichen, ganz einförmig, in Ruhe, Heiterkeit und anhaltendem Fleiße. Itzt gedachte ich, um gleichſam davon auszuruhen, ich wollte Fritzchen aufſuchen und ihr vorſchlagen, eine Partie Picket mit mir zu ſpielen; aber ich verließ ſogleich dieſen Einfall wieder. Die Einſamkeit um mich, das ſchwache Licht, ſo nur das Tiſchchen vor mir erleuchtet und den übrigen Theil des Zimmers halb in Dunkelheit läßt, das Zimmer an

ſich ſelbſt, in welchem ich vielleicht den größeſten Theil meiner glücklichſten Stunden zugebracht, in welchem ich alles geſehen habe, was meinem Herzen jemals ſehr theuer geweſen (nur Sie fehlen, und noch zwo Perſonen), in welchem auch Ihr Bildniß hängt, endlich, der nicht entfernte Schall feierlicher Trauergeſänge, die eben jetzt vor der Wohnung des ſeligen Grafen Rex abgeſungen werden, alles dieſes machte, daß ich mir eine ehrwürdige Geſellſchaft und eine intereſſante Beſchäftigung wünſchte, und goß eine Art von ſanfter Traurigkeit in meine Seele, ohne dennoch mich betrübt zu machen. Ich weiß auch nicht, warum meine Augen voll Thränen waren, als ich den Brief hier anfieng. Sie kamen, glaube ich, von einer zärtlichen Aufwallung der Freude, daß ich mich noch Ihnen nähern, mich noch mit Ihnen unterhalten kann. Die Freunde des Grafen Rex (er muß gewiß Freunde gehabt haben, er iſt ein viel zu rechtſchaffener Mann geweſen) die Freunde des Grafen Rex können es nicht mehr. Seine verwaißte Tochter kann es nicht mehr. Die arme junge Gräfin! Mein Vater ſah ſie, als man vor einigen Monaten in der Kirche ein öffentliches Dankgebet für die vermeintliche Geneſung ihres Vaters verrichtete, mit welcher feurigen Andacht ſie auf ihren Knien das Opfer eines kindlichen Herzens mit dem Danke der Gemeine darbrachte und ſich doch in der gemeinſchaftlichen Handlung unterſchied und die Tochter an ſich erkennen ließ. Wie weit wird jene fromme Freude jetzt von ihrem Herzen geflohen ſein! Und iſt es nicht ſelbſt für unſern jungen Fürſten betrübt, am erſten Tage ſeiner Regierung den Verluſt eines ſo würdigen Mannes zu leiden, den er vielleicht liebte und der ihm noch viele wichtige Dienſte könnte geleiſtet haben? Wenn wir darauf achten, ſo finden wir, daß unſer ganzes Leben und alle zeitliche Freude deſſelben in einem beſtändigen Untergange beſteht! Selbſt was wir die Fortdauer *unſers* Vergnügens nennen, iſt der immerwährende Fortgang

ſeiner Abnahme; jeder vorbeyſtreichende frohe Augenblick begräbt ſeine eigenthümliche Freude und verringert die Zahl derjenigen, ſo uns vorgezählt ſind. Auch ich hatte Freunde, die ich nicht mehr unterhalten, deren ich mich nur erinnern, die ich nur beweinen kann. In eilf Tagen wird es um die itzige Stunde neun Jahr. — Aber nichts hiervon! Ich bin dennoch glücklicher, als Viele. Meine geliebten Eltern, den theuern Freund, an den ich ſchreibe, mein Geſchwiſter und viele mir ergebene gute Perſonen, die beſitze ich noch alle. Durch dieſe genieße ich mehr Glückſeligkeit und Freude, als ich zu genießen werth bin. Herr Creutziger machte uns nur kürzlich eine ſehr frohe Woche. Vielleicht hat er Ihnen etwas davon erzählt. Er war vergnügt unter uns und wird herzlich von uns geliebt. Er brachte mir einen unerwarteten ſehr lieben Brief von Ihnen, für welchen Ihnen mein ganzes Herz dankt, und mit einer ſo hübſchen Art, daß ich wohl wünſchte, ihm einen dafür an Sie mitzugeben, wenn er ihn vielleicht auch ſo hübſch überreicht hätte. Aber die ſechs Tage ſeines Hierſeyns entflohen mir ſo geſchwind. Größtentheils brachten wir ſie in ſeiner Geſellſchaft zu und die Zeit, in der er nicht um uns war, wandte ich an, einige kleine Sorgen aus meinem Gemüthe zu verbannen, damit ſie es in ſeiner Gegenwart nicht umwölken möchten.

Sie, beſter Herr Profeſſor, können es vielleicht von dem Herrn Oberpoſtcommiſſär gehöret haben, wie meines Seydels Anſchläge für ſein künftiges Etabliſſement auf eine fürchterliche Art bedrohet worden. Dieſes beunruhigte mich eben damals ein wenig ſeinetwegen. Nun hat ſichs aufgeklärt, daß es abermals eine vergebliche Unruhe geweſen, wie die meiſten menſchlichen Unruhen ſind, weil ſie doch allemal am Ende zu nichts helfen. Sie hat vielmehr eine gute Wirkung gehabt, ſie hat unſern Seydel auf acht Tage hierher geführt, und darüber, ob es nun gleich unnöthig iſt, wird doch keines von uns unzufrieden ſeyn.

Seitdem wir aus dem Bade nach Hauſe ſind, iſt meine Mutter noch nie ſo heiter und aufgeräumt geweſen, als ſie itzt bei Seydels Beſuch geworden. Und in der That, liebſter Herr Profeſſor, ich habe oft gedacht, es würde ſelbſt Ihnen manchmal bey uns gefallen haben, zumal wenn eines von uns Ihr Sohn oder Ihre Tochter geweſen wäre. Da hätten Sie vielleicht unſern ſüßen vertraulichen Geſchwätzen zugehört, wie ihnen meine Mutter zuhörte, wenn wir uns in die erſten Zeiten unſrer Bekanntſchaft zurückſetzten, uns an die oft wiederholte Geſchichte des Anfangs und Fortgangs unſrer jugendlichen Liebe, an ihre ſchmeichelnden Freuden, an die kleinen Thorheiten, die ſie uns begehen ließ, erinnerten, nun weiſer und ernſthafter, obgleich mit einer Art von geheimen Gutheißen, ſie verlachten, bald unſrer Mama davon erzählten, die ſich mit gefälliger Güte alle die kleinen nichtsbedeutenden Umſtände als Dinge von Wichtigkeit vorſagen ließ. Solche Zurückerinnerungen ſind ſehr angenehm und intereſſant, ſie bringen uns auf die Hauptangelegenheiten unſers Lebens zurück. Denn unſre pflichtmäßigen und tugendhaften Zuneigungen und Verhältniſſe ſind das Einzige, was unſerm Leben einen Zuſammenhang und ein weſentliches und feſtes Andenken giebt. Die andern Umſtände des Lebens und des Glücks, die Sitten, der Umgang, die Beſchäftigungen und die Lebensart, alles ändert oft ab und verſchwindet wie ein Traum, von neuern Dingen dieſer Art verdrängt, dem Gedächtniſſe. Allein das Verhältniß, in welches uns Gott mit ihm ſelbſt zu ſetzen uns gewürdiget hat, und dann die heiligen Bande, mit welchen er uns an Seelen von gleicher Natur und gleicher Beſtimmung verknüpft, machen ein ununterbrochenes Ganze, das ſtets durch alle abwechſelnde Scenen des Lebens daſſelbe bleibt und durch alle Ewigkeit ungehindert und immer vollkommen mit uns fortdauert. Diejenige Zuneigung, die meine und Seydels Seele mit einander vereinigt, iſt beſonders, wie Sie,

ter Herr Professor, wissen, ganz eigentlich von dieser Art, durch sie mit unsern ersten denkenden Jahren unsere Herzen fangen haben, sich selbst zu empfinden.

Montags den 19. Sept. früh.

So weit schrieb ich vorgestern Abends. Heute bin ich fröh- r. Ich denke, ich würde heute hübscher schreiben, als jemals, n ich mich nur recht darauf einrichten könnte, aber ich habe r sonst so viel zu thun. Es ist ein heiterer, schöner Morgen, chön, daß meine Mama, die sich sonst nicht leicht zum zierengehen entschließt, mit Fritzchen spazieren gegangen ist. mir hier ists auch recht hübsch. Ich bin wieder ganz allein, von lauter Sonnenschein umgeben. Alles ist Licht und n um mich. Wie mögen Sie sich denn itzt befinden, theuer- Herr Professor? Wie mag es bei Ihnen seyn? Auf die se werden Herr Tachselt und Seydel nach Leipzig kom- und mir, Gott gebe! erwünschte Nachrichten von Ihnen ringen. Wenn nur der Verdruß, den Sie über die un- ntliche Aufführung einiger Studirenden *) empfunden, nicht Ihrer Gesundheit schadet!

Abends.

Ich bin sehr böse auf Ihre Studenten und habe immer mit Papa und dem Bruder zu streiten, die auf ihrer Seite Ich sollte auch nicht böse seyn! Ihnen machen sie Sorge Verdruß, und dem armen Creutziger soviel Arbeit, daß n seinen Freund nicht schreiben kann und die hübsche müßige

(Bezieht sich auf die Studentenunruhen, die im September des J. 1768 in Leipzig stattfanden, deren auch Goethe in Dichtung und Wahrheit (Werke 1829. Bd. 25, S. 191) gedenkt. Die Anrede, die Gellert an die Studenten bei dieser Gelegenheit hielt, s. in Gellerts Leben von Cramer.)

Woche bei uns sehr theuer bezahlen muß. Im J
geht es bey uns auch wild genug zu, und um best
da einige Personen, weil sie ihrer Vernunft nicht g
sind, Unordnungen angerichtet haben. Heut Mittag
ein armer Jude Gefahr, von einem alten halb ras
ler todtgeschlagen oder aufgehangen zu werden. E
von der Gasse in sein Haus gerufen, solches hint
schlossen und ihn, glaube ich, nöthigen wollen, eine
zu erklären und einem Bilde des gekreuzigten He
Ehrenbezeugung zu erweisen. Auf das entsetzliche
Juden, dem er schon wirklich einen Strick um den H
hat man Wache geholt und die Hausthüre aufgeschl
nahe in Herrn Zeisens Nachbarschaft geschehen, d
Abend besuchte, und uns noch eine traurigere ab
Geschichte aus Waldheim erzählte. Seine Ge
gute Disposition macht uns itzt viel Freude, das
doch öftere Reiten thut ihm sehr gut.

Könnte ich Ihnen doch, liebster Herr Professo
Schlusse etwas so Angenehmes sagen, das meine
machen könnte, der so lang und vielleicht leer ist!
ist nicht leer. Es ist voll gerührten Danks für Ihre
fortgesetzte unschätzbare Gewogenheit, voll eifriger
Ihre Gesundheit und Ruhe und voll heißen Verl
lebenslang zu verehren und zu lieben.

C. G

## 403.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 24. Sept. 1768.

Die beiden jungen Dänischen Grafen von Revenklau, und ihr Hofmeister D. Wend werden Dienstags als den 27sten, oder auch Mittwochs von Lichtenwalde, wohin sie morgen früh zu Pferde abgehen, über Haynichen und Waldheim zurück nach Leipzig kehren, und Euch wahrscheinlicher Weise besuchen, ohne sich aufzuhalten. Kalte oder warme Milch, Eyerkuchen, Obst, schwarzes Brod, sind ihre Leibspeisen. — Aber ich glaube nicht, daß sie etwas bey Euch essen werden. Laßt es sogleich dem guten Stadtschreiber melden, den ich herzlich grüsse. Es sind sehr gute Kinder, und D. Wend ist ein Mann, den ich liebe und ehre.

G.

---

## 404.

### An Caroline Lucius.

L. d. 4. Nov. 1768.

Liebste Freundin!

Lassen Sie sich erzählen, was mir armen Manne zeither begegnet ist. Man veranstaltet hier eine neue Auflage meiner Schriften in etlichen Bänden, eine Sache, die mir seit anderthalb Jahren (denn so lange hat Herr Reich schon davon gesprochen) bald gleichgültig, bald beschwerlich gewesen ist, und bei der ich mich, wegen meiner Kränklichkeit in gar nichts habe einlassen wollen. Endlich, da ich höre, daß es Ernst wird, lasse ich mir die ersten und letzten Stücke meiner Schriften aus dem Laden holen, um sie durchzusehen, einige Kleinigkeiten der Gram-

matik zu berichtigen und etwa ein paar kleine Aenderungen im Durchlesen zu wagen. Ich sitze acht Tage, werde jeden Tag ängstlicher, erreiche meine Absichten wenig, der Druck kömmt, ich werde noch ängstlicher, will mit Gödicken die Kleinigkeiten abthun u. s. w. Hierüber verliere ich meinen Schlaf, erst Stundenweise und dann in voriger Woche zwo ganze traurige Nächte. Nach der ersten schlaflosen Nacht, ließ ich früh meinen Dr. Heine kommen, erzählte ihm mein Schicksal und hatte den ersten Correcturbogen vor mir liegen. Gut, fieng er an, diesen Bogen lesen Sie noch, ich will so lange warten und ihn selbst mit lesen; alsdann bitte ich Sie, wenn Sie Ihr Leben lieben, denken Sie weiter an keine Durchsicht, an keine Verbesserung, an keine Correctur und werfen Sie den Augenblick alles von sich. Ich ließ also den Kreissteuereinnehmer Weiße und Gödicken rufen, übergab ihnen die Correctur und bat, mir, außer der äußersten Noth, kein Wort vom Drucke vorzusagen. Mein Schlaf kam freylich noch nicht wieder und meine Nerven waren und blieben geschwächt. Gott vergebe mirs! Ich dachte, ich würde in Einem oder ein Paar Tagen das thun können, was ich in Gedanken hatte, und ich hatte albern gedacht. Ob ich nunmehr ganz ruhig bin? — Nein, liebste Mademoiselle, dieses ist nicht zu erwarten; aber Gott sey gelobt, daß ich wieder schlafe und meine gewöhnlichen Collegia lese. Weg mit dem Autor, den ich lange schon nicht mehr habe leiden und ausstehen können! Gott lasse das Gute in meinen Schriften nützlich werden für viele, und das Uebrige unschädlich bleiben. Ich empfehle mich Ihrem ganzen Hause. Grüßen Sie Herrn Seydeln und Herrn Zeisen ergebenst von mir und hoffen Sie das Beste und wünschen Sie mir, Ihrem kranken Freunde, das Beste.

Gellert.

## 405.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 23. Nov. 1768.

Ich danke Euch sehr für Euern langen Brief, und alle die guten Nachrichten, die darin enthalten sind. Zuvörderst grüsse ich das doppelte neue Ehepaar und wünsche ihnen Wohlfahrt und Segen von Gott auf ein langes gutes Leben. — Also ist wieder bald ein flüchtiges Jahr zurück gelegt. Gelobet sey der Name und die Güte des Herrn, die uns erhalten hat und täglich neu über uns gewesen ist. — — Die beiden jungen Grafen und D. Wend grüssen Euch und Eure Kinder vielmal. Sie werden gegen Ostern noch einmal ins Gebirge und alsdenn von uns und auf Reisen gehen. Auch der Herr von Hardenberg und Gervinus denken oft an Euch und grüssen Euch. — —

G.

---

## 406. (132.)

L. d. 22. Dec. 1768.

Gnädige Frau,

Itzt heiße ich Sie nur schriftlich in * * willkommen, bald aber denke ich auch persönlich dieses Glück zu haben. — — — Daß meine Schecke vorigen Donnerstag gestorben ist, darf ich Ihnen das sagen? O ja! denn es ist für mich ein sehr wichtiger Verlust, den ich schwerlich werde ersetzen können. Das Sonderbare dabey war, daß die Mittwoche vorher mein Churfürstlich Pferd ankam. Wie dieses aussieht, wollen Sie wissen? Lichtbraun mit schwarzen Extremitäten und schwarzem Strieme über das Kreuz — ferner sieht es still und freundlich aus, und

auch nicht ganz still und freundlich. Kurz, es läßt sich besser sehen als beschreiben. Ich werde es also mit seinem goldnen Zaume, mit seinem blausammetnen Sattel und der nur gar zu schönen Schabracke, kurz so, wie mir es der Churfürstliche Stallknecht vorige Mittwoche Nachmittags in meinen Hof, unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten, brachte, in den Hof nach ** schicken. Ich habe es noch nicht geritten; denn ach! so sorgfältig der gute, gnädige Churfürst auch bey der Wahl dieses Geschenkes gewesen seyn mag, so fürchte ich mich doch vor dieser Wohlthat; denn ein kranker alter Professor und ein gesundes junges Pferd schicken sich nicht recht zusammen. Wie vielmal der liebe Churfürst das Pferd auf dem Schloßplatze hat probiren lassen; wie er selber aus dem Fenster gerufen, daß man sich in einer weißen Wildschur darauf setzen sollte, um zu wissen, ob es sich etwan davor scheute; wie das Pferd etliche Tage in Sattel und Zeug im Stalle öffentlich gezeigt worden — alles dieses brachte der Stallknecht, ein Mann mit eisgrauen Haaren, mit in das Compliment des Herrn Oberstallmeisters hinein. So viel von der Geschichte des Pferdes!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich küsse Ihnen ehrerbietigst die Hand und empfehle mich Ihrem Herrn Gemahle zu Gnaden.

G.

---

## 407.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 23. Dec. 1768.

Ich muß Euch ein Vergnügen melden, das mir unser guter Churfürst diese Woche gemacht hat. Er hatte nämlich gehört, daß mein Pferd krank wäre. Darauf befiehlt er seinem Ober-

ſtallmeiſter, er ſolle mir das ruhigſte und ſanfteſte Pferd aus dem Churfürſtlichen Stalle ausſuchen und mit Sattel und Zeug zuſchicken. Er iſt noch weiter in ſeiner Vorſorge gegangen, hat ſich das Pferd auf dem Schloßhofe laſſen vorreiten, hat aus dem Fenſter herunter gerufen, man ſolle eine weiſſe Wildſchur umnehmen und ſich damit auf das Pferd ſetzen, um zu ſehen, ob es ſich etwa davor ſcheue. Kurz der theure junge Fürſt, den Gott erhalten und ſegnen wolle, hat mir das Pferd am Dienſtage durch einen Churfürſtlichen Stallknecht mit einem blauſammtnen Sattel und einer ſolchen Schabrake, mit Gold beſetzt, zugeſchickt. O wie viel Gnade und Liebe läßt Gott mich Unwürdigen bey Hohen und Niedrigen finden. — Herr! wer bin ich; und was iſt mein Haus, daß du mich Elenden bis hierher gebracht haſt? Geritten habe ich das Pferd noch nicht. Ich fürchte mich auch im Herzen davor, weil ich es doch noch nicht kenne. Meine Schecke war wie ein Lamm, war alt und machte mir nicht die geringſte Sorge. Nun ſo lebt denn wohl, gute Schweſter, mit Euern Kindern.

G.

---

## 408.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 26. Dec. 1768.

Liebſter Herr Profeſſor!

Gute Freunde ſind immer gewohnt, Feyertags zuſammen zu kommen und das iſt hübſch. In der Kindheit ſchon werden uns die Feyertage ſo lieb, weil man nicht in die Schule gehen, weil man ſpielen, Viſiten geben, ſeine beſten Kleider anziehen, ſpazieren gehen darf. Kleine kindiſche Urſachen, die mit der Zeit verſchwinden, in dem Gemüthe aber einen frohen Eindruck hin-

terlaſſen, der es, wenn dieſe Tage wiederkommen, zur Luſt und Freude beſonders fähig macht. Hierzu geſellen ſich in reifern Jahren die großen und wichtigen Urſachen der Freude, die das ganze menſchliche Geſchlecht angehen und jeden einzelnen Menſchen von der ernſten Abſicht Gottes für ihn, ihn ewig glückſelig zu machen, überzeugen; welche gnädige Abſicht ihm zugleich ein Unterpfand iſt, daß es ein ſo gütiger Gott ſeinen Menſchen an keinem wahren Guten je werde fehlen laſſen.

Dieſes tröſtende Gefühl der allgemeinen Liebe Gottes, mit dem aus unſerer Kindheit zurückgebliebenen frohen Eindrucke vereinigt, nebſt der ruhigen Sammlung unſerer Gedanken und Entfernung von zerſtreuenden und ermüdenden Geſchäften, machen unſre Herzen offener, fröhlicher, leichter, unſern Verſtand freyer und uns zur geſellſchaftlichen Freude und zur Belebung des Umganges geſchickter, und ich erkläre mirs aus dieſem Grunde, daß an ſolchen Tagen Bekannte und Freunde ſich unter einander zu vergnügen ſuchen, welches an ſich ſehr erlaubt ſeyn kann, obgleich auch hierbey, wie bey vielen guten Dingen, ſehr ſtrafbare Mißbräuche eingeriſſen ſind. Nun, bald werde ich ein Tractätlein über die Feyertagsbeſuche ſchreiben. Wenigſtens iſt es ein ſehr weitſchweifiger Eingang, um Ihnen, beſter Herr Profeſſor, zu ſagen, daß ich heute keinen Beſuch gebe, auch keinen erwarte, als unſern gewöhnlichen Abendbeſuch, unſern Tachſelt, und um Sie zu bitten, daß Sie mir erlauben, nur auf eine ſehr kurze Zeit (denn ſchon iſt es bald Abend) ein wenig zu Ihnen zu kommen.

Vielleicht finde ich meine Freundin, meine Gülden, bey Ihnen. Ich meyne, ihren letzten Brief an mich, den ich neulich Herrn Creuziger zugeſchickt und ihn gebeten habe, Ihnen ſelbigen mitzutheilen. Es kann ſeyn, daß Sie ihn nun ſchon geleſen, Mitleiden für die liebe Kranke empfunden und zu Gott für ſie gebetet haben. Es müßte ihr in ihren itzigen Umſtänden

eine mächtige Unterstützung seyn, wenn sie so glücklich wäre, Ihres Zuspruchs und Trostes zu genießen. Es zeigt sich einige Niedergeschlagenheit in ihrem Briefe, aber auch viel Geduld, viel Ergebung und viel liebreiche und edle Bekümmerniß für die Ruhe ihrer Freunde, die sie ohne ihre Schuld unterbricht. Sie muß eine sehr gute Person seyn — fromm und gut und meine Freundin, meine wahre Freundin, und Ihr Geschenk, bester Herr Professor! Nächst Ihrer eigenen Gewogenheit das Theuerste und Liebste von Ihren Händen! Ich kann es weder ihr noch Ihnen sagen, wie herzlich ich sie liebe und ehre, wie sehr ihr letzter Brief mich gerührt hat und mit welcher Bewegung ich einige Stellen in meiner Antwort darauf geschrieben habe.

Ich habe es kaum seit einem Jahre recht lebendig verstehen und empfinden lernen, welch eine unschätzbare Wohlthat Gottes die Gesundheit ist. Vorigen Winter war ich krank oder doch auf dem Wege es zu werden. Man vermuthete, ich würde in eine auszehrende Schleichkrankheit fallen und ich dachte es selbst. Mein Gemüth litt von dem Verfalle meiner Gesundheit, und die Mühe, die es mich kostete, um aufgeräumt zu seyn wie sonst, und die ich doch größtentheils verlor, vermehrte das Uebel und machte mich trauriger und unzufrieden und unwillig mit mir selbst. Ich schreibe etwas hiervon dem langen und strengen Winter zu, der uns zu sehr ins Zimmer verschloß; denn sobald die Witterung sanft ward und ich wieder anfing auszugehen, empfing ich gleichsam ein neues Leben, und etliche wenige Mittel und Diät-Regeln, die unser Medicus mir vorschrieb, machten alles wieder gut. Hierzu kam unser sechswöchentlicher Aufenthalt auf dem Lande, der schöne Herbst und nun der noch immer nicht unangenehme Winter. Wir drey Geschwister sind gestern noch spazieren gewesen und ich befinde mich sehr wohl dabey, und danke Gott aus dem Innersten meines Herzens dafür. Möchte die gute Gülden zum Troste ihres Mannes und ihrer

Mutter itzt nicht schlimmer seyn, als ich vor dem Jahre war, und mit dem Frühlinge so gesund werden, als ichs geworden bin! Gesundheit ist vielleicht das Einzige, was ihr fehlt; sonst wäre sie glücklich. Ihre liebsten Wünsche sind ihr erfüllt. Ich kann nicht zweifeln, daß ihre Ehe nicht sehr zufrieden sey. Nun hat ihr Gott ihre Gesundheit und mit derselben alle Fühlbarkeit für die Freuden dieses Lebens hinweggenommen! Es sey nun, daß er sie durch ein kurzes vorübergehendes Leiden prüfen, oder sie unter Schmerzen und Krankheit zu einem höhern Alter hinaufsteigen, oder bald die Kräfte ihres Lebens sich gänzlich verzehren lassen wolle, so muß er weise und gütige Absichten dabey haben. Wir verstehen oft nicht, was wir wünschen.

Trau Gott, nicht deinen Schlüssen
Die Wahl des Besten zu.
Sprich: Wer wirds besser wissen,
Dein Schöpfer, oder Du?

Itzt am Schlusse des Jahres will auch ich die geliebte Freundin diesem allweisen Schöpfer übergeben, wie ich alles, was mir das Theuerste ist, wie ich Sie, bester Freund, ihm empfehle! Und ich sollte wegen eines von denen, die ich liebe, bekümmert seyn? Sind sie nicht alle unter der Aufsicht und in der Hand des ewigen Vaters im Himmel? Er erhalte Sie, liebster, theuerster Herr Professor! Er segne Sie! Er weihe Sie mit dem neuen Jahre zu nachfolgenden Jahren, eines langen, ruhigen, nützlichen und ehrenvollen Lebens ein!

Der Herr, Herr, dem ich Dich befehle,
Der segne und behüte Dich! Amen!

C. C. Lucius.

## 409. *)

### An Cramer.

L. d. 28. Dec. 1768.

Mit einem Herzen, voll von brüderlicher Liebe gegen Sie, umarme ich Sie, mein theuerſter Cramer, bey dem Schluſſe des alten Jahres, erfreue mich Ihrer Wohlfahrt und der Wohlfahrt Ihres Hauſes, und preiſe Gott, der Sie der Welt und mir erhalten, der Sie mir zum Freunde und Lehrer gegeben. Noch in dieſen Weihnachtsfeyertagen, noch heute früh habe ich mich aus den zehnten Theile Ihrer Predigten erbauet, ſo gut ſich eine ſchwache Seele erbauen kann. Immer fahren Sie mit Ihren Andachten fort, beſter Cramer, und liefern Sie nur den Beſchluß des Boſſuet unausbleiblich. Ihre Schriften werden leben, wenn die gehäſſigen Critiken derſelben längſt vergeſſen ſind; und Ihre Beredſamkeit, Ihr feuriges Genie, Ihr frommes und gottſeliges Herz wird mehr als Einer dankbaren Nachkommenſchaft nützen; die höchſte Ehre eines Schriftſtellers und ſeine größte Belohnung. Nicht als wollten wir den Menſchen gefallen, ſondern Gotte, der unſer Herz prüfet; alſo reden und ſchreiben wir. So kann ein erbaulicher Cramer mit dem Apoſtel denken. — Aber was iſt das für eine neue Schrift, auf die Sie mich vertröſten, ohne mir ihren Inhalt ſagen zu wollen?

Von Ihrem älteſten Sohne, mein Liebſter, höre ich ſchon ſeit ganzen Jahren viel Gutes; und Herr Tidemann, der mit uns ſpeiſet, hat uns noch vor kurzen eine ganze Geſchichte ſeiner richtigen Urtheile, ſeiner vortrefflichen Empfindung, kurz, ſeiner

*) (Aus dem Heyerſchen Nachlaß. Die Nachſchrift, in welcher G. von dem Pferde, das ihm der Churfürſt geſchenkt, faſt mit denſelben Worten, wie in Nr. 406 u. 407 berichtet, habe ich weggelaſſen.)

großen Fähigkeiten erzählet. Welche Freude muß ein solcher Sohn dem Vater seyn! Ich grüsse und segne ihn; und ermuntre ihn durch meinen Beyfall, ob er gleich meiner Ermunterung nicht bedarf.

So viel für heute; denn mir ist schon bey diesen wenigen Zeilen, als wenn ich durch eine schwere Arbeit entkräftet wäre. Urtheilen Sie daraus, wer ich bin; und wie schwach mein Geist, wie erstorben er ist. Um desto mehr beten Sie für mich, und lieben Sie mich zu meinem Troste, wie Sie thun. Ich küsse Ihre Charlotte, Ihre Kinder und Funken.

Der Ihrige

Gert.

---

## 410. (130.)

### An Herrn *.

1768.

Was Sie in der beschwerlichen Stellung, in der Sie leider! stehn, thun sollen, liebster *? Vor allen Dingen nicht muthlos werden; Geduld lernen und täglich üben (ein Schatz, den wir auf unser ganzes Leben brauchen); Ihre Pflicht, ungeachtet aller Verdrießlichkeiten, beharrlich und treulich beobachten, durch Klugheit den Verdacht und bösen Schein entfernen; so oft es diese befiehlt, nachgeben; die Beschuldigungen, auch die unverdienten, zu Ihrer eignen Vorsichtigkeit und Bemerkung Ihrer Fehler (denn die haben wir alle) anwenden; Ihre Hitze, wenn Sie leiden, zurück halten, und bald durch Nachsicht, bald durch Hoffnung, bald durch Demuth sich in Ihren beschwerlichen Umständen Erleichterung, Hülfe und Muth verschaffen. Sie haben Ihren * * und seinen freundschaftlichen Beystand; welch Glück für Sie! Sie haben den Zutritt zu dem Herrn * *, einem so

einsichtsvollen, liebreichen und dienstfertigen Manne; welche Wohlthat für Ihre Jugend und Ihre gegenwärtige Verfassung! Sie haben enplich in Ihrem Berufe ein gutes Gewissen vor Gott und den Menschen; und Sie wollten nicht gelassen und geduldig seyn? Getrost also, mein Freund! Werden Ihre guten Absichten und Dienste verkannt; nun so erinnern Sie sich oft an die herrliche Stelle: „Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet, und nicht den Menschen; und wisset, was ein jeglicher Gutes thun wird, das wird er von dem Herrn empfahen." — Auch die Menschen, denen Sie bekannt werden, werden Ihr Gutes bemerken, und ohne daß Sie es denken und wissen, Beförderer Ihres Glücks werden. Können Sie aber das Vertrauen und den Beyfall Ihres Principals gar nicht erhalten: o so steht es Ihnen ja frey, mit Bescheidenheit um Ihre Entlassung zu bitten, und eine andre Stelle zu suchen. In diesem Falle wünschte ich freylich, daß Sie eine in K** vielleicht durch den Dienst des Herrn** finden, und nicht so bald genöthiget seyn möchten, in Ihr Vaterland, wo Sie nach meinem Sinne hätten bleiben sollen, wieder zurück zu kehren. Itzt weis ich keine Gelegenheit, bey der ich Sie empfehlen könnte; allein das wird zu Ihrer künftigen Empfehlung nöthig seyn, daß man Sie nicht mit Unwillen Ihrer itzigen Stelle entlasse. Und so leben Sie wohl und vertrauen Sie auf Gott bey allem, was Sie noch so vorsichtig unternehmen. „Verlaß dich nicht auf deinen Verstand; sondern verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen: so wird er dich recht führen." Ein Enkel eines Großvaters, der um des Guten willen eines gewaltsamen Todes starb, muß um des Guten und seiner Pflicht willen die Verdrießlichkeiten seines Berufs nicht achten. Ich bin mit aller Hochachtung und Liebe.

G.

## 411. (131.)

### An den Herrn von K**.

1768.

Der gute Mann, so dachte ich, theuerster Freund, als ich Ihren traurigen Brief erbrach, der gute K** hat gewiß sein Kind verloren; und wie sehr wird dieser Verlust ihn, und noch mehr die zärtliche Mutter schmerzen! Aber ach, gebeugter Freund, wie erschrack ich bey der ersten Zeile über einen Verlust, an den ich nicht gedacht hatte! Ja, Sie haben viel — und warum soll ich nicht, alles, sagen? Sie haben Ihr größtes, Ihr ganzes Glück auf Erden, ein Glück, das Gott nur wenig Menschen gewähret, verloren, eine der frömmsten, liebreichsten und besten Frauen. Ich traure und weine mit Ihnen, theuerster Mann, und fühle es, wie unersetzlich Ihr Verlust ist; aber mitten unter meiner Wehmuth erfreue ich mich über Ihre wahrhaftig große Ergebung in den göttlichen Willen, der doch für Ihre Empfindung der schmerzhafteste bleibt. Nein, nein, ein Herz, das so gelassen und demüthig leidet, als das Ihre, hat nicht alles, nicht sein ganzes Glück verloren; es besitzt und fühlet ja den Trost der Religion, der höher ist, denn alle Vernunft, und stärker, als der Schmerz über den größten Verlust. O wie preise ich Ihre Gattinn selig, daß sie selbst durch ihre Liebe und ihr Beyspiel Sie zu dieser Quelle aller Beruhigung im Leben und im Tode geleitet, und Sie, sterbend in Ihren Armen, durch ihren Tod gelehret hat, in welchem Frieden ein Christ durch seine Religion sterben kann! Aber warum ließ Ihnen Gott diese weise, vortreffliche Freundinn, die Sie so innigst liebten und schätzten, nicht länger, nicht wenigstens noch etliche Jahre? Die einzige Antwort auf diese Frage steht in Ihrem Briefe: Wer hat des Herrn Sinn erkannt? Was er thut, ist recht und gut, wenns auch noch so streng und traurig schiene — du wirst es nachmals

erfahren. — Gott beruhige und ſtärke Ihre Seele, gebeugter Freund! Ich liebe und ehre Sie, und bin mit dem aufrichtigſten Herzen ꝛc. G.

---

## 413.

### An Caroline Lucius.

L. d. 5. Jan. 1769.

Liebſte Mademoiſelle!

Ein Schuldner, der von einem großen Capitale nach und nach etwas, wenn gleich wenig, abträgt, iſt doch immer noch beſſer, als der, der gar nichts bezahlt, und ein Correſpondent, der auf zween und drey lange Briefe nur mit einer Seite antwortet, immer noch beſſer, als der ſich nur heimlich ſchämt und darüber gar nicht antwortet. Dieſe Schutzſchrift, mit der ich meine Antwort anfange, wird Sie freilich ſchon denken laſſen, daß dieſe Antwort einſylbig ſeyn wird; aber genug, daß ich Ihnen immer noch mehr ſchreibe, als ich vielen meiner übrigen Freunde nicht ſchreiben kann. Ich danke Ihnen alſo zuvörderſt für Ihren letzten Brief und die herzlich guten und frommen Wünſche, die Sie für meine Wohlfahrt thun; und wie kann ich dankbar ſeyn, ohne Ihnen von Gott alles das Gute zu wünſchen, was zu Ihrer wahren Zufriedenheit itzt und in Ihrem ganzen Leben und in dem Ihnen bevorſtehenden Stande vorzüglich dient? Er beglücke Sie, Ihren Bräutigam und Ihr ganzes Haus.

Ich ſchicke Ihnen den Brief Ihrer armen kranken Freundin wieder zurück. Möchte ſie doch, wenn es Gott gefällt, mit dieſem Jahre wieder das Glück eines geſunden Lebens erlangen! Und wer kann und ſoll dieſes Glück dem Freunde herzlicher wünſchen, als der, welcher ſeinen Mangel und die damit verbundenen Leiden ſelbſt empfindet und lange empfunden hat?

Noch eine frohe Nachricht. Dieſen Abend iſt meines Bruders Frau glücklich und leicht mit einem Sohne entbunden worden. Gott ſey Preis und Dank! Daß unſer theuerſter Churfürſt aus Sorgfalt für meine Geſundheit mir ein Pferd aus ſeinem Stalle mit Sattel und Zeug durch einen Stallbedienten zugeſchickt hat, dieſes werden Sie wohl ſchon gehöret haben. Welche gnädige Geſinnungen ſetzet ein ſolches Geſchenke, das er vor ſeinen Augen auf vielfache Weiſe hat auf die Probe ſtellen laſſen, damit es ja nicht vor etwas ſcheu ſeyn möchte, in dieſem meinem Fürſten voraus, den uns Gott erhalten und ihn immer mehr mit Weisheit und Kraft zu ſeiner Regierung begnadigen wolle.

Ihr ergebenſter Freund und Diener
Gellert.

---

## 413.

### An dieſelbe.

L. d. 12. Jan. 1769.

Liebſte Mademoiſelle!

Der Hofmeiſter des jungen Grafen Lindenau, der mit an unſerm Tiſche ſpeißt, Herr Langer, und der Sie alſo durchs Geſpräche kennt, geht nach Dresden, und wünſcht ſich die Ehre, Sie auch perſönlich kennen zu lernen. Da er ein guter und beſcheidener Mann iſt und mir anliegt, ihm einen Brief an Sie mitzugeben, das heißt, ihm den Zutritt in Ihrem Hauſe zu verſchaffen, ſo kann ich ihm ſeine Bitte ohne Härte nicht wohl verſagen. Erlauben Sie ihm alſo einen Beſuch. Er kann Ihnen wenigſtens die Geſchichte vom Churfürſtlichen Pferde, die er ſelbſt erlebt hat, erzählen, Ihnen ſagen, wie die Leute hier dieſem Pferde nachlaufen, wie ſich der Mann, der es füttert, ein Capital von den Trinkgeldern ſammelt, die er täglich erhält, wenn

er das Pferd, wenn er Sattel und Zeug, den Zaum von Golde und die Hufeisen von Silber, woraus sie die Erzählung gemacht hat, vorzeigt. Alles dieses kann er Ihnen sagen und so geht der Besuch vorbey und ich erhalte eine Antwort mehr von Ihnen, und er, Herr Langer, hat seinen Wunsch erreicht und sagt Ihnen am Ende noch, daß ich vor andern Ihr Freund bin.

Gellert.

## 414.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 24. Jan. Dienstags 1769.

In einer solchen Schuld bin ich wohl noch nie mit Ihnen gewesen, bester Herr Professor. Zween Briefe unbeantwortet? Und zween Briefe voll gütiger Absichten? Der erste, um mich durch zwo angenehme Nachrichten zu erfreuen, und der andre, um mir die Bekanntschaft eines schätzbaren Mannes zu verschaffen, den Sie loben und dem Sie wohlwollen. Für alles dieses empfindet mein Herz die wahreste Dankbarkeit und ich schäme mich, daß ich so lange verzogen habe, Ihnen dieses zu sagen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen zu Ihrem kleinen lieben Neveu und Pathen von ganzem Herzen Glück wünsche. Gott segne Sie, Ihren Herrn Bruder, Ihre Frau Schwägerin, deren kleinen Sohn und Ihr ganzes Geschlecht! Möchte das Kind unter Ihren Augen und an der Hand seiner Eltern aufwachsen und seines Namens würdig, ein eben so liebenswürdiger Jüngling und geehrter Mann werden, als viele geworden sind, die Ihre treuen Sorgen mit haben bilden helfen.

Am vorigen Freytage erhielt ich Ihren letzten Brief aus Herr Langers eigner Hand, oder es war doch eben so viel. Ich war einen Gang aus gewesen und traf ihn unten im Hause an. Da wir uns nicht kannten, grüßten wir uns, wie sich Unbekannte

grüßen. Oben an unſrer Thüre fand ich ſeinen Bedienten mit dem Briefe und ließ ihn bitten, herauf zu kommen. Weil es aber Mittag und in der Wohnſtube gedeckt war, mußte ich mit ihm in einem kalten Zimmer ſprechen, welches vielleicht ſeinen Beſuch abkürzte. Ich wunderte mich hernach, daß er Ihr Bildniß, welches an der Wand hängt und ſonſt allen Leuten in die Augen fällt, nicht zu bemerken geſchienen. Er that, als ob er Luſt hätte, mich noch einmal zu ſehen, wenn ihn nicht vielleicht die Zerſtreuungen der itzigen Zeit davon abhalten werden. —

Die Geſchichte des Churfürſtlichen Pferdes, die mir Herr Langer wohl ein wenig ergänzte, iſt uns ſchon ſehr lange bekannt und wir hatten viel Sorge darum, als es ſo lange unterweges war, ob es vielleicht möchte krank geworden ſeyn. Es war nicht ſo bald angekommen, ſo meldete es uns Herr Creuziger, doch ſehr lakoniſch, und weil wir wiſſen, daß man von Neuigkeiten durch unſre Leipziger Correſpondenten nicht leicht mehr erfährt, als was man ausdrücklich fragt, ſo machten Bruder Carl und ich 19 Fragſtücke zuſammen, über die ihn unſre Doles abhören ſollte. Anfänglich wollte er nicht daran, weil er unterdeſſen in einem Briefe viel genug über dieſe Materie geſchrieben hatte, und noch mehr, weil wegen der Zeugengebühren nichts ausgemacht war, endlich aber bequemte er ſich und geſtern kamen ſeine Ausſagen an, aus welchen wir unter andern den Herrn Zeugen ſelbſt betreffenden Umſtänden doch ſo viel wiſſen, daß das Pferd weder ſchwarz noch weiß, ganz gewiß von groſſem, kleinem oder mittlern Schlage ſey, ſich mit dem Kopf und ſonſt beſcheidentlich geberde, zuweilen einigen Leichtſinn zeige, der Jugend verrathe, zur Zeit keinen Namen habe, ſondern in ſeinem Berufe ſich erſt einen machen ſolle, daß es nicht mit Sattel und Zeug angekommen ſey, wie die Leute ſprächen, ſondern Sattel und Zeug mit ihm, indem es nicht wie bey den Menſchen wäre, die oft mit ihren Kleidern kämen, anſtatt daß die Kleider

mit ihnen kommen ſollten, und was dergleichen zur Sache Dienliches mehr war.

Alle Welt hat unſern Churfürſten dafür lieb, daß er Ihnen das Geſchenk gemacht hat. In der That iſt es ein großer Beweis ſeiner gnädigen und liebevollen Geſinnungen für Sie. Gott laſſe ihn einen guten Fürſten ſeyn und bleiben, und ſegne alles das Gute, das er je gethan und wozu er noch den Willen und die Gelegenheiten hat, und laſſe ihn dafür glücklich und geſegnet werden. Vielleicht geſchieht es zum Theil itzt durch die Hand ſeiner Gemahlinn. Ich freue mich auf ſie. Heute iſt der Churfürſt von Trier zur Einſegnung des hohen Brautpaars hier angelangt. Seine beiden Brüder und die Prinzeſſin Eliſabeth ſind ihm entgegengeeilt. Die Artillerie der Wälle hat ihn bewillkommt und parabirende Garden und der verſammlete Hof in Galla und unter demſelben der junge Churfürſt ſelbſt unten an der Treppe, haben ihn empfangen. Ich habe von der ganzen Freude nichts geſehen oder gehört, als meinen Vater in einem Sonntagskleide, ein paar Soldaten in weißen Camaſchen und etliche Canonenſchüſſe und doch iſt mir der heutige Tag ſchon halb wie ein Feſttag, ſo daß ich auch nicht gern arbeiten, ſondern lieber an Sie, beſter Herr Profeſſor, ſchreiben mag.

Je näher die Ankunft unſrer neuen Fürſtin heranrückt, deſto fröhlicher ſcheinen mir die Tage zu werden. Mein Vater, der vierzehn Tage lang krank war und nur ſeit vier Tagen wieder ausgeht und recht matt und ſchwach und durch ſeinen ſchweren Beruf oft erſchöpft und verdrüßlich ward, iſt heute wie neubelebt, luſtig, leicht. Erſtlich ſpielte er auf dem Clavier, hernach fing er an, für ſich allein und recht galant eine Menuet zu tanzen und verſprach uns, daß er eheſtens in unſrer Tanzexercierſtunde mit uns tanzen wollte und darauf ging er vergnügt von uns auf die Canzley, von der er doch, wenn es geht wie alle Tage, vor neun oder halb zehn Uhr nicht zu uns nach Hauſe kommen

wird. Wäre doch dieser Geist der Fröhlichkeit, der vielleicht in der Nation allgemeiner seyn kann, als ichs nicht weiß, eine Vorbedeutung des ehelichen Glücks der durchlauchtigen Vermählten! Heute haben wir darauf gesonnen, wie wir die hohe Braut wollen ankommen sehen und gestern waren wir drey Geschwister mit Herrn Creuziger in der Opernprobe, die ich immer, trotz aller Kritik, mit Zachariä, meinem guten Papa und Schwester Fritzchen, für ein Land voll süßer Bezauberung halte. Vornehmlich habe ich bey den Schönheiten dieser Oper ein angenehmes Gefühl von einer Art vom Stolze auf den Componisten empfunden, der ein Sachse, in einem sehr benachbarten Dorfe und dunkeln Stande gebohren ist*). — An unsers Churfürsten letztem Geburtstage sahe ich den Hof an der Ceremonientafel, da erhielt seine Mutter die Erlaubniß, dem Fürsten einen von ihr selbst gebackenen Stangenkuchen zum Geschenk zu überreichen. Vielleicht aber habe ich Ihnen dieses schon damals erzählt.

Doch nun etwas Anders, das zwar nicht fröhlich, dennoch aber gut ist. Gott hat sich über die unglückliche Frau des, weil er strafbar ist, noch unglücklichern Accisrath Hoffmann's, erbarmt, und sie nach einem zehenwöchentlichen Krankenlager durch den Tod von allen Leiden dieser Zeit erlößt. Eine für sie höchst erwünschte Begebenheit, für die ich Gott so herzlich danke, als ich, glaube ich, ihm danken werde, wenn er meiner lieben Gülden Gesundheit und Hoffnung zu einem längern gesegneten Leben schenkte. Wie mag es wohl itzt um sie stehen? Wer weiß, wenn ich wieder etwas von ihr hören werde! Krankheit und Gefahr machen die Entfernung und die Seltenheit der Nachrichten doppelt traurig, so wie diese jene doppelt ängstlich und fürchterlich vorstellen. Sollte es besser mit ihr werden, so wird

*) (Der aus Blasewitz bey Dresden gebürtige Capellmeister Naumann.)

sie unfehlbar eilen, mich durch die frohe Nachricht zu erfreuen. Wenn es aber schlimmer wird, wer wird mirs da sagen? Sie selbst wird es vielleicht nicht können, oder nicht daran denken oder es nicht wollen — ja, sie kann wohl lange todt seyn, ohne daß ichs erfahre. In solchen Fällen ist es recht ängstlich, von seinen Freunden fern zu leben und Niemanden zu haben, durch den man ihr Schicksal erfahren kann. Und dort in Cottbus habe ich nur sie. Es ist, als ob es nicht wohl anginge, daß ich sie, wie ich zuweilen Lust habe, bäte, mir durch hinterbleibende Freunde, das Letzte von sich wissen zu lassen. Ein gewisses, unfehlbar übel verstandenes, Etwas scheint sich dawider zu setzen. Ich habe ihren letzten Brief, nachdem Sie, liebster Herr Professor, ihn mir wieder zurückgesendet haben, nicht zu den andern von ihr gelegt. Ich behalte ihn näher um mich und vor meinen Augen. Ich habe der Ursache nachgesonnen, warum ich ihn so ungern von mir lassen will, ich kann sie aber nicht herausbringen. Gott wird sie wohl erhalten und wieder gesund machen. Hoffen Sie es nicht auch, liebster Herr Professor? Wenigstens wünschen Sie es ihr, und Wünsche des Gerechten sind wie seine Gebete. Sie wenden sich an eben das höchste gütigste Wesen und kommen aus dem gleichen Herzen voll Glauben und Unterwerfung. Auch für mein Wohl thun Sie solche Wünsche! Gott wolle nach seiner Weisheit alle Ihre Wünsche, vornehmlich die Sie für sich selbst thun, in Erfüllung gehen lassen! — Ich küsse Ihre theure Hand und bin

Ihre ewig dankbare
C. C. Lucius.

## 415.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 13. Febr. 1769.

Ihr seyd krank gewesen; das betrübt mich. Aber Ihr befindet Euch wieder besser; dafür sey Gott Dank. Er erhalte Euch und stärke Euch in Euerm Alter, das schon auf zwey und sechzig steigt. Unser Leben währet siebenzig Jahre, und das meinige, sehr schwache, wird nicht so lange währen. Herr, lehre mich täglich bedenken, daß mein Leben ein Ziel hat, sein nahes Ziel, damit ich weise werde. Läßt uns Gott den Frühling erleben, so denke ich, wenns ihm gefällt, zwischen Ostern und Pfingsten auf ein Paar Tage nach Meißen zu einem Freunde zu reisen, und von da auf kurze Zeit zu Euch. — Der Bruder lebt mit seiner Frau und seinem Sohne gesund und wohl. Ich grüsse alle herzlich, auch Herrn Hartmann, bey dem ich logiren werde. Der Herr von Hardenberg ist von hier fort; und die jungen Grafen gehen nebst dem D. Wend auch in wenig Wochen auf Reisen. — — Lebt wohl.

G.

---

## 416.*)

L. d. 29. April 1769.

Liebste Frau Karschinn.

Wenn ich gesünder und muntrer wäre, als ich bin: so würde Ihre beredte und recht geistreiche Einladung in den Garten meines theuersten Sulzers, unstreitig ihre Wirkung thun; und ich käme also mit Herr Weisen, dem Kreiseinnehmer, meinem Freunde, der im Begriffe steht, bald nach Berlin zu reisen, auf einige Tage dahin, und suchte meine Freunde und Gönner auf.

*) (Aus dem Heyerschen Nachlaß.)

Aber nein, liebe Dichterin, an diese Freude soll ich nicht denken; zwar daran denken, aber sie nicht genießen. Indessen danke ich Ihnen von Herzen für Ihren Brief und für Ihr schönes Gedichte. Ich fand dieses unerwartete Geschenke gestern auf meinem Tische, als ich eben von unserm vortrefflichen Fürsten kam, auf dessen Zimmer ich eine moralische Vorlesung in Beyseyn seiner Gemahlinn hatte halten müssen*). Ich war noch von dem gnädigen und liebreichen Bezeigen dieses guten Herrn, und seiner eben so guten Gemahlinn kräftig gerührt; und ich wurde es bey der Beschreibung des liebenswürdigen Kindes, die Ihr Brief enthält, und bey einigen Stellen der letzten Seite Ihres Briefes noch mehr, ja so sehr, daß ich meine Hände faltete, und Gott laut für das Gute dankte, das er an mir Unwürdigen, oder durch mich Elenden thut. — Nun so viel; denn das ist für einen Kranken, (ich leide an Hüftschmerzen,) schon ein langer Brief. Ich grüsse unsern besten Sulzer, und alle die mich mit ihm lieben, freundschaftlichst, wünsche Ihnen von Gott alle Wohlfahrt, wünsche Ihnen das Glück, noch viel Nützliches und Treffliches zu schreiben, und bin mit aller Hochachtung und Freundschaft

Ihr

ergebenster Diener,
Gellert.

## 417.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 22. Mai 1769.

Gott sey gepriesen, ich bin Freytags Abends um acht Uhr glücklich in Leipzig angekommen. Freylich war es eine harte Reise; aber es ist auch die letzte nach Haynichen, und also will ich gerne zufrieden seyn, und Gott danken, daß ich Euch und die

*) (8. Th. 3, 8. 558 ff.)

übrigen Verwandte und Freunde noch einmal habe sehen können. Ich habe förmlich von meiner Vaterstadt mit Gebet und Thränen Abschied genommen, auch mit besonderer Erinnerung an gewisse Jahre meiner Jugend. Und Euch danke ich für die gute Aufnahme und Bewirthung herzlich, und grüsse alle meine Freunde und den Herrn Pastor Lechla und sein ganzes Haus, bestens und ergebenst. Gott segne Euch und stärke Euch mit Kind und Kindeskind.

G.

---

## 418.

### Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 20. Juli 1769.

Bester Herr Professor!

Heute las ich einen von Ihren alten Briefen, in welchem Sie mir auf die gütigste Art von der Welt sagen, daß Sie in acht Wochen keine Nachricht von mir hätten und nun solche täglich erwarteten. Itzt ist es viel länger, daß ich Ihnen nichts von mir gesagt habe, und vielleicht — je nun, vielleicht ists Ihnen nicht ganz unangenehm, einmal wieder von mir zu hören. Von Ihnen höre ich auch sehr wenig. Meine letzte Nachricht ist von Herrn Creuziger, der mir schreibt: Unser lieber Herr Professor befindet sich leidlich. Aber Herr Tachselt hat gar nicht die Freude gehabt, Sie während seines langen Aufenthalts in Leipzig zu sehen, und was er mir unter andern von Ihnen sagte, daß Sie Ihr neues Pferd nicht brauchen können, erschreckte mich. Was kann diese Veränderung Ihrer täglichen Lebensordnung nicht für Einfluß auf eine so schwache Gesundheit haben, wie die Ihrige ist? Haben es denn Herr Langer oder der junge Graf Lindenau nicht dem Herrn Oberstallmeister

sagen können? Wenn es nur der Churfürst wüßte, der Sie so lieb hat, gewiß gäbe er Ihnen ein frommer Pferd. Warum bin ich nicht reich? Sie sollten Wagen und Pferde haben.

Als Sie Ihre Reise nach Oberau und Ihrer Vaterstadt thaten, freute ich mich sehr über Sie, und dachte, Sie müßten doch mehr als gewöhnlich munter und heiter seyn. Und das sind Sie gewesen, wie mir kurz darauf die Frau Geh. Cammerräthin Wagner im Vorbeygehen gesagt hat. Seitdem schrieb mir meine Doles, daß Sie an Zahnschmerzen viel gelitten hätten, und ich hatte sie für den zärtlich traurigen Ton lieb, in welchem sie mir diese böse Nachricht schrieb. Zuletzt haben Sie nun auch noch Ihren kleinen Neveu verlieren müssen, so wie Ihre liebe Frau Geheimderäthin Globig ihren Sohn. Aber diese Dame soll sich sehr groß, sehr gelassen bei ihrem schmerzlichen Verluste, für sie den ersten in der Art, erwiesen haben.

Vielleicht vergütet mir meine Doles die schlimme Zeitung von Ihren Zahnschmerzen bald mit der erfreulichern von Ihrem Wohlbefinden am vierten Julius; denn an dem feyerlichen Tage wird sie oder ihr Sohn gewiß Ihre theure Hand geküßt haben. Gesegnet müsse der Tag für Sie seyn! Und zahlreich und gesegnet alle, die ihm folgen werden! Ich habe Hoffnung, unsern Creuziger und (wenigstens wünsche ichs) auch Fritzchen Doles diesen Sommer noch zu sehen. Ich sehne mich recht sehr nach meinen abwesenden Freunden; wenn ich nur einen von ihnen sehen sollte! Sie sind mir alle so gleich lieb; sind mir fast alle auf gleiche Weise erlangt. Alle sind mir wie Einer und in Einem sehe ich sie Alle. In der That, liebster Herr Professor, es sind alles liebe gute Menschen, die Freunde, von denen ich geliebt bin! Doch scheine ich mir itzt vorzüglich den guten Doles zu wünschen, um seinetwillen wünsche ich ihn. Er soll sehr kränklich seyn. Zerstreuung und Freude könnten seiner Gesundheit vielleicht mit aufhelfen.

Abends gegen 8 Uh

Soviel schrieb ich heute gleich nach dem Mittagsse
fünf Uhr wollte ich mich frey machen und wieder schre
ward ich von einem Freunde gehindert, der mich best
mir einen Kupferstich, Les adieux de Calas à sa fan
zeigen, der vortrefflich ist, den ich und Fritzchen m
Thränen betrachten konnten und der Ihrer Aufmerksamk
ist, wenn er Ihnen irgendwo vorkömmt. Und der F
in seiner Art auch gut, wie der Kupferstich in der
Ein gleichgültiger Zufall brachte uns unvermuthet zu
wie es scheint, wird mir ihn sein gutes Herz lange
Wir sprachen heute viel von den ungewissen Aussichten
zukünftige Schicksale; oft mag er darüber ein wenig
und beunruhigt seyn. Ich sagte ihm einen schönen fra
Vers her, der zur Ergebung, zum Vertrauen auf
sehung und zur Hoffnung, das alles gut werden würd
tert. Das nahm er an und mit erfreuter Miene s
„In zwanzig Jahren, wenn wir dann, wie ich sic
recht überzeugte, recht bestätigte Freunde seyn werde
werden wirs uns wieder sagen können, wie es uns
ist, und gewiß mit Freude und Dank in die Tage unsre
zurücksehen.“ Es gefiel mir doch sehr von ihm, da
zwanzig Jahre in unsrer Freundschaft hinausrechnet.

Ich konnte also nicht böse auf ihn seyn, daß er i
Schreiben abhielt. Sie, theuerster Herr Professor, w
noch unter uns, wenn ich gleich nicht so eigentlich wi
Ihnen seyn konnte. Nicht zu rechnen, daß ich ihn i
der Stube spreche, wo Ihr Bild ist, mache ich ihm
weilen die Freude, ihm einen oder den andern Ih
Briefe vorzulesen. Heute las ich ihm auch einen, und
mir herzlich dankbar die Hand dafür. Da ich soviel
geredet habe, möchte ich Ihnen wohl seinen Namen ne

heißt Hunger und hat vom sechzehenden Jahre an fünftehalb Jahr in Leipzig studirt, ist Ihr Verehrer und damals Ihr Zuhörer und mit Ihrem Herrn Gödicke bekannt gewesen. Sein Vater ist ein Pfarrer auf dem Lande und muß einer der besten Väter seyn, nach den Lobsprüchen und der außerordentlichen Liebe des Sohnes für ihn zu urtheilen.

Ich schäme mich, daß ich schon drey Seiten beschrieben, Sie schon so lange gelesen haben und vielleicht schon müde sind und ich Ihnen im Grunde doch nur so wenig gesagt habe. In der That habe ich Ihnen nichts Wichtiges zu sagen und sollte ich Ihnen von alltäglichen Kleinigkeiten erzählen, die mich wechselsweise beschäftigen, beunruhigen oder erfreuen, das wäre nur für Sie beschwerlich. Nur das Einzige, daß ich Sie liebe, unverändert und ehrerbietigst liebe, das ist es, was ich Ihnen sagen will. Das erfreut mich immer und ist keine Kleinigkeit. Vielmehr ist es eine Sache von größter Wichtigkeit für mich. Diese schöne glückliche Empfindung, die vom ersten Anfange an, als sie sich in meinem Herzen entwickelte, eine so süße Quelle von Vergnügen darinnen aufschloß, die hilft es mit vor jeder niedrigen Unruhe, jeder Unzufriedenheit, jeder Empörung bewahren, wenn irgend etwas, das mich kränkt oder mir Unrecht zuzufügen scheint, mich aufbringen und meinen Frieden stören will. Herz, spreche ich dann, du kannst den frommen, ergebenen, gelassenen Mann lieben und du kannst unzufrieden und schwach seyn! O wie klein und geringschätzig wird mir dann jeder Verdruß gegen das Uebergewicht von Vergnügen und schlechtere, unechtere Freude gegen die reine Glückseligkeit, meinen besten theuersten Freund zu lieben und darneben einige sehr gute, mir sehr ergebene Herzen zu besitzen und zu belohnen.

Das Plätzchen hier ist wohl zu klein, um hübsch und gehörig zu schließen. Sie schmälen doch nicht, wenn ich auf so lange Zeit noch einen Bogen nehme? Was ich ungefähr vor acht

Tagen, ich denke, es war am Bußtage, gethan habe und Ihnen noch gern erzählen will, das errathen Sie gewiß nicht! Ich hatte lange in einem guten Buche, das ich sehr liebte, gelesen und fing von der Hitze und der Stille an, schläfrig zu werden. Weil ich nun noch immer freywillig genug etwas Gutes thue, so dachte ich, du willst dich nicht zwingen, fortzulesen. Ich stand auf, ging in meinen Schrank, ohne im geringsten zu denken, ergriff ein Packet Briefe, worinnen alle die Ihrigen und Ihres Herrn Bruders seine in Ordnung liegen, fing an den letztern an zu lesen, las sie alle, ward ganz munter, freute mich seiner, fühlte das Glück seiner Freundschaft und meinen unveränderten gegründeten Anspruch darauf, den ich nicht aufgebe. In einem derselben erinnert er mich an die Worte Sirachs, am 14. Vers des 9. Capitels. Ich lächelte selbstzufrieden mit mir: „O, dachte ich, sobald die Rede von meinen Freunden ist, ist mein Herz mein Sirach! Aber Sie, guter Herr Oberpostcommissär mit oder ohne Sirach, haben Sie mich nicht ganz und gar vergessen?“ — Recht gern hätte ich ihm einen langen Brief geschrieben, ob ich wohl nicht wußte, wovon. Doch das hätte sich gefunden; habe ich doch oft lang und viel geschrieben, ohne im Anfange nur eine Sylbe davon zu denken. Die Materie war also die Schwierigkeit nicht, sondern der Ton. Ich war sehr aufgeräumt geworden, das Lesen dieser Briefe hatte mich in eine lustige Laune gebracht, die ich oft habe und meistens hatte, wenn ich sonst an ihn schrieb. Wäre er nur bey mir gewesen, er hätte wohl, wenn er mich so voll von dem frischen angenehmen Andenken an seine Freundschaft, so fröhlich und heiter gesehen hätte, als ich damals war, er sollte wohl Freude über mich gehabt haben. Aber dreyzehn Meilen weit von einander kann man kaum wissen, ob man einander gefallen wird, wenn soviel Zeit vergangen ist. Dennoch fing ich wirklich an zu schreiben und es wäre ein Brief fertig geworden, wenn unser

guter Herr Zeis uns nicht zu einem Spaziergange hätte auffordern lassen. Am Ende mochte es sehr gut seyn, daß ich nicht schrieb. Es ist sehr viel Zeit vergangen, seitdem ich nichts vom Herrn Oberpostcommissär gesehen und gehört habe. Es ist ihm vielerley begegnet, er hat sich verheyrathet, ist Vater geworden, hat sein Kind betrauert. Daß die traurige Begebenheit die letzte ist, machte mirs schwer, den rechten Ton zu finden. Vor zwey Jahren sah ich ihn zuletzt und nicht recht sah ich ihn, nicht so wie sonst, zu sehr im Prunke; eine kurze Visite des Ceremoniels! — Werde ich ihn, werde ich Sie wiedersehen? Auch Sie, bester Herr Professor, auch Sie sah ich nicht allemal so, wie ich es gewünscht hätte. Warum konnte ich nicht einmal allein, nicht ungezwungen zu Ihnen gehen? Es ist mir etlichemal eingefallen, selbst unter der Zeit, wenn ich bei Ihnen gewesen bin, und Fritzchen, meine Schwester, hat es auch angemerkt. Ich weiß aber deswegen nicht, ob wir Recht haben, daß bey vielen Besuchen, die Ihnen gemacht werden, etwas nicht recht ist. Die meisten Menschen, die zu Ihnen kommen (ich will aber ganz fremde ausnehmen), scheinen sich einigen Zwang anzuthun und mit Vorsatz ein gewisses gesuchtes, ernstes und feyerliches Wesen an sich zu nehmen und sich selbst und nicht weniger Sie um einen Theil oder Sie um alles Vergnügen ihrer Besuche zu bringen; denn sie geben einer Handlung, die zum Vergnügen, zur Zerstreuung und Aufmunterung bestimmt ist, ein Ansehen von Zwang und Aengstlichkeit. Dadurch bekommen Sie die Menschen nicht verschieden genug, nicht natürlich und frey, wie sie sind, zu sehen, wobey das Vergnügen des Umgangs nothwendig verliert. Und Sie, der beste, liebreichste und empfindsamste Mann, Sie merken es gewiß, daß Ihre Besuche nicht ganz frey und munter sind, und schreiben dann diese Veränderung auf Ihre eigene Rechnung und denken vielleicht, Ihre kranke, traurige Miene verscheucht Leben und Munterkeit aus

den Gesichtern und Sitten der Andern, und bilden sich nicht ein, daß es vorsetzlich angenommenes Wesen ist. Ich selbst bin nicht immer so ganz natürlich und frey bey Ihnen gewesen, als ich sonst gewöhnlich bin, und blos durch Gewalt des Beyspiels. Wäre ich nur so glücklich, ein junger Mensch zu seyn, der unter Ihren Augen studirte und Sie oft sehen könnte, gewiß ich dächte, ich wollte wohl hübsch bey Ihnen seyn. Als ein Mädchen ginge das schon so gut nicht an, da wäre ich zu unwissend, um Sie oft, und auch abwechselnd und lebhaft genug zu unterhalten. Leider ist auch mein itziger Brief nicht so, daß er dieses könnte! Möchte er Ihnen wenigstens ein neues Zeugniß von den Empfindungen desjenigen Herzens ablegen, das Sie ewig lieben und verehren wird, in Ihrer

dankbarsten und ergebensten

C. C. Lucius.

---

## 419.

### Gellert an seine Schwester.

L. d. 14. Aug. 1769.

Beunruhiget Euch nicht, meine Beschwerungen, so vielfach sie auch sind, sind doch, Gott sey Dank! noch immer erträglich. Ich kann noch ausgehen, auch meine gewöhnlichen Verrichtungen noch abwarten, wenn ich gleich kraftlos bin. — Ach verlaß mich nicht im Alter, wenn ich schwach werde! Dieses Gebet wird Gott nach seiner Gnade erhören und uns nahe seyn mit seiner Hülfe im Leben und im Tode. Er stärke Euch und lasse es allen unsern Angehörigen, allen Menschen wohl gehen, so ergehen, wie es uns gut und selig ist.

G.

## 420. (89.)

[An Herrn v. Rochow.]

L. d. 4. Sept. 1769.

Alſo ſind Sie nahe an den Pforten des Todes geweſen, theuerſter R**? Und Gott hat Sie nicht allein in der gefährlichſten Krankheit mächtiglich erhalten, ſondern auch nach wenig Wochen, mit neuen Kräften geſtärket, wieder ins Leben eintreten laſſen? Welche Wohlthat für Sie, für Ihre zärtliche Gemahlin und für mich und alle Ihre Freunde! Gelobet ſey der Name des Herrn; und ſeine Gnade müſſe unſer Preis, unſer Troſt und ein ewiger Antrieb ſeyn, ihn zu lieben und ihm alleine zu gehorchen. Nun ſo laſſe Sie denn Gott, mein geretteter Freund, noch ein langes, für Ihre Seele heilſames, für Ihre liebe Gemahlinn, für Ihr ganzes Haus, für Ihre Unterthanen und für das Beſte der Welt nützliches und zufriednes Leben führen. Ich will mich, ſo lange ich noch lebe, mit Ihnen darüber erfreun und daran erbauen. Von mir ſelbſt will ich in dieſem Briefe nicht reden. Genug, die Güte Gottes iſt, daß ich bey aller meiner Hinfälligkeit noch nicht gar aus bin, und ſeine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Möchte ich ſie doch dankbar genug erkennen, und den preiſen, der für uns zur Rechten Gottes bittet! Grüßen Sie Ihre liebe gute Gemahlinn ehrerbietigſt von mir, und lieben Sie mich.

G.

---

## 421.

Gellert an ſeine Schweſter.

L. d. 23. Sept. 1769.

Was ich mache? Ich habe ſeit einigen Wochen mit einem neuen Uebel zu ſtreiten gehabt; aber, Gott ſey Dank! es ver-

liert sich wieder. Also seyd ruhig, und lasset uns auf Gott vertrauen in allen unsern Anliegen und Nöthen. — — Es kann kommen, daß Euch ein gewisser Herr Scheuchler*) der jetzt in Freyberg ist, und vorher bey einem jungen Herrn von Schönberg durch meine Vermittelung Hofmeister war, besucht. Es ist ein sehr guter Mann, und der Sohn eines frommen trefflichen Vaters. Herr Hartmann, den ich herzlich grüsse, kennt Beide.

— — Es folgen drey Exemplare biblischer Erzählungen; zwey davon sollen den beiden Schulkindern, und eins der guten Wilhelmine. Ist etwa das Schulgeld gefällig? Meldet mirs, und grüsset alle von unserm Hause. Ich befehle Euch, Eure Kinder und Kindeskind Gott und seiner Gnade in Zeit und Ewigkeit.

G.

---

## 129.

### An Caroline Lucius.

L. d. 28. Sept. 1769.

Liebste Mademoiselle!

Ob ich Sie ganz vergessen habe? Nein, so böse bin ich nicht. Ich denke oft an Sie und wünsche Ihnen und Ihrem Hause Gutes und kränke mich, daß ich Ihnen soviel Antworten schuldig bin. Aber dieß ist es auch alles, liebe Freundin, was

*) (Joh. Friedr. Scheuchler, Sohn eines Predigers, geb. zwischen 1740 u. 1744 zu Küstritz bei Weißenfels, gest. am 4. Nov. 1791 als Sächs. Geh. Finanzrath. S. Schlichtegrolls Nekrolog auf d. J. 1791, II, 353. und 1792, II, 311 ff.)

ich thun kann; denn meine Kränklichkeit und die mir immer schwerer werdende Berufsarbeit lassen mich fast zu keinem Briefe kommen, wenn mir ihn nicht eine drängende Pflicht abfordert. Seyn Sie also nicht unruhig über mein Stillschweigen und ahmen Sie es auch nicht nach. Seyn Sie auch nicht unruhig wegen Ihres künftigen Schicksals, sondern befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. Der höchste und einzige Trost für uns alle. Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen ergebenst, so wie ich mich zugleich Ihrem ganzen Hause.

Gellert.

---

## 423.

### Caroline Lucius an Gellert.

L. d. 10. Oct. 1769.

Bester Herr Professor!

Ihren Brief vom 28. Septbr. erhielt ich erst gestern den 9. October und viele, viele Freude mit demselben. Daß Sie mich vergessen hätten — Nein, das habe ich nie gedacht, und schwerlich, glaube ich, würde ich mich darüber getröstet haben, wenn es geschehen wäre. Nein, das thun Sie schon nicht. Sie kennen die aufrichtige — warum habe ich doch keine Worte, die den Charakter meiner Liebe für Sie beschreiben können! Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie glücklich Ihre Freundschaft mich macht; und gewiß, Sie haben Recht; man ist einigermaßen böse, wenn man nicht so viele Herzen glücklich macht, als man glücklich machen kann. Also habe ich nie an Ihrer fortdauernden Gewogenheit für mich gezweifelt; auch habe ich nie gedacht,

daß Sie mir Antworten ſchuldig ſind. Doch will ich nicht läugnen, daß nicht vielleicht Ihr Stillſchweigen die Urſache des meinigen geweſen ſeyn kann. Wüßte ich Ihnen nur immer etwas zu ſagen, das intereſſant oder unterhaltend genug für Sie wäre, ich würde, denke ich, nicht ſo lange geſchwiegen haben.

Unſer Creuziger hat mich letzthin, als er hier war, von Ihnen gegrüßt, mit einem Tone gleichwohl, bey dem ich dachte, daß Sie es ihm wohl nicht möchten aufgetragen haben, und das machte, daß ich mich nicht recht darüber freuen konnte. Ueber Ihren Brief freute ich mich viel mehr: denn das ſah ich ihm gewiß an, daß Sie ihn geſchrieben hatten. Wer könnte, wie Sie, eine ſo liebreiche aufmunternde Sprache mit mir reden; auch bey Ihrem Stillſchweigen will ich nie unruhig ſeyn; ſo lange ich noch von meinen Freunden erfahre, daß Sie leben und nicht krank ſind. Auch über mein künftiges Schickſal will ich nicht unruhig ſeyn. Haben Sie etwas von meinem gegenwärtigen erfahren? Durch Herrn Creuzigern könnte es ſeyn. Ich dachte es wenigſtens bey einer Stelle Ihres Briefes, die mir darauf zu zielen ſchien, und ich weinte einige Thränen des Dankes für die Zärtlichkeit, womit Sie es berühren. Ich ſetze voraus, daß Sie unterrichtet ſind, ſonſt wollte ich Ihnen meine Begebenheit erzählen. Niemanden, als Ihnen und meiner Freundin in Cotbus erzähle ich ſo gern, was mir begegnet. Nichts von allem hat mich eine Ueberwindung gekoſtet, als nur dieſes, daß ich gänzlich mit Seydeln habe brechen müſſen, und daß ich nun vielleicht in meinem Leben nichts Zuverläſſiges mehr von ihm erfahren werde. Wie ich die Sache anfänglich betrachtete, dachte ich: Gut! ſo werden wir dennoch zeitlebens Freunde ſeyn! — und die Idee, den Freund meiner erſten Jahre bis ans Ende meines Lebens zu behalten, mit ihm in dieſem engen, vielleicht neuen, nicht gewöhnlichen und doch völlig rechtmäßigen Verhältniſſe zu ſtehen, und die Theilnahme ſeiner Freuden und

einer Schmerzen; seine Rathgeberin, wo ich könnte, seine Trösterin — mit Einem Worte, seine Freundin zu bleiben und eine eigne Neigung zu mir über alles, was eigennützige Leidenschaft ist, zu erheben. Diese Idee faßte so viel Anziehendes, Zufriedenstellendes und Herzerfüllendes in sich, daß ich kaum zu entscheiden wußte, ob ich nicht vielmehr bey dieser Veränderung gewönne, als verlöre. Meine Freunde aber hießen mich einen andern Weg gehen, der wohl der rechte seyn mag; ich räume es selber ein. Indessen ist es nunmehr sicher, daß ich verloren habe.

Die Hälfte meines Lebens mag ich wohl zurückgelegt haben. Im Ganzen ist es ruhig und glücklich gewesen. Warum sollte ich wegen der andern Hälfte in Furcht seyn? Viel Freuden habe ich genossen; zum Theil können sie nicht wieder kommen, aber andre können ihre Stelle besetzen. Wenn wir aufmerksam sind, finden wir täglich etwas Gutes, dessen wir uns freuen können.

Ich will bey jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel schenkt, mich freun,
Und will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Wir gleichen in unserm Leben dem Besitzer eines Gartens. Itzt sind Hyacinthen und Tulpen seine Freude, ein vergängliches Geschlecht! Bald werden volle Rosen seine Gänge bepurpurn. Nicht lange darf er ihre Hinfälligkeit bedauern, so wird eine bunte Nelkenflor ihren Verlust ersetzen; und überlebt er den traurigen Winter, kann er wohl noch einmal Hyacinthen sehen. Aber freylich muß er nicht eigensinnig nur Eine Art der Blumen lieben und die andern, an denen er seine Freude haben will, sorgfältig sammeln und pflegen.

Sie wissen es schon sonst, theuerster Herr Professor, wie ich

über die Dinge dieſes Lebens denke und das iſt gewiß meine wahre und eigenthümliche Denkungsart. Ich habe mich über einen Unfall zufrieden geben müſſen, der ſchwerer war, als dieß. Wäre nur der arme Seydel auch ruhig und glücklich, wie ich! Wenn er tugendhaft iſt, muß er es ſeyn. Auf drey Theile Ruhe und mehr kann doch jeder Menſch ſicher in ſeinem Leben rechnen und in einem ſo kurzen flüchtigen Leben, in welchem uns unſtreitig gewiß alle verdrüßliche Begebenheiten weit ſchwächer als die Erfreulichen rühren, iſt dieſes, denke ich, ſchon ſehr viel. Die Kindheit iſt eine Zeit des Leichtſinns, der Sorgloſigkeit und des Spiels; und der Schlaf durchs ganze Leben eine Zeit der Vergeſſenheit, der Freyheit, Unabhängigkeit und Ruhe. Izt bald werde ich zu Bette gehen, zur Freyſtatt jedes traurigen Gedankens, jeder unruhigen Furcht oder Verlangens. Wenn ich nun auf die nächſten ſieben Stunden alles beſäße, was Könige beſitzen, oder beſſer, was ſich mein Herz, wenn es wünſchen wollte, nur wünſchen könnte, ſo würde mirs doch von keinem Nutzen ſeyn, ſo wie wenn alles, was ich in der Welt zu befürchten haben kann, geſchehen ſollte oder bereits geſchehen wäre, ſolches ebenfalls mir auf die nächſten ſieben Stunden nicht ſchaden, ja mir nicht einmal bekannt werden könnte. Und das iſt oft, wenn ich mich ſchlafen gelegt habe, einer meiner angenehmſten Gedanken geweſen, daß auch der unglücklichſte Menſch, den ich (vielleicht ohne mein Verdienſt) den Tag über an Ruhe und Zufriedenheit ſo weit übertroffen habe, daß er doch nun in dieſer Stunde eben ſo glücklich ſeyn wird, als ich. Aber freylich iſt der Schlaf ein Sohn der Geſundheit und der innerlichen Ruhe, und Ruhe und Geſundheit ſind nur ſelten die Gefährten des Elends und der Noth. Ruhe und ein erquickender geſunder Schlaf müſſen dieſe Nacht, und alle Nächte Ihres Lebens Ihr Theil ſeyn.

Den 22. Oct. 1769.

Ist denn dieser Brief noch nicht lang genug, daß ich noch Einmal die Feder ergreife, daran zu schreiben? — Mein liebster, bester Herr Professor, wenn ich diesen Winter und künftig mehr und öfterer an Sie schreibe, als seit einiger Zeit geschehen, so müssen Sie nicht böse werden. Es ist gewiß, unsere Freunde haben es immer auf eine oder die andere Art mit zu empfinden, wenn uns etwas Verdrüßliches begegnet. Ich habe meinen Seydel aufgeben müssen. Die süße Beschäftigung an ihn zu schreiben, für ihn zu denken, habe ich zugleich mit verloren. Wenn nun meine Freunde mir nicht erlaubten, durch sie diese Reihe angenehmer Unterhaltungen zu ersetzen, so möchte ich wohl unausgefüllte, leere Augenblicke haben, und es giebt auf Erden nichts Traurigers als Langeweile. Ich nenne Langeweile einen Mangel an Geschäften, der sich aber selten findet, wenn man nur selbst thätig, lebhaft und geschäftig ist, und noch mehr das Unglück einer trägen Gemüthsart, ist beschwerliche Langeweile. Von meiner Gemüthsart, wenn ich so bleibe, habe ich in diesem Stücke nichts zu befürchten. Auch fehlt mirs nie an hundert kleinen Geschäften, die ich immer abwechsle, daß ich keines müde werden kann. Täglich lese ich etwas beym Arbeiten für meinen Verstand oder zum Vergnügen. Auch fangen ich und Fritzchen wieder an Geographie und Historie zu studiren, und fast alle Abende schreibe ich etwas für eins oder das andere von meinen Freunden, oder ich übersetze aus dem Französischen oder Englischen. Itzt habe ich wohl meine Correspondenten nicht mehr so hübsch beysammen wie sonst. Creuziger ist der einzige von allen, mit dem sich nichts verändert hat. Trummer ist in die weite Welt, und man weiß kaum, wie es ihm geht und ob er noch an uns denkt. Meine Gülden in Cotbus muß itzt nothwendig mehr für ihren Mann und für ihr Kind, als für ihre auswärtigen Freunde leben. Vom Fräu-

lein Schönfeld in Kendler erfahre ich wohl in der Welt nichts mehr. — Ja freylich! Die Blumen des Gartens verblühen, ein Geschlecht nach dem andern, und es können Wintermonate kommen, wo gar nichts blüht.

Eins bleibt mir gewiß, das Vergnügen, meine Freunde zu lieben. Diese Freude meines Herzens, Sie, meinen theuersten Freund zu ehren und zu lieben, bleibt gewiß zeitlebens

Ihrer

C. C. Lucius.

---

## 424.

### An Caroline Lucius.

L. d. 16. Nov. 1769.

Ihre Briefe, gute Mademoiselle, sind mir zwar alle lieb, aber der letzte vom 12. October ist mirs doch vorzüglich gewesen; nicht bloß wegen der Beredsamkeit, die darinnen herrscht, sondern noch mehr wegen der großen Gelassenheit, mit der Sie mit mir von einem Schicksale sprechen, das Sie doch mit Recht beunruhigen könnte und das auch die meisten Ihres Geschlechts bey ähnlichen Umständen außer aller Fassung bringen würde. Eben diesen getrosten Muth lobe und bewundre ich an Ihnen. Danken Sie Gott für diesen Sinn der Religion, der Sie beruhiget. Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe, sagt Sirach, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Nun so wird es auch wahr seyn, daß ein tugendhafter und liebenswerther Mann eine edle Gabe ist, und derjenigen auch gegeben wird, die Gott fürchtet — wenn es ihr gut ist und es der göttlichen Weisheit also gefällt. Ich bin freylich nicht recht mit Seydeln zufrieden; aber nun, ich kann ihn auch nicht richten. Der liebe Tachselt, der viel gelitten hat, eilet nach Dresden, sich daselbst unter seinen Freunden zu erholen. Ich begleite ihn mit

inen guten Wünſchen und ſegne mit denſelben auch Sie und r ganzes Haus. Gellert.

---

## 425.

### An dieſelbe.

L. d. 4. Dec. 1769.

Liebſte Mademoiſelle!

Sie melden mir in Ihrem letzten Briefe, daß Sie faſt täglich Etwas aus dem Engliſchen oder Franzöſiſchen überſetzten. ch dächte alſo, Sie ſchickten mir einige dieſer Ueberſetzungen, ich ſie vielleicht in meinen praktiſchen Stunden zum Vorleſen brauchen könnte. Oder haben Sie ſelbſt einige kleine Aufſätze wagt, ſo ſchicken Sie mir auch dieſe. Sie verbinden ſich durch Ihren Freund und Diener

In Eile. Gellert.

---

## 426.*)

### [An Peter Freiherrn von Hohenthal.**)]

[L. 1769.]

Gnädiger und theuerſter Herr Vice-Präſident!

Wenn Sie an die Beſetzung der erledigten mathematiſchen Profſur in dem, Ihnen lieben Wittenberg denken, ſo wünſche ich ſehr, ädiger Herr Präſident, daß Ihnen der gute Magiſter Ebert Petersburg mit beyfallen möchte. Er ſehnt ſich, weil ihm das rdiſche Klima nicht bekommen will, wiederum nach Sachſen

*) (Hesperus, 1825. No. 267. — J. J. Ebert ward 1769 als Prof. der Mathematik von Petersburg, wohin er 1768 gegangen war, nach Wittenberg berufen. J. M. Schröckh kam 1767 ebendahin als Prof. der Poeſie, verheirathete ſich 1768. S. die Nekrologe im Wittenb. Wochenbl. 1805, No. 13. und 1808, No. 36.)

**) (Damals Vicepräſident, ſpäter Präſident des Oberconſiſtoriums.)

zurück und er glaubt für seine Reisen genug belohnt zu seyn, daß er den großen Euler, der nun völlig blind ist, hat oft sprechen, und ihm ganze Stunden hat vorlesen können. In der That sind jetzt Petersburg und Paris für einen jungen Mathematiker die größten hohen Schulen, und beyde hat nunmehr Mag. Ebert besucht und genutzt. Die Gabe einer besondern Deutlichkeit und Genauigkeit im Vortrage rühmen nicht nur hier in Leipzig seine verständigsten Schüler an ihm, sondern selbst sein Lehrmeister, Prof. Heinsius, nach welchem er sich gebildet hat. Aber er hat sich außer der Mathematik, der er sich von vielen Jahren her völlig gewidmet, auch in den Humanioribus sehr geübt, ist Ernesti's Schüler gewesen und lange Zeit mein Zuhörer. — Endlich ist er auch ein ordentlicher, arbeitsamer, christlich denkender und verträglicher, nachgebender Mann, der kein Kind mit Willen beleidiget. Einen solchen Mann, gnädiger Herr Präsident, werden Sie gewiß für das gute Wittenberg suchen, und ihn, wo ich nicht sehr irre, an diesem Ebert finden.

Dürfte ich noch eine demüthige Bitte für den armen Professor Schröck hier wagen? Dieser Mann soll in den traurigsten, dürftigsten Umständen, mit seiner aus großer Liebe und Treue gewählten, aber nicht vorsichtig genug gewählten Frau, in Wittenberg leben; von seinen Collegen gering geachtet, von Schuldnern *) geplagt, von Buchführern, die ihm die Manuscripte vermuthlich vorausbezahlen, gepeinigt — — — und gleichwohl ist er der Mann, der, wenn er Bibliotheken, Zeit und Ruhe zum Schreiben hätte, unstreitig der beste deutsche Geschichtschreiber, ein deutscher Bossuet, vielleicht noch mehr als Bossuet, werden könnte. Es ist keine Freundschaft, die aus mir redet; nein, gnädiger Herr Präsident, ich habe den Mann

*) (So steht da, obwohl der Zusammenhang Gläubigern fordert.)

kaum dreymal in meinem Leben gesprochen; aber ich lese ihn mit Bewundrung und begierigst, und wenn ich ihn damit retten und Deutschland einen Geschichtschreiber erhalten könnte, so wollte ich ihm von meiner Pension jährlich 100 Rthlr. abtreten.

Mit der ersinnlichsten Ehrerbietung verharre ich zeitlebens

Ew. ꝛc.

Gellert.

---

# Undatirte Briefe.

## 497. *)

Geehrteste Freundinn.

Sie mögen sagen, was sie wollen, sie können doch nichts mehr sprechen, als daß ich etliche Wochen aufgehöret habe ihnen durch die Feder zu sagen, daß ich ihr Freund bin. Was ist denn dieses? Es ist ein Fehler wider das Ceremoniell. Unter diesem stehe ich und sie nicht, geehrteste Freundin. Wir werden allemal eine edle Zuneigung gegen uns zu erhalten müßen [so], obgleich alles Papier verbrennen und das Geschlechte der Gänse gar aufhören sollte. Gesetzt auch; ich habe gefehlt, daß ich so lange geschwiegen, muß man denn nicht einem Menschen meiner Art was zu gute halten? Ein Mensch, wie ich, von dickem und schwarzen Geblüte und trägen Geistern und geschwächten Gliedern ist nicht allezeit sein eigner Caesar. An Zeit, Papier und Federn habe ich bis heute noch wenig Mangel auf der Welt

*) (Aus dem Original, im Besitz des Herausgebers; undatirt. Eine Madame Roß wird in dem unter No. 320 abgedruckten Briefe Gellerts erwähnt.)

gehabt; an Einfällen bin ich auch nie zu arm gewesen. Mein Wille ist auch nicht so gar matt; aber die Ausführung einer Sache ist oft mit mir zu Bette gegangen, ob ich gleich früh einen großen Vorsatz mit auf die Welt gebracht. Ich bin immer so liebreich, daß ich eine Nachläßigkeit mit einer Unmöglichkeit und eine kleine Mühe mit einer beschwehrlichen Arbeit vermenge. Ist mir recht so habe ich ihnen gar ein Neujahrsgedichte verfertigen wollen; aber es nicht anders als im Gedanken zu Stande bekommen. Deutsch zu sagen. Ich vergebe mir immer mehr, als andern Leuten und wenn ich in allen Stücken strenge bin, so hör ich doch gemeiniglich am liebsten bey mir auf. Ich bin wie die Sonne und weise andern ihre Flecken, an mir aber mag ich sie nicht sehen. Ich habe es ihnen schon etlichemal für einen Fehler ausgelegt, daß sie nicht an mich schreiben, mich aber habe ich sehr künstlich bey mir selber entschuldiget, daß ich nicht antworte. Alter und Schwachheiten sind gern in Gesellschaft, und ich gebe von der Wahrheit dieses Satzes einen ziemlich hinlänglichen Beweis ab.

Etwas heimliches. Was haben sie mit Hr. Roßen gemacht. Den andern Tag als er aus Freyberg kam ward er krank. Es war ein Anfall eines hitzigen Fiebers. Er phantasirte und wenn ich ihn fragte, ob er nichts eßen wollte, so sagte er Dorchen. Fragte ich was ihm fehlte so antwortete er: Dorchen. Dieses ist die einzige Antwort, die sich auf alle meine Anfragen in währender Krankheit geschickt hat. Noch nicht genung. Er ward so schwach, daß sein Ende gewißer schien, als seine Genesung. Was geschahe? Er begehrte Dorchen. Wir suchten ihn zu besänftigen. Nichts! Der Arzt rieth, man solle sich, weil er phantasirte, nach seinen Einfällen einrichten und seiner Einbildung zu Hülfe kommen. Ich setzte geschwinde eine gebürgische Kornette auf und zog einen kannefaßnen Schlafpelz an, mit einem Worte ich verwandelte mich bis auf meine ernsthafte

Miene in Dorchen. Nach tausend zärtlichen Versicherungen einer Liebe, die er mit in die unterirdischen Gewölber nehmen wollte, verlangte er, daß ich mich mit ihm sollte trauen laßen. Ich wägerte mich so lange, bis ich eine heftige Erbitterung bey ihm merkte, die zu seiner Hitze im Geblüte mir zu gefährlich schien. Ich sagte ihm, daß ich seiner Zärtlichkeit nicht widerstehen könnte und versprach ihm meine Hand nicht allein, sondern mein Herz und zum Pfande der Treue etliche Ringe, die ich von den Vorhängen abzog, zu geben. Und hiermit waren wir getrauet. Da er nach 24 Stunden wieder zu sich selber kam, hat ihn diese im Fieber vorgenommne Handlung so wenig gereuet, daß es schien, als ob er sie bey munterm Geiste noch bestätigen wollte.

Dorchen macht meinem Freunde viel Unruhe. Es ist gewiß, daß er alles an ihr gefunden, was er zeither gesucht hat. Kurz. Dorchen hat einen völligen Sieg über das Herz eines ehrlichen und sehr zärtlichen Menschen erhalten. Vergnügt sie ein solcher Triumph so sehr, als unsern Roß die kleine Sclaverey, so sind sie beyde glücklich. Ich will keinen Brautwerber und keinen verliebten Götter Bothen abgeben. Der Wahrheit zu gefallen sage ich, daß sich Dorchen nicht den geringsten Kummer machen darf. Sie hat mit einem Menschen zu thun, den ich kenne. Dorchen wäre mir viel zu lieb, als daß ich sie nur in der geringsten Gefahr sehn sollte. Ihr Liebhaber gehört unter die Leute, die ich rechtschaffne nenne. Er ist tugendhaft. Er besitzt Wissenschaften, die sein Fleis und sein Geschicke merkwürdig gemacht haben. Er ist zärtlich, und dieses um desto mehr, weil er wenig oder gar nicht geliebt hat und das Schaugerüste der Liebe nur von der guten Seite kennt. Soll ichs recht sagen. Er ist mein Freund und nach unserm Carl der erste, den ich mir zur Ehre lieben kann. Will Dorchen lieben. Gefällt Dorchen ihr Verehrer. Getraut sie sich die kleinen Beschwehrlichkeiten auszustehen, die in der Welt der Zärtlichkeit so wenig außen bleiben,

als in unſerer Froſt und Kälte; ſo rathe ich ihr, als ihr Freund und als ihr Bruder in Carls Abweſenheit, daß ſie dem Verlangen ihres Liebhabers auf eine redliche Art Gehör giebt.

Wer weis, ob es aller dieſer Anleitung bedarf und ob unſere Prinzeſſin nicht ſelbſt den Lehrmeiſter in ſich trägt, der ſie zärtlich gemacht.

Wünſchen ſie ihr in meinem Namen Glück zu einer ewigen Liebe.

Wird ſie ſo treu, ſo zärtlich ſeyn, als ich in meiner Jugend geweſen, ſo beneide ich meinen Freund.

Die guten Kinder werden lange Zeit brauchen, ehe ſie unſere Erfahrung bekommen. Iſt es nicht artig, wenn wir die Jugend noch im Thale ſehn, da wir ſchon über den Berg ſind.

Wird Dorchen ihrer guten Einſicht, ihren Lehren, meine Freundin, ihrem Liebhaber und einem alten alten Hofmeiſter, mich meine ich, folgen, ſo iſt es im Ernſte nicht zu glauben, daß ihr die Reue, die Tugend eine Liebe verbiethen ſollte, die ein groſes Theil eines unſäglichen Vergnügens ausmacht, das uns der Schöpfer mit einem gewiſſen Vorbehalte gönnen will.

Es iſt gut, daß der Bogen voll iſt, ſonſt hörte ich noch nicht auf zu ſchreiben.

Wie viel Zeilen werden ſie nicht dieſes Jahr von mir leſen müßen, wenn ich lebe. Leben ſie wohl, edle Freundin und helfen ſie das Reich der Zärtlichkeit, der Tugend, der Weisheit und der Geſelligkeit vermehren. Glücke wünſche ich ihnen in dieſem Jahre nicht. Das wahre müßen ſie ſich ſelber erlangen; das falſche iſt auch für meine Feinde noch zu geringe. Leben ſie wohl

Gellert.

Schicken sie doch das grose Gedichte zu dem Herrn Berghauptmann und lassen sie ihm ein unterthäniges Compliment machen; der Grose *) hat es ihm versprochen.

---

## 428.**)

[An Frau v. Zedtwitz.]

Gnädige Frau,

Meine Hinreisen nach B[onau] sind glücklich, meine Herreisen ordentlich unglücklich. Soll ich daraus schliesen, daß ich nicht wieder nach Leipzig, oder nicht wieder nach B[onau] soll? Das erste scheint das Natürlichste zu seyn, und ist das, was ich wünsche. Das andre scheint nicht so wahr zu seyn, und ist das, was ich befürchte, und was vielleicht am gewissesten eintreffen wird. Kaum war ich mit meinem muntern Hengste bis eine Viertelmeile vor G.. gekommen, als das Sattelpferd niederfiel. Der Fuhrmann fing erbärmlich an zu schreyen, und ich noch erbärmlicher aus der Kutsche zu springen. — Was giebt es denn? Ich mein Hengst, mein Hengst! Mehr konnte ich nicht aus dem bestürzten Knechte bringen. Er riß das Pferd in die Höhe, und sogleich fiel es wieder nieder. Er schlug es von neuem, und es sprang auf, um wieder niederzufallen. Ich bat, er sollte ein krankes Pferd nicht so schlagen, und er bat, ich sollte das gesunde, das davon laufen wollte, halten. Ich hielt es; aber bald riß michs danieder. Ich hielt es also nicht mehr. So stunden nun ich und der Knecht nebeneinander an dem Haupte des kranken Pferdes. Er zitterte, und ich auch. Das Pferd kriegte Convulsionen. Der Knecht weinte, schrie um Hülfe, und ich

*) (Der älteste Bruder Gellerts, Bergcommissionsrath zu Freiberg.)
**) (No. 428. 429. 430. aus dem Heyerschen Nachlaß.)

ſchrie, daß ich ihm nicht helfen könnte, und weinte aus Mitleiden mit ihm. Ich lief an die Kutſche und holte die Semmel und den kalten Braten, den Sie, gnädige Frau, für mich zum Frühſtück einpacken laſſen; aber das arme Pferd wollte weder Semmel noch Braten. Ich ſagte dem Knechte, daß ich Wein bei mir hätte, wenn er dem Pferde welchen eingießen wollte, daß ich eine Citrone bei mir hätte und ein Hälliſches Apothekchen; und der Knecht konnte ſich mitten unter ſeinen Thränen des Lachens über mich nicht enthalten. Herr, fing er an, Er verſteht gar nichts. Lauf Er ins Dorf und hole Er einen Schmidt, das iſt alles, was Er thun kann. Ich laufe ins Dorf, komme zum erſten Schmidte (es waren ihrer drey darinne), bringe meine Worte wehmüthig an — — Wo habt ihr denn das Pferd? — Vor dem Dorfe. — — Es muß hereinkommen. — — Ja lieber Herzensſchmidt, das Pferd kann nicht mehr gehen, er muß ſich hinausbemühen. — Wenn es nicht mehr gehen kann, ſo kann ich ihm auch nicht mehr helfen. Er machte ſeine Thüre trotzig zu, und ich laufe zum zweyten Schmidt und bringe meine Worte wieder an. Anſtatt von dem Pferde zu reden, fragte er mich, wer ich wäre. Ich gab ihm keine Antwort und bat nur, daß er mit mir kommen ſollte. Der Schmidt war ein junger langer Mann. Mann, rief ſeine Frau, geh nicht mit. Sie wollen dich vor das Dorf haben, ich kenne den Herrn, er iſt Fahnjunker unter des Rittmeiſters Compagnie. Wenn ſie dich vor das Dorf haben: ſo ſchmeiſſen ſie dich in die Kutſche und fahren mit dir davon und machen dich zum Fahnenſchmidt. Ich leugnete alles; aber die Frau drohte mir mit einem großen Hammer, und ich mußte zum dritten Schmidte, einem alten ehrlichen eisgrauen Manne. Der Mann gefiel mir. Er ging mit, nahm ſeine Pferdeapotheke, und mir gab er die Inſtrumente zum Aderlaſſen. So gingen wir, gleich dem Aeneas und Anchiſes, nach dem kranken Pferde; und gingen ziemlich lange, denn der Mann

hatte geſchwollene Beine. Ich war vom Schrecken und von der Hitze blaß. Herr, ſagte er liebreich, Er ſieht elend, Er mag in Aengſten ſeyn; Er möchte wohl auch zur Ader laſſen. Ich zitterte und hielt meine Inſtrumente feſt, damit mir ſie der Schmidt nicht nehmen ſolle. Er rühmte mir ſeine Pferde-Arzneyen, redte von ſeinen Feldzügen als Fahnſchmidt und von einer Hauptkur, die er vor Belgrad an dem Paradepferde des Prinzen Eugen um das Jahr 95 herum gethan hätte, und fragte mich, ob ich den Admiral Bing kennte. So kamen wir zum kranken Pferde und troſtloſen Knechte. Der Schmidt ließ dem Pferde zur Ader; aber es zitterte ſo ſehr, daß ich das Eiſen auf die Ader halten mußte, und er ſchlug, und der Knecht hielt das Pferd in beyden Armen. Wir goſſen ihm zehnerley Oele ein, und ich kriegte, gleich einem Soldaten im Treffen, mitten in der Arbeit neue Kräfte. Nun, ſagte der Schmidt, ſoll es bald anders werden. Und das geſchah auch, gnädige Frau. Es ward bald anders. Der Hengſt ſtarb in des Schmidts und des Knechts Händen. — Traurige Scene! der arme Knecht! Chriſtoph, gebt euch zufrieden, ich will an euern Herrn, den Bauer, ſchreiben. — Aber Chriſtoph ſah und hörte nicht. Mein beſter Hengſt, mein beſtes Pferd, ein Pferd für hundert Thaler! dieß war alles, was er ſagte. Dem Knechte, der ſich ſehr mit dem Pferde abgemattet hatte, ward übel. Ich ſtrich ihn an, goß ihm in der Angſt Selzerwaſſer und Wein in den Mund und dachte wirklich, er ſtürbe. Nach zwo Stunden brachten wir das geſunde Pferd und den kranken Knecht in der Kutſche, nach dem Dorfe. Die Leute giengen gleich in die Betſtunde und erbauten ſich erſt an unſerm traurigen Aufzuge. Ich ging in der Angſt auch mit in die Kirche, aber hatte wenig Aufmerkſamkeit. Die Jungen, unter denen ich auf der Orgel ſaß, ſchrien mir alle Andacht weg, und es kam mir vor, als ob man keine chriſtlichen Lieder in dieſer Kirche ſänge. Ich gieng heraus — das übrige mag Ihnen der Knecht erzählen, wenn er

anders lebendig zurückkömmt. — Ach, gnädige Frau, ein Pferd zu Tode zu fahren, und nur drey Meilen fahren, darzwischen füttern und langsam fahren, das muß etwas zu bedeuten haben. Oder giebt es denn gar in B[onau] oder in M[einewey] böse Leute, die die bösen Künste — das will ich nicht hoffen. Und wem hätte ich denn etwas gethan? Sie, gnädige Frau, habe ich gar nicht in dem Verdachte, daß Sie mir etwas Böses auf den Weg sollten gewünscht haben. Wie könnten Sie das in Ihren kranken Tagen, da Sie es in Ihren gesunden nicht können. Sie werden mich fragen, warum ich die Ursache meines Unfalls in andern unschuldigen Leuten suchte, und nicht lieber in mir; ob ich glaubte, daß ich kein Unglück verdiente? Ja, das glaube ich wohl, gnädige Frau. Allein wenn mir das Unglück nur auf dem Wege von B[onau] her begegnete: so ist mirs doch ein verdächtiges Unglück; und ob ich mich gleich nicht ganz unschuldig weiß, so wundre ich mich doch, warum ich nur alsdann gestraft werde, wenn ich in B. ein gutes Werk gethan, und das Vergnügen Ihrer Gegenden und das Glück Ihrer Gastfreyheit genossen habe. Genug, gnädige Frau, in zweifelhaften Fällen muß man sein Urtheil zurückhalten, und die Partey erwählen, die am sichersten zu seyn scheint; das heißt in dem gegenwärtigen Falle, ich muß in Leipzig bleiben, oder doch nicht wieder nach B[onau] reisen. Um desto feyerlicher will ich Ihnen für alle die Gnade danken, die ich nun drey oder viermal zu ganzen Wochen auf Ihrem Landgute genossen habe, für die Vergnügen bey der Tafel, Vormittags, Abends, für alle Spaziergänge, Spazierfahrten, für das zu gute Bette à la Duchesse, für das Unglück, nicht wohl zu schlafen, das ich vermuthlich Ihrer gar zu guten Bewirthung zu danken habe, und das doch auch zu meinem Besten etwas beytragen kann. — Und wenn wollte ich fertig werden, wenn ich Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl für alles wörtlich danken wollte. — Es thut mir freylich weh,

ß ich nicht wieder nach [Bonau] soll, aber wer kann wider den Strom
wimmen? Um desto mehr hoffe ich, daß ich oft werde an Sie
reiben, mich nach Ihrem Wohlbefinden erkundigen und alle drey
onate eine Antwort hoffen dürfen. — Ob sichs denn etwan
dem künftigen Jahre glücklicher zu Ihnen sollte reisen lassen?
och was das für eine Frage ist! Leben Sie wohl, gnädige Frau,
it Ihrem ganzen Hause. Ich bin ꝛc.

---

## 439.

Liebster Cramer,

Ich bewundre den so gewissenhaften Minister, ich beneide ihn
n sein frommes und großes Herz und spreche ihn, nach meiner
insicht, von aller Schuld frey, wenn er gleich in seinem Hause
ielen läßt. Das Gute, das er verhindern würde, wenn er das
piel den Fremden und Gästen gänzlich verwehrte, scheint mir
s kleinere Uebel, das aus dem Spiele entstehen kann, zu
ertreffen und also zu rechtfertigen. Sucht man ihn weniger,
nd dieses würde im ersten Falle geschehen) so hat er weniger
elegenheit zu nützen und mit seinen Sitten in die der Gesell-
haft einzufließen. Ein Beyspiel eines solchen Mannes, als die-
r Minister seyn muß, (und wer kann es anders seyn, als
—f?) ist ein lebendiger Unterricht und für 1000 Leute der
nzige. Dieser Unterricht wird viel verlieren, er wird geflohen
erden, wenn der Minister aus frommer Strenge den Besuchen
s Spiel versagt. Man wird ihn nicht mehr für den gefälligen
d leutseligen Mann halten und seine Strenge für Schwachheit
sehn. Daß er selbst nicht spielet, seine Gäste nicht dazu er-
untert, dieses giebt schon zu erkennen, daß er kein Freund des
pieles ist und daß er es bloß duldet, weil er die Welt, die
wächer ist, als er, nicht ändern, nicht zu schönern Vergnü-

gungen umbilden kann. Daß unter denen, die bey ihm spielen, einige mit Leidenschaft spielen, fällt nicht auf ihn zurück. Man nehme denen, die durch den sinnlichen Gegenstand eingenommen und in die Hitze gebracht werden, lange den Gegenstand; hört deswegen die Begierde auf? Hat der Mensch nicht in seiner Einbildungskraft das Vermögen, sich die Sachen, die er liebt, vorzustellen und sich durch die Vorstellung oft stärker zu erhitzen als durch den sinnlichen Genuß selbst? Die Leute also, die mit der Seuche des Spiels zu ihm kommen müssen, werden, wenn sie nicht spielen dürfen, sich doch mit dem Spiele in Gedanken unterhalten und zu unschuldigern Vergnügungen dadurch ungeschickt werden. Sie müssen etwas thun, und das Allergleichgültigste in der Welt kann durch die Absicht, aus der es unternommen wird, durch die Art, mit der es gethan wird, stets verwerflich und unerlaubt werden; und also auch die Gespräche, wenn man sie an die Stelle des Spiels setzen wollte. Sollen die Fremden nicht spielen; werden sie darum etwas Gutes reden? Kann ich im Spazierengehn, im Fahren, auf der Jagd, bei Bällen und öffentlichen Festen, nicht eben so wohl mit Leidenschaft an den Vergnügungen oder Erholungen Theil, im Uebermaße, mit unlautern Absichten, Theil nehmen, als an der Freude des Spiels? Wer kann dieses Uebel in andern verhindern? Verändern sich unsre Neigungen, wenn wir die Gegenstände verändern? Haben unsre Vorfahren, die bey ihren Zusammenkünften nicht spielten und lieber ein Glas Wein tranken, den Wein ohne Leidenschaft trinken können? Haben die Frauenzimmer, die nicht spielten, die bey einem Teller Confect, Rosinen und Mandeln die Besuche annahmen, strickten und Knötchen knüpften, ihre freundlichen Gespräche nicht eben so wohl zur Leidenschaft machen und unter dem Titel freundlicher Gespräche so viel Böses thun können, als man unter dem Namen des erlaubten Spiels thut? „Aber es wird hoch gespielet und der Verlust

nn einen Einfluß in die Umstände der Familie haben" das
: freylich schlimm; Aber alle Arten der Verschwendung, Lecke-
y und des Müssiggangs können auch einen großen Einfluß in
s Glück der Familien haben. Unterdessen bleibt es doch ge-
iß, daß der Große auch zu seinem Vergnügen mehr aufwen-
n, bequemer, angenehmer wohnen, schmackhafter essen und
inken kann und darf, weil er diese Vortheile besitzt, als der
ebrige, der wenig oder nichts hat. — Ich werde weitläuftig.
ie haben nur mein Gutachten, nicht aber meine Deduction
rlangt. Mein Gutachten ist: der Herr kann spielen lassen.
eine Klugheit und Frömmigkeit werden ihm 1000 Mittel an
e Hand geben, das Spiel in seinem Hause zu regieren, daß
s durch sein Beyspiel vielleicht gar zur Tugend wird. Wäre
r Herr kein Minister; wäre er ich, ein einsamer Mensch,
omo umbraticus, der nur aller 8 Tage eine oder zwo Stun-
n, 2 oder 3 Leute, zum Besuche bey sich hätte, und er fragte
ich: ob es nicht besser wäre, er ließe nicht spielen? so würde
h zehnmal mit ja! antworten. Aber seine Umstände geben der
Sache ein andres Ansehn. Ich weis wohl, daß es die Regel ist,
ne Sache zu unterlassen, wenn man zweifelt, ob sie erlaubt
y oder nicht? Aber die in sich wahre und ohne bestimmte
älle richtige Regel der Vernunft, kann unter 1000 Umständen
lsch werden, wenn sie böse Folgen nach sich zieht. So viel.

---

## 430.

### An Klopstock.

Liebster Freund,

Wenn ich dem Herrn von B** bey seinem Aufenthalte auf
nsrer Akademie durch Rath oder Unterricht nützlich seyn kann:

ſo werde ichs nicht allein aus Pflicht, ſondern mit Freuden thun, und nicht vergeſſen, daß mir ihn Klopſtock empfohlen hat, und daß er ein Bruder der Gräfinn von H** iſt; um ſo viel mehr, da er ſelbſt ein ſehr geſitteter und fleißiger Jüngling iſt. Wenn ich zu dieſer Verſicherung noch hinzu ſetze, daß ich Sie, theuerſter Klopſtock, von Herzen liebe und ehre, und Ihnen alles gönne und wünſche, was man ſeinem Freunde und einem geiſtreichen und lehrenden Dichter wünſchen kann und muß: ſo habe ich alles geſagt, was ein kranker Mann ſeinem Freunde in einem kurzen Briefe ſagen kann. Leben Sie wohl, auf das innеſtehende Jahr und auf Ihr ganzes langes Leben wohl, und grüſſen Sie meinen vortrefflichen Cramer und alle Ihre und meine Freunde herzlichſt und ergebenſt.

---

## 431.*)

### An L. Mozart.

Hochedler, Hochzuverehrender Herr!

Ich müßte ſehr unempfindlich ſeyn, wenn mich die außerordentliche Gewogenheit, mit der Sie mich ehren, nicht hätte rühren ſollen; und ich würde der undankbarſte Mann ſeyn, wenn ich Ihren ſo freundlichen Brief ohne Erkenntlichkeit hätte leſen

*) (Dieſer Brief iſt in der „Biographie W. A. Mozart's. Von G. N. v. Niſſen. Leipz. 1828" (S. 10 f.) ohne Datum mitgetheilt, aber wahrſcheinlich im April oder Mai 1754 geſchrieben. — Leopold Mozart, der Vater des Wolfgang Amadeus, war geboren zu Augsburg 1719, ſtarb 1787 zu Salzburg als Vice-Capellmeiſter der Fürſt-Erzbiſchöflichen Capelle, deren Mitglied er ſeit 1743 war.)

en. Nein, mein wertheſter Herr, ich nehme Ihre Liebe und
: Freundſchaft mit eben der Aufrichtigkeit an, mit der Sie
ſie anbieten, und ich nehme ſie nicht allein an, ſondern ich
Sie darum, und will mich bemühen, ſie zu verdienen, je
ger ich ſie vielleicht noch verdienet habe. Ich werde oft un=
g, wenn ich ſehe, daß mir meine Schriften die Gewogenheit
ieler rechtſchaffnen Leute zuwege bringen; denn ich will dieß
t nicht allein erlangen, ſondern auch behaupten; und dazu
ren noch mehr Verdienſte als ich habe. — Alſo leſen Sie
ie Schriften gern, hochzuverehrender Herr, und ermuntern
ihre Freunde, ſie zu leſen? Dieſe Belohnung, wie ich Ih=
aufrichtig ſage, habe ich von dem Orte, aus dem ich ſie erhalte,
Eigenliebe kaum hoffen können. Wie glücklich bin ich, wenn ich
ben darf, daß ich zur Erhaltung des Geſchmacks und der
n Sitten auch außer meinem Vaterlande etwas beytrage!
der Chriſt, eins von meinen letzten Gedichten, auch Ihren
fall? Ich beantworte mir dieſe Frage beynahe mit Ja. Sein
alt, Ihr edler Charakter, den Sie ohne es zu wiſſen, in
:m Briefe mir entworfen haben, und meine redliche Abſicht,
ıen mir dieſes Ja zu erlauben. —

Ich würde mehr mit Ihnen reden, wenn ich nicht im Be=
: ſtände, in das Carlsbad zu reiſen, dahin mich die elendeſte
nkheit, ich meyne die Hypochondrie, ruft. Möchte es doch
: gefallen, mich von dieſem Orte, den er für ſo viele tau=
Kranke geſegnet hat, und an dem ich ſchon vor dem Jahre
nit Thränen um Heiterkeit des Geiſtes gebetet habe, mich,
ich, geſünder zurückzubringen, als ich dahin reiſe! Doch
eicht wünſche ich zu viel, vielleicht gar etwas, was mir
gut ſeyn würde. Begleiten Sie mich indeſſen mit Ihren
ſchen, wertheſter Herr. Bin ich im Stande, Ihnen hier
eipzig, es ſey worinne es wolle, zu dienen: ſo will ich
en beweiſen, daß ich des Vertrauens, das Sie in mich ſetzen,

nicht unwerth bin. Allen Ihren Freunden, wenn sie Ihnen gleichen, (und wie sollten Sie Freunde haben, die Ihnen nicht ähnlich wären?) empfehle ich mich bestens; Ihnen aber danke ich nochmals für den schönen, beredten und empfindungsvollen Brief, mit dem Sie mich erfreut haben, und bin mit der vollkommensten Hochachtung

Euer Hochedl.

gehorsamster Diener
Christian Fürchtegott Gellert.

P. S. Der Herr Professor Formey in Berlin hat einen kleinen Roman von mir, Leben der schwedischen Gräfin, in das Französische schön übersetzt, wenn Sie vielleicht dieses Werk lesen wollen.

---

## 432. (10.)

### An Herrn von **.

Niemand müßte geschickter seyn, als ich, Ihnen Ihre Leiden zu erleichtern, wenn es bloß auf den Willen ankäme. Sie wissen, daß ich kränklicher Mann mit Ihnen beynahe ein gleiches Schicksal habe, und was können Sie anders von mir vermuthen, als das aufrichtigste Mitleiden und den Wunsch, Sie bald von der Last befreyt zu sehn, von der ich selbst so gern frey wäre? Würde es mir nicht ein besondrer Trost in traurigen Stunden seyn, wenn ich zu mir sagen könnte, daß ein unglücklicher Freund durch meine Vermittelung weniger unglücklich wäre? Aber wo-

*) (Bei den von No. 432 bis No. 438 folgenden Briefen fehlt schon in der Sammlung von 1774 (Gs. Schriften Th. 8 u. 9) die Angabe des Datums.)

durch könnte ich das ausrichten? Sie kennen die Mittel zu unſerer Beruhigung und zur Aufheiterung des Geiſtes ſo gut, als ich; und es iſt mir nichts übrig gelaſſen, als daß ich Sie, wenn es anders ein Troſt iſt, mit meinem Beiſpiele tröſte, und Sie bitte, Ihren Muth nicht ſinken zu laſſen. Wir ſind nicht ohne Beyſtand, wenn wir ihn gleich nicht allezeit empfinden, und der Herr, der das Gute austheilt, hat mit eben der Liebe das Elend vertheilet. Was kann uns ohne ſeinen Willen begegnen? Sorget er für alle, ſo hat er auch für uns geſorget, und wir werden ihn noch preiſen, daß er ſo gern hilft. In jener Welt, wenn der Vorhang von unſern Augen fallen wird, alsdann werden wir ſehen, wie weiſe und gnädig die Abſichten Gottes auch bey den traurigen Begebenheiten dieſes Lebens geweſen ſind. Tragen Sie Sorge für Ihre Geſundheit, und das Uebrige überlaſſen Sie der Vorſehung ruhig. Die Ausſicht in die Hoffnung der Religion iſts allein, die unſern bangen Geiſt erfreuen kann. Ich weis ſehr wohl, daß wir dieſes Glück nicht alle Tage und Stunden erlangen können; aber es iſt in unſerer Schwachheit genug, wenn wir es wünſchen und ſuchen. Wollen Sie noch in das Carlsbad gehen, das ich Ihnen nicht widerrathe, ſo halten Sie ſich zu Herr D. T[illing]. Er iſt ein eben ſo rechtſchaffener Mann als erfahrner Arzt. Ich wünſche Ihnen von Herzen den glücklichen Erfolg der Badecur. Nur Muth gefaßt! Gott hat eine beſondre Kraft in das Carlsbad gelegt. Bin ich nicht der Beweis, ſo ſind es doch viele Andre und vielleicht ſind Sie es in kurzem ſelbſt.

G.

## 433. (55.)

Mein lieber Herr **,

Sie haben nicht Abschied von mir genommen, Sie haben in so langer Zeit nicht an mich geschrieben. Soll ich glauben, daß Sie noch mein Freund sind? Ja, Sie sind es gewiß, und Sie wissen auch, wie sehr ich der Ihrige bin. Gesetzt aber, Sie liebten mich itzt nicht mehr, so weiß ich doch gewiß, daß eine Zeit kommen wird, da Sie mich wieder lieben werden; oder ich müßte es gar nicht verdienen, und Sie müßten das gute Herz nicht haben, das Sie doch gewiß haben. — — — Ich kann den Gedanken nicht unterdrücken; — — — ich wollte es thun; aber ich liebe Sie zu sehr, als daß ich schweigen könnte. Man hat mir gesagt — — doch nein, ein Mann, der den Saurin so gern liest wie Sie, der das Vortreffliche der Menschenliebe, der Tugend so sehr fühlt, wie Sie, der es in jeder guten Schrift fühlt: sollte der kein Freund der Religion seyn? Vielleicht haben Sie sich nur unbehutsam ausgedrückt: vielleicht haben Sie nur zum Scheine die Sprache eines starken Geistes angenommen. Ich bitte Sie, als Ihr bester Freund, ich bitte Sie brüderlich, hören Sie nicht auf, es gut mit Ihrer Ruhe und mit der Weisheit und Tugend zu meynen. Vielleicht sehe ich Sie in meinem Leben nicht mehr: aber allezeit werde ich Antheil an Ihren Schicksalen nehmen, und mich durch Aufrichtigkeit um Sie verdient zu machen suchen; denn wodurch könnte ichs sonst? Ich bin Ihr wahrer Freund.

G.

## 434. (58.)

Liebſter Herr Baron,

), der ich Sie ſo ſehr geliebt und hochgeſchätzt, und mir
r Welt ſo viel Gutes und Großes von Ihnen verſprochen
bin ſeit geraumer Zeit mit Ihrem ganzen Betragen
nehr zufrieden. Dieſes, lieber Baron, muß ich Ihnen,
flicht und Freundſchaft, ſchriftlich ſagen. Denken
cht, daß ich bloß über Ihre einſiedleriſche und ungeſellige
rt, über die Vernachläſſigung Ihrer öffentlichen Lectionen,
ber Ihre tumultuariſche Art zu ſtudiren unruhig bin.
daran ließe ſich bey einem Jünglinge von Ihren Jahren
ieles entſchuldigen, und vieles ſo gar loben. Aber ich
ehr auf die Quellen, aus denen dieſes Ihr Betragen
ohne daß Sie es wiſſen und denken, und vielleicht auch,
aß Sie es gern wiſſen wollen; denn nichts verbergen wir
eber und leichter, als unſre Fehler. Sie wiſſen es nicht,
r Sie ſich von Eigenſinn, Eigenwillen, Ver-
n zu ſich ſelbſt und Ihren eignen Kräften,
on der gelehrten Ruhmbegierde leiten und regieren
Dieſes ſind die geheimen Triebfeden Ihres Verhaltens.
nehmen Sie ſo ungern Rath und Vorſchrift an, oder
ihr doch nicht; daher ſtudiren Sie, obgleich mit großem
dennoch nur nach Ihrem Geſchmacke und den Ein-
en Ihrer Ehrbegierde; daher ſehen Sie an Ihren Do-
nur Mängel und Fehler, und ſetzen ſich mit Ihrer Ein-
ber ſie hinweg, und werden des Vortrags derſelben in
ken Wochen ſchon ſatt; daher vernachläßigen Sie das
liche und die Pflichten der Wohlanſtändigkeit, weil Sie
nen Zwang anthun, weil Sie ſich nach den eingeführten
ngen nicht richten mögen, weil Sie Andre durch das
chentliche übertreffen wollen, weil Sie Andre gering

ſchätzen, weil Sie ſich mehr Einſicht zutrauen, als andern Leuten; daher ſcheuen Sie allen Umgang und alle Geſellſchaft, weil Sie entweder Ihre gelehrte Wißbegierde nicht darinne befriedigen können, oder weil Sie merken, daß Andre Sie an den äußerlichen Manieren übertreffen, oder weil Sie ſich nach Jemanden richten müßten.

Dieſe Quellen, lieber Baron, werden ſich künftig in Ihren ganzen Charakter ergießen, und einen Einfluß in Ihr ganzes Leben haben; und eben dieſes iſt es, was mich am meiſten beunruhiget, und woran ich Sie, um Ihrer Wohlfahrt willen, als Freund und Lehrer, am meiſten erinnern muß. Sie haben an Michaelis einen Plan Ihres Studirens entworfen, und haben ihn, ungeachtet Ihres Vorſatzes und Verſprechens, bald wieder aufgegeben. Dieſe Hitze und Unbeſtändigkeit, wenn Sie ſolche nicht itzt unterdrücken, wird Ihnen in Ihr ganzes Leben folgen. — Ihre Ungeſelligkeit und Sorgloſigkeit in Anſehung des Aeußerlichen wird Ihnen, bey allen Ihren Talenten, dennoch die Geringſchätzung und den Spott der Höhern und Niedern zuziehen; und man ſpottet ſchon, ungeachtet meiner Vertheidigung, ſehr über Sie. — Indem Sie weiſer ſeyn wollen, als alle Andre, werden Sie immer mehr auf das Sonderbare und das paradoxe Verdienſt fallen. — Ich habe mit allen meinen Bitten und liebreichen, auch ernſthaften Vorſtellungen nicht erhalten können, daß Sie der Frau von ** einen Beſuch gegeben hätten; und wer wird denn etwas auf dieſe Weiſe von Ihnen wider Ihre Neigung erhalten können, wenn Sie mirs, den Sie gewiß für Ihren wahren und verſtändigen Freund halten, nicht gewähren? Sie wollen, daß ich dieſe meine Klage Ihrem Herrn Vater nicht überſchreiben ſoll? Gut! Aber wollen Sie denn, daß ich wider mein Gewiſſen und wider Ihr Beſtes handeln ſoll? Wenn ich der Einzige wäre, der an Ihnen ſo viel zu erinnern fände: ſo würde ich

glauben, daß ich Ihnen zu viel thäte, und aus Hypochondrie zu strenge urtheilte. Aber, lieber guter Baron, ich weis, dieß kann ich Ihnen betheuern, keinen verständigen Menschen, der nicht Ihr Verfahren und Ihre Sitten mißbilligte; und das thun die am meisten, die sonst Ihre Vorzüge sehr geschätzet haben. Ich, der ich ein kranker und kraftloser Mann bin, werde Sie durch meine Beredsamkeit gewiß nicht umbilden, aber es war meine Pflicht, Ihnen alles dieses zu sagen, nicht aus Tadelsucht, sondern aus Gewissen und aus Religion — und ich werde es Ihnen nie mehr sagen, wenn Sie sichs nicht auch selbst sagen.

G.

---

## 435. (60.)

### An Herrn **.

Aus der überschickten Probe der französischen Uebersetzung, die Sie veranstalten, kann ich noch nicht völlig urtheilen, mit welchem Glücke Herr ** übersetzet hat. Wenn der Uebersetzer selbst ein Poet ist, und Zeit genug hat, für seinen eignen Ruhm und die Ehre unsrer Nation zu arbeiten: so kann man sich alles von seiner Uebersetzung versprechen. Er wird das Natürliche, und das Leichte, das Naive, das Lachende, das Dialogische in der Sprache der Erzählung anbringen, ohne matt, ohne niedrig, ohne gezwungen zu werden. Er wird fühlen, daß der Werth des Gedankens oft nicht sowohl in dem Gedanken selbst, als in der Wendung, in dem Schwunge, den man ihm giebt, in der komischen oder lebhaften Stellung bestehet; oft darin, daß man ihn nur halb sehen, und die andere Hälfte errathen läßt: kurz, in der Feinheit des natürlichsten Ausdrucks. Er

wird alles dieß im Ueberſetzen ſehen und beobachten. Er wird eine Schönheit des Originals, die ſich nicht auf eben dieſe Art in der andern Sprache anbringen läßt, durch diejenige erſetzen, welche die andere Sprache darbietet. Er wird es oft verſuchen, bis er ſie findet, bis ſie recht in das Ganze hineinpaßt, ſo daß ſie nicht eingeſchoben, ſondern nothwendig da zu ſeyn ſcheint. Er wird dem Reime nie etwas von dem Gedanken aufopfern, noch durch die Tyranney des Reims ſich zwingen laſſen, etwas Ueberflüßiges, Mattes oder Kriechendes zu ſagen. Er wird, wenn er alle Treue eines Ueberſetzers beobachtet hat, auch die Probe nicht vergeſſen, daß eine gute Ueberſetzung klingen muß, als wäre es keine Ueberſetzung. Aber iſt nicht dieſes alles große Mühe? Ein Ueberſetzer, der unter der Laſt ſeiner Pflichten nicht erliegen, der ſein Original nicht ſchwächen will, hat beynahe mehr zu thun, als der Autor ſelbſt gehabt hat, und er verdienet weit mehr Ruhm, als man ihm insgemein zu ertheilen pflegt. Wenn ich indeſſen bedenke, wie unmöglich es beynahe iſt, aus Verſen in Verſe zu überſetzen, wie viel verloren geht, wie viel ſich unvermerkt hineinſchiebt, ſo iſt mir für den Ueberſetzer, aller ſeiner Mühe und Geſchicklichkeit ungeachtet, bange. Ich weis dieſe Sache aus der Erfahrung. Es verfliegt ſtets etwas von einem Spiritus, den man aus einem Glaſe in das andere übergießt; aber es iſt auch wahr, daß man ihn aus einem ſchlechtern Gefäße zu gleicher Zeit in ein ſchöneres bringen kann. Empfehlen Sie mich dem Ueberſetzer, und bitten Sie ihn, ſich nicht zu übereilen.

G.

---

**436.** (61.)

Liebſter Herr Graf,

Die Klage, die Sie in Ihrem letzten Briefe über Ihren Verſtand führen; die Klage, daß Sie ſich in einer gewiſſen Ver-

eit finden, Ihre Gedanken zu sammeln, wenn Sie einer wichtigen Materie nachdenken, und den Hauptpunkt nicht Nebenwege aus dem Auge verlieren wollen, ist mehr rühm- ls nachtheilig für Sie, und ein Beweis, daß Sie nicht ig, nicht mit Autorliebe denken. Allein die Geschicklichkeit ertigkeit selbst, so zu denken, wie Sie verlangen, ist eine t einer fortgesetzten langwierigen und mit Hülfe gewisser n angestellten Uebung. Unser Verstand erlangt seine Reife Nachdenken, durch das Lesen guter Schriften, durch Ver- durch den Umgang und die Kritiken geistreicher und er- er Personen beyderley Geschlechts; aber er braucht auch zu Reife gewisse Jahre, die wir oft durch die beste Erziehung anticipiren können. Seyn Sie nicht ungehalten auf sich ich und viele wackre Männer erfahren das Schicksal, über Sie sich so aufrichtig beschweren, sehr oft, und bey aller ig, die wir angestellt haben, legt uns doch jede Materie, ir überdenken wollen, neue Arbeit auf, und lehrt uns bey Arbeit nicht selten unser Unvermögen. Wenn auch eben- en Regeln im Denken bleiben, so verlanget doch jede neue rie eine besondere Anwendung dieser Regeln, und diese Kunst s stets bis auf den Augenblick verborgen, da sich die Sache, laterie, von der wir uns unterrichten wollen, unserm Geiste lt. Getrost, lieber guter Graf, Sie denken besser, als d Ihres Standes, und Ihr Herz und Ihr Eifer sind Ihnen e, daß Sie von Zeit zu Zeit immer noch heller, noch strenger chtiger werden denken, und Ihre Gedanken ausbilden lernen. Sie nur fort, und zwar solche gute Schriften, wo der ng des Innhalts nicht so groß ist, daß Sie ihn nicht bald i übersehen, und sich in Gedanken oder auf dem Papiere kleinen Plan, den Haupttheilen oder Hauptgedanken nach, rfen können. Nehmen Sie, zum Exempel, den Zuschauer, Aufseher oder Vormund, den Jüngling; und wenn

Sie im Leſen über ein Stück kommen, das Ihnen vorzüglich gefällt: ſo ergreifen Sie ein Blatt Papier, ſetzen Sie die Materie, den Satz hin, ſuchen Sie in der Abhandlung die Erklärungen und die Hauptbeweiſe auf; ſetzen Sie dieſe auch hin: ſo haben Sie einen kleinen Plan und die Ordnung, in der die Sache vorgeſtellt wird. Nunmehr bemerken Sie, wie Ihr Autor dieſe Hauptgedanken durch andere Nebengedanken, die auch in der Sache enthalten ſind, in ein größer Licht geſetzet, ſie deutlich, aber auch mit Kürze, gründlich, aber auch mit Anmuth, vorgetragen hat. Forſchen Sie, ob Sie von der Sache auch ſo helle und ſo fein gedacht haben würden, und lernen Sie dieſe Kunſt Ihrem Originale von Zeit zu Zeit ab. Nehmen Sie alsdann nach einigen Wochen, wenn Sie die Ausarbeitung vergeſſen haben, Ihren Plan vor, und verſuchen Sie, ihn mit Ihrem eignen Geiſte und Ihren eignen Worten auszuarbeiten. Dieſes iſt ein einfältiger Vorſchlag, den Sie ſelbſt erweitern können. Ich bin ꝛc.

G.

---

## 437. (103.)

### An Herrn B**.

Es iſt noch keine Stunde, daß ich Ihren traurigen Brief erhalten habe, und ich eile zu meiner eignen Beruhigung, Ihnen mein Mitleiden über den frühen Tod Ihres lieben und mir unſchätzbaren Bruders zu bezeugen. Alſo iſt der Jüngling, deſſen blühender Anblick ein langes Leben verſprach, der fromme, fleißige, geſchickte Jüngling, einer meiner hoffnungsvollſten jungen Freunde, der lange nach mir noch das Glück vieler Menſchen befördern ſollte, der iſt in dem Anfange ſeines Lebens, nachdem er kaum die Akademie verlaſſen, ſchon aus dieſer Welt gegangen!

So dachte ich, als ich Ihren Brief las, und beweinte den frühen Tod Ihres Bruders und bedauerte Sie, liebster B**, herzlichst. Aber was klagen wir? Ist es denn nicht ein Glück, geschickt zum Tode, auch früh, nach Gottes Willen, sterben, früh ewig selig werden? Ist dieß nicht das höchste Glück des Christen und das Glück dieses Jünglings? Der Herr gab ihm das Leben, der Herr hats ihm früh genommen, um es ihm ewig wieder zu geben; gelobet sey der Name des Herrn! — und rühmlich und lehrreich sey das Andenken dieses theuern Jünglings und das Beyspiel seiner Tugend und Wissenschaft! Sie aber wolle Gott, wenn es seiner Weisheit gefällt, die Früchte des Fleißes und der unschuldig verbrachten Jugend in einem langen, zufriednen und der Welt nützlichen Leben genießen lassen.

Die Danksagungen für meinen Unterricht, die Sie mir in Ihrem Namen, und im Namen Ihres seligen Bruders abstatten, kann ich nicht beantworten. Sie haben mich gerührt, außerordentlich gerührt, und ich weis mich seit langer Zeit keines Dankes zu erinnern, dessen Aufrichtigkeit und Stärke ich so sehr empfunden hätte. In meinen Augen waren die Dienste, die ich Ihnen und Ihrem besten Bruder erwiesen, klein, und nach Ihrer Beschreibung kommen sie beynahe mir selbst wichtig vor: und o wie glücklich bin ich, wenn sie das wirklich gewesen, wenn sie Ihrem seligen Bruder selbst noch in seinem Tode heilsam gewesen sind! Dafür sey Gott ewig gedanket! Leben Sie wohl, liebster B**. G.

---

## 438. (115.)*)

Liebster und bester Graf,

Wenn ich Ihnen auch in Ihren jüngern Jahren noch so viele Dienste geleistet hätte; und es waren doch nur Dienste der Pflicht,

*) (Vermuthlich an den Grafen Heinrich von Brühl.)

die Sie mir durch Ihre Folgſamkeit zum Vergnügen machten: ſo haben Sie mich doch nunmehr für alle auf einmal reichlich belohnet, und mir nebſt Ihrer theuerſten Gemahlinn einen Beweis Ihrer Freundſchaft und Ihres Vertrauns gegen mich gegeben, den ich nicht größer und mir rühmlicher hätte wünſchen können. Sie laſſen mich, da Sie zum erſtenmale ein glücklicher Vater werden, an dieſem Glücke als einen Pathen Ihrer lieben Tochter Antheil nehmen; und was hat ein Vater für größre Freuden, die er mit ſeinem beſten Freunde theilen könnte? Für dieſe außerordentliche Freude und Ehre, liebſter Graf, danke ich Ihnen und der glücklichen würdigen Mutter mit einem gerührten Herzen, mit einem Herzen voller Wünſche und Segen für das Leben und die Wohlfahrt Ihrer Tochter, Ihrer Gemahlinn, und Ihrer ſelbſt. Ich werde das Glück zwar nicht erleben, mich durch irgend eine Sorgfalt um dieſe Ihre Tochter verdient machen zu können; aber die ſtille Pflicht eines chriſtlichen Pathen werde ich nicht nur morgen an ihrem Tauftage auf meiner Stube, oder auch in einer Kirche, zu erfüllen ſuchen, ſondern mich, ſo lange ich noch lebe, oft an dieſe Pflicht erinnern. Der Graf ** wird Ihnen ſagen, daß meine Gliederſchmerzen, die ich itzt wieder dulde, mich an keine Reiſe nach ** denken laſſen. Ich umarme Sie indeſſen in Gedanken. Gott ſegne Sie und Ihr ganzes Haus! Alſo leben Sie wohl, und freuen Sie ſich, glücklicher Mann und Vater, der Freuden Ihres ehelichen Lebens und der Unſchuld Ihres verbrachten jugendlichen mit dankbarem Herzen. Ich bin ganz der Ihrige.

G.

## 439.*)

### An die Frau von L***.

Ihr alter Schulmeister ist ein recht ehrlicher guter Mann,
) ohngeachtet er noch ein Viertel Jahrhundert älter ist, als
, will er doch noch von mir lernen.

Gestern, da er mir Ihren Brief überbrachte, fragte er mich,
s denn zugienge, daß ich so hübsche Briefe schrieb? Er fügte
h hinzu, daß seine gnädige Frau meine Briefe allemal mit
gnügen läse und wieder läse, und daß er selbst an meinen
ruckten sich nie satt lesen könnte. Ich freute mich über diese
eustigkeit und jugendliche Begierde des ehrwürdigen Alten.
) gab ihm die Hauptregel: daß er sich die Person, an welche
schreiben wollte, gegenwärtig vorstellen und so schreiben sollte,
wenn er mündlich mit ihr spräche. Aber damit war er
)t zufrieden; er bat mich so gar, ihn in meiner Gegenwart
e Probe machen zu lassen. Ich reichte ihm Dinte, Feder und
pier. Sie, gnädige Frau, wurden zum Gegenstande des Brie-
gewählet; nur wußte er nicht, was er Ihnen schreiben sollte?
dlich fiel ihm bey, er könnte sich vorstellen, als wenn er um

*) (Dieser und die folgenden 4 Briefe aus dem „Anhang zum [so] freundschaftlichen Briefen von C. F. Gellert" Lpz. Büschel, 1770, welcher 39 zum Theil sehr unbedeutende Briefe enthält, deren Data der Herausgeber absichtlich weggelassen hat. Ihre Aechtheit, welche die Herausgeber des 6. u. 7. Theils der Gellertschen Schriften 1770. Vorr. XVI dahin gestellt sein lassen, wird zwar sowohl von dem Herausgeber in der Vorrede, als auch von dem Verleger in einer Nachschrift zu den ebenfalls bei ihm 1770 erschienenen „letzten Vorlesungen Gellerts" versichert, scheint aber doch bei mehrern höchst zweifelhaft. Daß No. 441 an Lessing, No. 442 an Ew. v. Kleist (wo dann die Ueberschrift verfälscht wäre) gerichtet seien, ist wohl kaum anzunehmen, und gewiß nicht, wenn die Angabe des Herausgebers „diese Briefe sind in den letzten 9 bis 10 Jahren geschrieben" wahrhaft ist.)

einen Subſtituten anhalten wollte, und dann machte er, nach meiner Regel, folgenden Verſuch:

Gnädige Frau,

„Es iſt Ihnen mehr als zu wohl bekannt, welcher geſtalt ich „in 33 Jahren, ſeitherdem ich die Ehre habe in Dero Dienſten, „als Schulmeiſter, zu ſtehen, die ſämtlichen Einwohner und Unterthanen Dero Ortes in dem Chriſtenthume und andern nöthigen Unterrichte treulich unterwieſen habe. Nachdem ich aber „nunmehr merklich empfinde, daß mein Haupt unter der täglichen Laſt und Hitze immer grauer wird, meine Kräfte abnehmen, mir aber demohngeachtet das fernere Wohl der Seelen „Dero Unterthanen gleichſam auf dem Herzen lieget, ich aber „mich nicht mehr im Stande befinde, dieſem ſo wichtigen Amte „allein länger vorzuſtehen; So ergehet hierdurch an meine gnädige „Frau und Gebieterinn mein gehorſamſt-unterthänigſtes Bitten, „Sie wollen meinem ſchwachen Alter und beſtändiger Fürſorge „vor ſo viele unſchuldige Seelen, mit einem tüchtigen Subſtituten zu Hülfe zu kommen, belieben. Ich werde dieſe Wohlthat „Zeit Lebens, ohngeachtet deſſen Ende nicht weit mehr entfernet „ſeyn kann, mit der tiefſten Ehrfurcht erkennen ꝛc.“

Sehn Sie, gnädige Frau, wie geſchickt dieſe Probe ablief! O hätten Sie nur ſehn mögen, wie freudig dieſer gute Alte war, und wie deutlich man den Dank auf ſeiner Stirne leſen konnte! Aber es kommt mir doch bedenklich vor, daß er gleich auf Sie und den Subſtituten fiel. Sollte nicht eine kleine Liſt darinne verborgen ſeyn? Vielleicht, doch ich laſſe Sie ſelbſt rathen. Erleichtern Sie ihm wenigſtens ſein Amt auf alle mögliche Art, wie Sie zu thun gewohnt ſind. Ich verharre mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

## 440.

### An einen relegirten Studenten.

Sie ſind alſo von der Akademie relegirt, vom Vater, von Ihren Verwandten verlaſſen, und in Ihr Vaterland dürfen Sie nicht zurück! Aber, mein guter Herr R*** warum eilen Sie ſo ſpäte nach meinem Beyſtand? Warum ſind Sie meinen und Ihrer übrigen Lehrer Warnungen nicht eher gefolgt? Ich kann nicht mehr helfen, alle Rathſchläge ſind vergebens. Doch, um Sie nicht ganz in der Verzweiflung zu laſſen, ſo will ich Ihnen noch einige Mittel an die Hand geben.

Prüfen Sie Ihr Herz, was es verſchuldet, bitten Sie Gott fußfällig um Vergebung, bitten Sie Ihren Vater wehmüthigſt, daß er verzeyht, und der übrigen Welt geben Sie durch Ihre ſittſame Aufführung, durch Ihren anhaltenden Fleiß zu erkennen, daß Sie ſich dieſer Strafe völlig unwürdig gemacht haben. Das iſt alles, was ich Ihnen rathen kann. Bey Ihrem Herrn Vater will ich mein möglichſtes thun, ihn wieder auszuſöhnen. Mit Empfehlungsſchreiben kann ich Ihnen itzt mit Ueberzeugung nicht dienen, weil ich von Ihrer Beſſerung noch keine andern Beweiſe habe, als Ihre ſchriftliche Reue. Legen Sie indeſſen dem Herrn Hofrath S*** mit Vermeldung meines ergebenſten Empfehls, dieſen Brief vor, erzählen ihm Ihre gegenwärtigen Umſtände aufrichtig, vielleicht ſteht er Ihnen bey. Studieren Sie übrigens fleißig, beten Sie fleißig, haben Sie allezeit Gott für Augen und im Herzen; ſo wird es Ihnen wohl, immerdar wohl gehen, Ihr gekränkter guter Name wieder hergeſtellet werden, und Gott wird Sie nie wieder zu Schanden werden laßen, wenn Sie beſtändig ſind.

Nehmen Sie dieſes zu Herzen, und ſeyn verſichert, daß ich allezeit Antheil an Ihrem Wohlergehen nehmen werde ꝛc.

## 441.

### An den Herrn L***g.

Sie müssen sich ein für allemal von mir gefallen lassen, daß ich die Wahrheit rede. Das hierbey zurückkommende Gedicht, welches ich sorgfältig verbessert habe, zeigt vieles Feuer und Anlage zu einem guten Dichter. Nehmen Sie mirs aber übel, wenn ich sage, daß Sie noch einige wilde Hitze und viel Ungeduld verrathen? Ich zweiffele, denn Sie haben mich selbst zum Richter gewählt.

Sie machen gute, ja vortreffliche Erfindungen, hingegen in der Ausführung sind Sie zu geschwinde darüber weg, und können das Ende nicht erwarten. Eben daher kommts, daß Sie oft Hauptsachen zu Nebenumständen, diese hingegen zu jenen machen. Eben daher kommts, daß die Worte, ganze Redensarten entweder nicht gnug gefeilt, oder der Sache nicht angemessen sind. Doch lassen Sie sich diese freundschaftlichen Erinnerungen nicht niederschlagen; ich sage es Ihnen als Freund und in der Absicht, Sie vollkommen zu machen. Ich wiederhole es nochmals, daß Sie die beste Erfindung, die beste Anlage haben, und wenn Sie so fortfahren, binnen wenig Monathen, unsern ieztlebenden Dichtern Trotz bieten werden. So bald Sie etwas neues verfertiget haben, schicken Sie mirs zu. So sehr liebe ich Sie, und so gerne wollte ich Sie unsern Landsleuten zum Muster vorstellen. Leben Sie wohl und lieben noch ferner

Ihren ꝛc.

---

## 442.

### An Herrn Rittmeister von G***.

Weil Sie ein glücklicher Dichter sind, sollen Sie keine freundschaftlichen Erinnerungen von mir erhalten, daß Sie mir die

neue Sammlung Ihrer Gedichte erst zugeschickt haben, da sie allen Teutschen schon bekannt sind. Es ist mir aber recht angenehm; denn nunmehr darf ichs Ihnen nicht erst in Vertrauen sagen, daß sie des Dichters würdig sind, daß sie den Beyfall aller Kenner verdienen, da [daß] sie ihn schon erhalten haben. Ich gestehe es aufrichtig, ich habe sie mit Vergnügen gelesen, wiederholt, nochmals gelesen, und sie sind in Gefahr, zum viertenmal wiederholt zu werden. So sehr liebe ich sie und ihren Dichter! Fahren Sie fort, liebster Herr Rittmeister, und liefern uns bald ein neues Bändchen.

Finden sich Kaufleute oder Buchhändler aus Ihrem werthen Vaterlande zur bevorstehenden Messe hier ein; so werde ich die Ehre haben, Ihnen mit der verlangten neuen Ausgabe meiner Schriften aufzuwarten. Sie werden viele Veränderungen darinne finden. Empfehlen Sie mich Ihrem Freunde dem Herrn L*** wenn Sie Gelegenheit haben, Ihn zu sprechen, und versichern ihn, daß ich mit eben der Ergebenheit, eben der Hochachtung ꝛc.

---

## 443.

### An einen Freund.

Sie sollen mich gesund machen! Ich will mich also immer bey Ihnen selbst anmelden, mir Ihren Wagen ausbitten, der mich morgen Nachmittags abholen soll, wenn ich mich im Stande befinde, aufs Land zu reisen. Leipzig, das mir sonst so liebe Leipzig ist mir jetzt zum Verdruß, und ich fürchte, mich nicht so bald wieder vergnügt darinne zu sehn. Machen Sie sich immer auf einen langen Besuch gefaßt; denn ich habe den völligen Entschluß gemacht, so lange mich bey Ihnen aufzuhalten, bis die

Unruhen unsrer akademischen Jünglinge beygelegt sind *). So weit bin ich nie gebracht worden. Ach! liebster Freund, ich kenne die ruhigen, die sittsamen Jünglinge nicht mehr, die ich als Freund, als Vater liebte, und für deren Wohl ich stündlich betete. Es ist alles, alles ist verlohren, wenn Gott sich ihrer nicht erbarmet, und von einem Wege zurückführt, auf welchem sie sich ewig verirrt zu haben scheinen. Heute habe ich noch meinen Zuhörern deswegen öffentlich vom Catheder zugerufen: Entfernen Sie sich, meine Herren, meine theuersten Söhne, von der einreissenden ewigen Nacht! Ich habe ihnen sogar gesagt: daß ich meinem Churfürsten mich zu Füßen werfen, und statt der gewöhnlichen Gnade mir die Ungnade ausbitten wollte, mich weit von Leipzig zu entfernen, damit ich die wenigen Tage, die ich noch zu leben hätte, in Ruhe und Friede beschließen könnte. Mehr konnte ich ihnen nicht sagen. Gott lenke ihre Herzen! Jetzt höre ich schon wieder ein abscheuliches Lermen in der Nachbarschaft. Gott! wie schlägt mir das Herz; welches Mutterkind macht sich vielleicht auf Zeit Lebens unglücklich. Gnug, mein lieber F*** morgen Nachmittags erwarte ich Ihren Wagen und Pferde, ich will Sie auf lange, recht lange Tage entweder krank oder gesund besuchen, und dann sollen Sie sehen, daß ich noch nicht aufgehört habe ꝛc.

*) (Vgl. die Anmerk. zu No. 402.)

# Christian Fürchtegott Gellerts
# Leben

von

Johann Andreas Cramer.

(1774.)

Eine von den ſchönſten Grabſchriften des Alterthums iſt die Grabſchrift des Epicharms von Cos: Nützlich waren ſeine Lehren für die Jünglinge und groß ihre Anmuth. Man hat von dieſem pythagoräiſchen Weltweiſen zu wenig Nachrichten, als daß man ſicher genug beurtheilen könnte, was für Anſprüche er auf eine ſo gerühmte Grabſchrift hatte. Doch ein Philoſoph und zugleich ein komiſcher Dichter, wie der, der in ſeinen Luſtſpielen die nützlichſten Lehren der pythagoräiſchen Schule unter ſeinen Mitbürgern auszubreiten, und dadurch ihre Geſinnungen und Sitten zu verfeinern ſuchte, verdiente ſchon deswegen bekannter zu bleiben. Die kleinen Ueberreſte ſeiner Gedichte beweiſen, daß Leichtigkeit, Klarheit und Anmuth unterſcheidende Vorzüge ſeiner Art zu denken und zu ſchreiben waren. Er hatte überdieß eine glückliche Gabe zu ſcherzen; Sokrates lernte die Kunſt ſeines Dialogs von ihm, und ſogar Plato ahmte ihm nach. Seinen Werken prophezeyhte Epicharmus ſelbſt ein rühmliches Schickſal. Ich bin gewiß, ſagt er in einem ſeiner Gedichte, man wird auch meiner Unterweiſungen nicht vergeſſen; es wird ſchon jemand nach mir erſcheinen und meine Gedichte von dem Wohlklange des Verſes entkleiden, ſie in einem andern Gewande mit vielfarbigtem Purpur ſchmücken und ſo von andern unübertroffen andre leicht übertreffen.

Nicht eine jede Nation hat das Glück einen Epicharmus zu haben. Der unſrige iſt Gellert, der, wenn unſre Zeiten nur für ihn ein lebhaftes Gefühl der ihm ſchuldigen Dankbarkeit behalten können, unſrer Nachwelt auch bekannter bleiben wird,

als der Grieche blieb, welcher seiner Grabschrift gewiß nicht würdiger seyn konnte, als es der Deutsche ist. Unsre Nation muß entweder ihren eigenthümlichen Charakter verlassen, oder Gellerts Andenken, welches keines eiteln Geräusches schwärmerischer Lobeserhebungen bedarf, hat auch die Angriffe des tadelsüchtigen und neidischen Stolzes nicht zu fürchten, welcher eine undankbare Erniedrigung bestätigter Verdienste für einen sichern Weg zu einem gleichen oder noch größern Ruhme halten kann. Er hat gerechte Ansprüche auf die Fortdauer seines Namens. Gründen sich dieselben gleich nicht auf solche außerordentliche Handlungen, welche bloß die Einbildung in Erstaunen setzen, und allein eine Neubegierde, die nichts als Neubegierde ist, unterhalten können, so verdient er doch mit den Männern unvergeßlich zu bleiben, die durch schöne und gemeinnützige Werke des Geistes, noch mehr aber durch die Schönheit ihres Herzens und die Würde ihres Beyspiels den Geschmack ihrer Zeiten und ihre Sitten verbessert haben, und für die Jugend, besonders aus den höhern Ständen der menschlichen Gesellschaft, Führer zur Religion und Tugend geworden sind. Gellerts Vorzüge waren Tugenden, die, wie seine Schriften, gefallen, die, ohne gegen das Lob der Menschen unempfindlich zu seyn, doch vornehmlich sich bestrebten, von einem höhern Richter nicht verworfen zu werden, und auch eben deswegen mit einer allgemeinen Verehrung belohnt worden sind.

Christian Fürchtegott Gellert wurde im Jahr 1715 zu Haynichen in Sachsen gebohren.*) Sein frommer Vater,

*) (In dem Kirchenbuche zu Haynichen hat Gellerts Vater die folgende Geburts- und Taufanzeige eingetragen:

1715.

„Christian Fürchtegott, M. Christian Gellerts, Pastoris allhier fünfter Sohn, ist den 4ten July Nachmittags ½2 Uhr geboren, und den 8ten dieses getauft worden. Die Mutter ist

ristian Gellert, war daselbst der zweyte Prediger, der Amt funfzig Jahre mit einer vorzüglichen Treue verwaltete, als Oberprediger in seinem fünf und siebzigsten Jahre starb, dem er von mittelmäßigen Einkünften dreyzehn Kinder mit r klugen und dabey von allem Geize entfernten Sparsamkeit gen hatte. Seine Mutter, eine geborne Schützinn, war redliche Gehülfinn ihres Mannes und eine rechtschaffne Mut- immer bemüht, ihren Kindern die Grundsätze und Empfin- gen einer ungeheuchelten Gottseligkeit gleich in ihrer Kind- einzuflößen, und sie ihnen sowohl durch den Reiz, den müt- iche Lehren haben, als auch durch die Anmuth ihres eignen spiels angenehm und liebenswürdig zu machen. Sie erwarb

Frau Johanne Salome, geb. Schützinn. Die Pathen sind: 1) Herr M. Johann Gottfried Pauli, treuverdienter Pastor in Reichenhayn und Germersdorf, 2) Frau Dorothee Elisabeth, Herrn Johann Friedrich Grabners, Rathsherrn und Rechtsconsulenten in Zeiz, Eheliebste, 3) Herr Reinhard Schütz, auf Porschendorf. Ach, Herr! höre mein Gebeth auch für diesen Sohn, laß ihn wohlgerathen, fromm und ewig selig werden." — Nach dieser Anzeige ist die im Text folgende Angabe, wonach Chr. F. Gellert der dritte Sohn seiner Aeltern gewesen, zu berichtigen. Zwey von seinen ältern Brüdern, Christian Gottlob und Christlieb Ehregott starben, jener im 21sten, dieser im 2ten Lebensjahre. S. „Nachricht von der in Haynichen gehaltenen Gedächtnißfeyer des Tages, an welchem vor hundert Jahren Gellert geboren ward ꝛc. von Aug. Theod. Leuchte, Pfarrer. Freyberg, Gerlach. 1815." S. 3. Die Angabe Gellerts in einem Briefe an den Freih. v. Crausen, (Th. 5, S. 26. Nr. 14.) „wie sollte eine Mutter Vermögen haben, von der fünf Söhne studirt haben" beruht wohl auf einem Versehen Gs. oder auf einem Druckfehler (fünf für drei), der sich schon in der Sammlung, aus der jener Brief genommen ist, findet. — Uebrigens ist über Gellerts Leben die von ihm selbst gegebene, Th. 5, S. 307 ff. zuerst abgedruckte Nachricht zu vergleichen.)

ſich durch ihr gutes und ſanftes Herz, als eine dienſtfertige, mitleidige und wohlthätige Menſchenfreundinn, an ihrem Orte ein unvergeßliches Andenken. Ihr hohes Alter wurde ihr durch die Freude leicht und angenehm, ihre drey älteſten Söhne in dem Beſitze ſolcher Bedienungen oder Ausſichten zu ſehen, die nur eine, auch in ihren Wünſchen für ihre Kinder allezeit beſcheidne, Mutter hoffen konnte, um bey ihrem Tode, der in ihrem achtzigſten Jahre erfolgte, die Welt mit einem ruhigen und freudigen Gemüthe verlaſſen zu können. Der älteſte Sohn, Friedrich Lebrecht, war ſächſiſcher Oberpoſtcommiſſär, und überlebte den Schmerz, ſeinen zweyten Bruder verloren zu haben, nur einen Monat. Ihr zweyter Sohn leiſtet noch itzt ſeinem Vaterlande in dem Amte eines Oberhüttenverwalters und Bergcommiſſionsraths in Freyberg, durch ſeine tiefen und ausgebreiteten Einſichten in die Metallurgie, die nützlichſten Dienſte.*) Ihr dritter Sohn, Chriſtian Fürchtegott, hatte das Glück, daß ſich unter ſeinen Freunden ein edler Mann**) fand, der ſeiner würdigen Mutter die Wohlthaten erwies, die er ihm beſtimmt hatte, um dadurch ihr Alter von bekümmernden Sorgen zu befreyen. In dieſen Söhnen genoß ſie des Troſtes und der Belohnung ihrer Frömmigkeit, auch an ihrer Familie ein Beyſpiel zu ſehen, daß die Welt oft die vorzüglichſten Beförderer der menſchlichen Wohlfahrt aus dem Schooße nicht ſowohl des Ueberfluſſes, als vielmehr einer tugendhaften Mittelmäßigkeit erhalte.

Die öffentlichen Schulen in den kleinen ſächſiſchen Städten ſind ſo eingerichtet, daß man darinnen nicht allein in den erſten und unentbehrlichſten Erkenntniſſen der Religion, ſondern auch in den Anfangsgründen der gelehrten Sprachen unterwieſen

*) (Ueber dieſe Brüder Gs. vgl. Th. 5, S. 1. 37. 290.)

**) (Der Freiherr v. Crauſſen, ſ. Theil 5, S. 30. 35. 37. 288.)

wird; ein Unterricht, der allezeit schätzbar ist, selten aber über das Nothdürftige geht! Die gemeiniglich geringen Einkünfte ihrer Lehrer, überheben sie kaum der ängstlichen Sorgen für ihren Unterhalt; und diese lassen ihrem Geiste, wenn sie auch Geschicklichkeit zum Unterrichte der Kindheit haben, doch nicht so viel Heiterkeit und Muth, daß sie ihre Gaben mit Freudigkeit gebrauchen, und in der Hoffnung beßrer Aussichten auch vermehren könnten. Ihr Unterricht kann also nicht sehr vollkommen seyn, und wird es niemals werden, so lange die Staaten die erste Bildung der Jugend nicht für ein so wichtiges Augenmerk der Regierung halten lernen, als sie ist. In einer solchen öffentlichen Schule empfieng Gellert den ersten Unterricht. Man kann sich leicht vorstellen, daß den unterscheidenden natürlichen Eigenschaften seines Verstandes und Herzens ihre Entwickelung nicht sehr erleichtert worden sey. Was bey der gemeiniglich einförmigen, und den Kindern oft verdrießlichen Art des Unterrichts, und bey der Härte, die ihn zu begleiten pflegt, fast alle Knaben lernen müssen, das lernte auch er, und zugleich, (wiewohl nicht ohne den Verlust vieler unschuldigen Freuden, welche, dem Wachsthume der Seele unbeschadet, Kindern bey einer bessern Einrichtung der gemeinen Unterweisung erhalten werden könnten) Geduld, Unterwerfung und die im Leben so nöthige Geschicklichkeit, vielerley Beschwerden mit Gelassenheit zu ertragen. Zu dem Schätzbaren, was die bürgerlichen Sitten in kleinen Städten haben, gehöret die in der Nothwendigkeit gegründete Sorgfalt der Gelehrten darinnen, ihre Kinder nicht zu verzärteln, damit sie gewisse kleinere Bequemlichkeiten des Lebens frühzeitig entweder entbehren, oder sich dieselben durch ihre eignen Bemühungen verschaffen lernen. Nicht weniger schätzbar ist die Mühe, die sie anwenden, die Ihrigen gegen das Glück eines guten Namens empfindsam zu machen, damit sie alles, was demselben schädlich ist, sorgfältig vermeiden mögen; eine Mühe,

welche für das gemeine Weſen ſehr nützliche Folgen hat, wenn gleich die erſte Quelle davon ſelten erkannt wird. Gellert lernte beides ſehr früh. Die tiefen Eindrücke davon auf ſeine Seele wurden Grundzüge ſeines Charakters. Bey dieſer ſeiner erſten Erziehung konnte freylich das, was bey allen von der Natur begünſtigtern Seelen anfangs nur ein Funke iſt, nicht ſo ſchnell als bey einem Pope zur Flamme werden. Dennoch erinnerte er ſich des Unterrichts ſeiner erſten Lehrer ſtets mit einer rührenden Dankbarkeit. Nicht ſelten rühmte er den jungen Gelehrten, dem er von ſeinem Vater auf einige Zeit zur beſondern häuslichen Unterweiſung übergeben worden war, um zu höhern Schulen vorbereitet zu werden. Beſonders pries er die Strenge, womit derſelbe ihn zu gewiſſen Verrichtungen angehalten hatte, welche man im Fortgange des Lebens, wenn es die Umſtände erlauben, ſeinen Bedienten zu überlaſſen pflegt, um von ihren Dienſten Bequemlichkeiten zu haben, die man leicht für Bedürfniſſe hält, die aber Gellert in ſeinem ganzen Leben, auch bey ſeinen ſo ſchwächlichen und ſiechen Umſtänden weder brauchte noch vermißte. Auf gleiche Weiſe erinnerte er ſich mit Vergnügen und Dankbarkeit, in ſeinem achten Jahre von einem Anverwandten zu mancherley kleinen häuslichen Geſchäfften, die mit der Beſtimmung zum Gelehrten keine Verbindung haben, angehalten worden zu ſeyn. „Ich habe," ſagt er in ſeinen kurzen unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt, die man unter ſeinen Papieren gefunden, „dadurch wenigſtens gehorchen lernen; eine treffliche Kunſt! Bey einer ſolchen Erziehung wächſt der Geiſt des Menſchen langſamer; er wird aber doch frühzeitig an eine nützliche Geſchäfftigkeit gewöhnt." Ungefähr in ſeinem eilften Jahre ſchrieb er zu Beſtreitung ſeiner kleinen Ausgaben Rügen, Kaufbriefe, Documente und gerichtliche Acten ab. Deswegen pflegte er zuweilen im Scherze zu ſagen, daß ſeine Vaterſtadt in ihren Kaufbüchern und Contracten mehr Werke ſeiner Hand

aus seiner Jugend aufzuweisen hätte, als die Welt von seinem Geiste aus seinem ganzen übrigen Leben aufzuweisen haben würde. „Dieses half mir," sagte er, „so viel, daß ich die Briefe, die ich aus der Fürstenschule an meinen Vater schrieb, gar artig im Canzleystyle schrieb, und um ein Stück Kleidung in der Sprache bat, worinnen Kläger an einem und Beklagter am andern Theile höhern Orts um ihr Recht anhalten." Angenehm würde es seyn, wenn man die natürliche Lust und Anlage, welche Gellert zur Dichtkunst hatte, bis zu ihrem ersten Ursprunge und der frühesten Entwickelung dieses edlen Keimes verfolgen könnte. So viel wissen seine vertrautesten Freunde, daß auch sein Vater die Poesie liebte, selbst zuweilen Gedichte schrieb und zugleich ein allzuliebreicher Vater war, als daß er irgend einer natürlichen Fähigkeit und Neigung seiner Kinder hätte Gewalt anthun sollen. Auch sein älterer Bruder, der Oberpostcommissär, hatte viel Anlagen zum Poeten, und rühmte sich zuweilen scherzweise gegen ihn, daß er ihn in der Dichtkunst unterrichtet hätte. Ein junger Anführer zur Dichtkunst; denn der Schüler empfand den Trieb, ein Dichter zu werden, schon in seinem dreyzehnten Jahre, ehe er auf die Schule ging, die ihn zur Akademie vorbereiten sollte. Sein erster Versuch war ein Gedicht auf den Geburtstag seines Vaters. Die Wohnung desselben war ein baufälliges Haus, von vierzehn oder funfzehn Stützen, um seinen völligen Einsturz zu verhindern, unterstützt, und so viele waren damals der Gellertschen Kinder und Kindeskinder. Dieser Anblick veranlaßte den Gedanken, jedes derselben zu einer Stütze des Vaters und seines Namens zu machen, und jede Stütze wünschte ihm Glück. „Das Gedicht," sagte er, „muß nicht unrecht gewesen seyn; denn gewisse Leute haben es immer noch auswendig gewußt, und, wo ich mich nicht sehr betrüge, meinen andern Arbeiten vorgezogen." Auf den ersten Versuch folgten bald andre; er wünschte selbst, daß er sie nicht

alle den Flammen geopfert hätte, um mit einigen Exempeln beweisen zu können, wie leicht ein Geist, dem es nicht an natürlicher Begeisterung fehlt, ohne von Lehren und Regeln geleitet zu werden, und noch mehr ohne vortreffliche Muster gesehen zu haben, auf viele Jahre und nicht selten auf immer verloren seyn kann. Diese Gefahr ist noch größer, wenn er sich zuerst nach verwerflichen Mustern bildet. Eine Phantasie, die in ihren ersten Bewegungen eine unglückliche Richtung erhält, wird schwer zum Gefühle des wahren Schönen zurückgebracht werden. Ich erinnere mich nicht, ob Raphael bey den ersten Versuchen seines Talentes zur Malerey gothische Stücke vor sich hatte, oder ob sein Auge gleich nur von der schönen Natur gerührt wurde, aber wenn er nach gothischen Mustern arbeitete, und dennoch ein Raphael wurde: welche Bewunderung verdient er nicht! Gellert hat oft gefürchtet, er würde nie einen sichern Geschmack erhalten haben, wenn er nicht zum zweytenmale nach Leipzig gekommen wäre, und sich in der Gesellschaft seiner in schärfern Urtheilen geübtern Freunde zu einem zuverlässigen Gefühle des wahren Schönen gebildet hätte. Er urtheilte unstreitig zu furchtsam von sich, und gab aus Bescheidenheit seinen Freunden einen Vorzug, den sie nicht annahmen. Auch seine ersten Versuche hatten schon zuweilen eine gewisse ihm eigne Schönheit; zum Exempel der Anfang eines Liedes auf den Abschied einer Freundinn:

Als ich von dir Abschied nahm,
Immer gieng und wieder kam;

ein Anfang, dessen sich einige seiner Freunde wegen des schönen malerischen Zuges in dem zweyten Verse noch mit Vergnügen erinnern. Gellert würde also auch ohne Freunde zu einem richtigen Geschmacke gekommen seyn. So viel bleibt indeß gewiß, daß Jünglinge, welche einander rechtschaffen und zärtlich

genug lieben, um einander in den Versuchen ihres Geistes keine Fehler wider die Regeln und Grundsätze des guten Geschmacks übersehen zu wollen, durch eine so freundschaftliche Critik sehr gewinnen müssen.

Unter allen Stiftungen, welche zur Vorbereitung der Jugend auf die Erlernung einer reifen und dem gemeinen Wesen wohlthätigen Gelehrsamkeit errichtet worden sind, giebt es keine, die vortrefflicher wären, als die fürstlichen Schulen in Sachsen sind. Ihre Einrichtung im Ganzen ist immer ihrem Endzwecke angemessen gewesen. Die Stunden des Unterrichts und diejenigen, worinnen sich die Lernenden theils auf den Vortrag ihrer Lehrer vorbereiten, theils auch das Erlernte wiederholen oder selbst vorzutragen versuchen sollen, wechseln in einer so weisen Ordnung ab; die Schüler haben so wenig Zeit zum Müßiggange und zur Verschlimmerung ihrer Herzen und Sitten, daß, wenn ihre Lehrer ihre Pflichten kennen und auszuüben wissen, die Universitäten aus diesen ersten Pflanzschulen der Gelehrsamkeit Abkömmlinge erhalten müssen, die zu reifern Unterweisungen sehr vorbereitet sind. Eine von diesen Schulen, Meißen, war es, wo Gellert mit den Sprachen der Griechen und Römer auch die besten ewigen Muster der Beredsamkeit, der Dichtkunst und eines gesunden schönen Geschmackes in allen Arten von Schriften hätte kennen lernen müssen, wenn in den damaligen Zeiten nicht fast in allen gelehrtern Schulen von Deutschland, und selbst auf den Universitäten, diejenige verkehrte Art, die Alten auszulegen und die römische und griechische Sprache zu lehren, geherrscht hätte, welche Ernesti in Geßners Leben so treffend gezeichnet hat. Man ließ sie von Wort zu Wort übersetzen; die Redner und Dichter nicht anders, als die Geschichtschreiber, ohne dieselben das, was darinnen vornehmlich Aufmerksamkeit verdient, bemerken zu lassen. Der Schüler sammelte und lernte Redensarten daraus; man wurde angeführt, diese in Sprachübungen anzu-

bringen, die den ſtolzen Namen von Nachahmungen
man erhielt aber keine, oder doch nur dürftige, Kenntni
den Schönheiten der Griechen und Römer, von dem un
denden Charakter eines jeden, und von dem, was d
bewundert und nachgeahmt zu werden verdient, oder nach
werden kann. Lehrer müſſen ſelbſt vortrefflich unterrichte
wenn ſie die ihnen anvertraute Jugend die anmuthigſt
zugleich die geradeſten Wege zu einer ſichern Empfindu
Schönen und Nützlichen führen ſollen. Man muß hin
daß es unter den damaligen Gelehrten, eben ſo wie im
Jahrhunderte, faſt für ein Verbrechen gehalten wurde,
ſeine Mutterſprache zu bekümmern, oder was noch itzt
welche doch ſelbſt ihren geſunden und richtigen Geſchm
Leſen der Alten zu danken haben, nicht glauben woller
können, daß es möglich oder nöthig und nützlich ſey,
Deutſchen, was man richtig gedacht hat, richtig und a
auszudrücken. Eben darum iſt es nicht zu verwundern, da
lert, ob ihm gleich Horaz, Virgil, Homer und andre
und Römer erklärt wurden, damals doch an einem Gü
deſſen nun vergeßne Verſe von den Halleriſchen und Ha
ſchen Gedichten noch nicht verdrängt waren, und zug
Neukirchen und Hanken Geſchmack gewinnen und ſi
nen Muſtern wählen konnte. Man findet darüber in ſei
gedachten unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt eine
kung, die ſeinem Herzen zur Ehre gereicht. „Auf der
ſchule," ſagt er, „hat das Leſen der Güntheriſchen Gedi
meinem Geiſte einen feuerſpeyenden Aetna gemacht, der
ſich herumliegenden geſunden Gegenden verheerte und die
ner Seele aufkeimenden Pflanzen von Vernunft in Af
wandelte. Ich habe daher in den Jahren meines ge
Geſchmackes Günthern nie ohne Ekel in die Hände
können. Neukirch mit ſeinen Satyren, die Hanke mi

eignen Werken herausgegeben hat, hätte mir auf die höchſte Staffel der Vollkommenheit helfen können; ſo allgemein war der Beyfall, womit er zu ſeiner Zeit geleſen wurde! Ich war in der Gefahr, in einem Gedichte Copie von Günthern, Neukirchen und Hanken zugleich zu werden; allein ihr Ruhm war zum Glücke für mich von keiner langen Dauer. Möchten doch junge Leute, die Luſt zu ſchreiben haben, nie Verſuche wagen, ohne Kenner zu Rathe zu ziehen, nie mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn, ſondern demüthig um ihr Urtheil bitten, und ihrem Urtheile eben ſo demüthig folgen! Wie viele Zeit, die ſonſt verderbt wird, und wie viele Kräfte, die ſie in Gefahr ſind zu verſchwenden, würden ſie durch einen ſolchen Gehorſam erkaufen!" Dergleichen nützliche Betrachtungen machte Gellert über alles, was ſeinem Gedächtniſſe noch aus ſeiner Jugend gegenwärtig war. Allein ob er gleich die Mängel ſeines damaligen Unterrichts nicht verkannte, ſo redete er doch allezeit mit lebhafter Dankbarkeit von ſeinen meißniſchen Lehrern, und pries beſonders ihre Sorge für die Bildung ſeines Herzens und ſeiner Sitten. Auch wurde ſein ſanftes melancholiſches Auge allezeit faſt bis zum Glanze heller, wenn er ſich erinnerte, daß er in dieſer Schule mit Gärtnern und Rabenern gelebt hatte, mit denen er in der Folge die vertraute und zärtliche Freundſchaft errichtete, die ſo viel zum gemeinſchaftlichen Glücke ihres Lebens beytrug.

Die Kränklichkeit ſeines Körpers, deſſen Geſundheit von ſeiner erſten Kindheit an ſchwach und zärtlich geweſen zu ſeyn ſcheint, ob er gleich nie zu einer weichlichen Pflege deſſelben gewöhnt worden iſt, oder ſich ſelbſt dazu verwöhnt hat, äußerte ſich ſchon zuweilen in Meißen. Fünf Jahre hatte er daſelbſt ſtudirt, als er in das Haus ſeines Vaters zurückkehrte und ſich da noch einige Zeit zum akademiſchen Leben vorbereitete. Er gieng im Jahr 1734 nach Leipzig. Hier hörte er über die Phi-

loſophie Adolph Friedrich Hofmannen, über die Hiſtorie und Litteratur Jöchern, Chriſten und Kappen, über die theologiſchen Wiſſenſchaften aber, denen er ſein Leben zu widmen beſchloſſen hatte, Klauſingen und Weiſen. Hofmann, von Rüdigern gebildet, war ein ſcharfſinniger Philoſoph, der es indeß mit einem noch größern Ruhme und Glücke geweſen ſeyn würde, wenn er mehr Geſchmack an den Philoſophen des Alterthums, weniger Eiferſucht wider Wolfen, weniger Begierde, das Anſehen dieſes Weltweiſen in der Welt zu verdunkeln, und zugleich mehr Fähigkeit, natürlich und deutlich zu denken und zu reden, gehabt hätte. Allein er verwechſelte oft dialektiſche Spitzfindigkeit und Tiefſinn mit einander, und entfernte ſich nicht weit genug von denen, die aufgelegter zur Erfindung neuer Kunſtwörter, als zur Entdeckung neuer Wahrheiten ſind. Gleichwohl hörte ihn Gellert mit großer Begierde, ſchrieb ſeine Vorleſungen wörtlich nach, und bewunderte, wie er ſagte, ihn öfter, als er ihn verſtand, beſcheiden genug, ſolches ſeiner Unfähigkeit zu tiefſinnigen Entwickelungen ſchwerer Begriffe zuzuſchreiben, ob er gleich, was er nicht begriff, nicht ſelten bloß darum nicht einſah, weil es nicht verſtanden werden konnte; denn man ſieht aus allen Gellertiſchen Arbeiten, daß ſeine Seele eben ſo ſehr das Helle im Ausdrucke liebte, als Hofmann die Dunkelheit darinnen zu lieben ſchien. Indeß ſchmeichelte ſich der Schüler immer mit der Hoffnung, ihn noch beſſer verſtehen zu lernen, wenn ſein Verſtand mehr Reife erhalten haben würde. Er bewunderte ihn alſo zu eben der Zeit, da auch Mosheim, dieſer erſte Verbeſſerer der deutſchen Beredſamkeit, von ihm bewundert wurde. Nach vier Jahren, die er in Leipzig ſtudirte, ließ ihn ſein Vater nach Hauſe zurückkommen, weil es ihm ſchwer fiel, ihn noch länger aus ſeinen Mitteln auf der Univerſität zu erhalten. Gellert hätte gern eines weiter fortgeſetzten akademiſchen Unterrichts genoſſen, um ſeinen Geiſt noch mehr auszubilden; er unterwarf

ſich aber mit den kindlichſten Geſinnungen einer Nothwendigkeit, welche ſchon ſo viele glückliche Geiſter mitten in ihrem Laufe zur Gelehrſamkeit aufgehalten und das Ziel, nach dem ſie ſtrebten, zu erreichen verhindert hat. Nach ſeiner Zurückkunft fing er an, ſich auf die Kanzel zu wagen, wiewohl mit Schüchternheit; denn der erſte noch vom Schüler gewagte Verſuch, öffentlich zu reden, war nicht der glücklichſte geweſen. Dieſer kleine, in ſeinem Leben nicht ganz unmerkwürdige Vorfall verdient als eine von den entfernten Urſachen ſeiner endlichen Beſtimmung mit ſeinen eigenen Worten erzählt zu werden. *) „Die erſte Probe meiner Beredſamkeit," ſchreibt er, „legte ich an meinem Geburtsorte in meinem funfzehnten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bey ſeinem Kinde zu ſeyn, das wenig Tage nachher ſtarb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubniß dazu ungern gab. Das Kind ſollte zu Mittage begraben werden; früh um 8 Uhr fieng ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward ſpät fertig, verſchwendete die übrige Zeit mit ſeiner Grabſchrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich gieng indeß beherzt in die Kirche, fieng meine Rede ſehr feyerlich an, und kam ungefähr bis auf den dritten Perioden. Auf einmal verließ mich mein Gedächtniß, und der vermeßne Redner ſtand in einer Betäubung da, von der er ſich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuſcripte, das actenmäßig auf einen ganzen Bogen geſchrieben war, wickelte es vor meinen eben ſo erſchrockenen Zuhörern langſam aus einander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut, und fuhr endlich noch ziemlich dreiſt wieder fort. Man glaubte, ich wäre vor Betrübniß von meinem Gedächtniſſe verlaſſen worden. Viel Gelindigkeit! Indeß hat mich dieſe jugendliche Uebereilung viel gekoſtet. Der Gedanke davon

*) In den angeführten unvollſtändigen Nachrichten von ſich ſelbſt.

verfolgte mich zu jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals ganz verlassen hat. Lerne aus meinem Beyspiele vorsichtiger handeln, hitziger Jüngling! ich war dreist, wurde bestraft, und ärgerte mich hernach oft über meine Thorheit; werde du klüger!" Eine nützliche Anmerkung und schon deswegen schätzbar, wiewohl sie es noch mehr wegen des Herzens ist, aus dem sie kam. Wäre es ihm gelungen, sich von dieser Aengstlichkeit wieder zu befreyen; hätte er zugleich eine bessere Gesundheit, eine stärkere Brust, ein festeres und getreueres Gedächtniß gehabt, so würde er, nach einigen noch übrigen jugendlichen Versuchen zu urtheilen, unter den geistlichen Rednern Deutschlands einen vorzüglichen Rang behauptet haben. Er selbst hatte nur eine geringe Meynung von seinen Gaben zur Kanzel, und glaubte, seine ersten Reden wären nichts als ein Gewebe von trockner Philosophie und mosheimischem Schmucke gewesen. Ueber sein Gedächtniß mochte er Ursache zu klagen haben:*) „Ich armer Redner! Acht Tage mußte ich über eine Predigt lernen! Warum habe ich nicht lieber Acten abgeschrieben und dem Glöckner läuten geholfen? Ich hätte meiner Gesundheit nicht geschadet, und hätte ich der Kanzel keine Ehre gemacht: so hätten es Andre mit mehr Nutzen und Ruhm gethan." So bescheiden urtheilte er, bey allem seinen Verlangen und Bestreben nach der Achtung seiner Nebenmenschen, von sich selbst, bescheiden oft bis zur Ungerechtigkeit gegen seine Talente und Vorzüge. Als ein geistlicher Redner würde er sich durch einen eigenthümlichen Gang seiner Gedanken, durch das Licht seiner Vorstellungen, durch ihre leichte und doch zugleich sinnreiche und anziehende Ordnung, durch seinen hellen, leichten und kurzen Vortrag vorzüglich unterschieden haben. Er hätte gewiß dasjenige gehabt, was man itzt mit

*) Unvollständige Nachrichten.

einem fremden Ausdrucke das Populäre nennt, wovon man oft mit so viel Geräusche spricht, ohne zu wissen, worinn die schwere Kunst besteht, für die Menge verständlich und doch einnehmend zu reden, sich zu ihrem Gesichtskreise herabzulassen, und das zu treffen, was für sie das edelste und nützlichste ist, ohne kalt, trocken und niedrig zu seyn. Man sieht schon in seinen jugendlichen Kanzelversuchen die Leichtigkeit, die attische Zierlichkeit und Anmuth, die außer der reifern Richtigkeit seiner Gedanken ihm vor Andern so eigenthümlich ist; denn sie unterscheiden sich von seinen spätern Arbeiten im Ausdrucke bloß dadurch, daß er darinnen seinen Perioden mehr Länge und eine redneriſche Rundung gegeben hat. Zu Bestätigung dieses Urtheils verdienen aus diesen frühen Reden einige Stellen ausgezeichnet zu werden, weil Gellert gewiß auch darinn gefallen wird.

In einer Rede über die Worte Christi: So jemand will den Willen deß thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede, beschreibt er im Eingange mit vieler Lebhaftigkeit, wie leicht es so vielen Menschen werde, die Religion anzunehmen. „Man betrachte sie," sagt der junge Redner, „als eine Sache, die nicht schadet, wenn man sie glaubt, die aber sonst in unsre andern Umstände keinen Einfluß habe. Man stößt die Mittel des Heils eben nicht mit Füßen von sich; man bemüht sich aber auch nicht sehr um dieselben; man glaubt die Lehre Jesu aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Trägheit, um mit einer Handlung bald fertig zu werden, die man doch einmal thun muß, um am Ende des Lebens selig zu werden. Man entschließt sich, in einem Augenblicke den Himmel, die Hölle, den Tod, das Gericht, das ewige Leben, Gott und Jesum Christum zu glauben, um nur des verdrießlichen Geschäfftes, diese Wahrheiten zu lernen und bekennen zu können, bald los zu werden. Man wird in einem Augenblicke ein standhafter

Bekenner Jesu, ein heiliger Streiter, ein Apostel, und so ga
entschlossen, ein Märtyrer zu seyn. So plötzlich ist Paulus, de
doch ein Muster einer außerordentlichen Bekehrung war, nich
erleuchtet worden; er mußte sich erst unterrichten, überzeugen un
stärken lassen; wir hingegen brauchen dies in unsern Tagen nicht
Wir kommen, wie spielend, zum Himmel, können uns in eine
Minute bekehren, und am Ende des Lebens in einer Minut
gläubig und gottselig werden. Aber sehet nur diese Minuten-
christen an! Wo ist ihr Glaube, wenn man ihnen zuruft: Zeig
mir den Glauben durch deine Werke? Doch wie kann es anders
seyn? Wir sind nur gute Christen in unsern Gedanken, un
in der Meynung vom Christenthum. Was uns gefällt, da
nehmen wir aus den Geboten Christi an; einer dieß, der andre
das. Wir theilen uns in seine Befehle, wie die Kriegsknechte in
seine Kleider. Aber o wir Thoren! Diese Ordnung des Heils
steht nicht in der Schrift, sondern bloß in unserm zerrütteten
Gehirne. Warum fürchten wir uns so vor dem Kreuze Christi!
Warum gefallen uns seine Dornen nicht? Warum wollen wi
nicht aus seinem Kelche trinken? Warum wollet ihr nicht sanft-
müthig, nicht keusch, nicht mäßig leben? Wir wollen die zeit-
liche Ergötzung der Sünde gern haben. Aber verlangen wi
denn nicht in den Himmel? Warum nicht? Also wollen wi
selig werden; aber doch das thun, was uns nicht selig werden
läßt. Das ist eine neue Religion! So unsinnig war selbst de
Heiden ihre nicht! Kann es denn also möglich seyn, daß s
viele Menschen den Glauben und eine wahre Ueberzeugung von
ihrer Religion haben, für deren Wahrheit sie wohl ihr Leben
hingeben wollten? Wer nicht glauben will, um zu thun, wa
er glauben muß, der glaubt nicht. Wir sind zu träge und zu
willig, die Gebote Jesu zu halten; sie scheinen uns zu schwer
Selbstbeherrscher wollen wir und nicht Unterthanen seyn. Wa
ist denn zu thun? Die Bibel ist da. Das Wort Gottes sollen

lche Menſchen heimlich. Sie wollen anders leben, als ſie nach
er Lehre Jeſu leben ſollen; alſo verſuchen ſie es entweder gar
icht, laſſen es gut ſeyn und ſchläfern ſich in ihren Sünden ein,
der fangen an, Gott und die Bibel zu leugnen, oder glauben
nen Gott und keine Religion, welches Narrheit iſt, oder glau-
n einen Gott und machen ſich eine eigne Religion, welches
osheit iſt."

„Viele glauben, daß ein Gott ſey; ſie denken ſich aber ihren
chöpfer anders, als er iſt; ſie wollen einen Gott nach ihrem
rderbten Willen haben. Er ſoll nur gütig, gnädig und barm-
rzig; aber er ſoll nicht gerecht ſeyn. Ja, ſpricht der Spötter,
ch kann das nicht begreifen, daß Chriſtus Gott und auch Menſch
y. Du ſollſt das nicht begreifen; du ſollſt es glauben. Wenn
t die Ordnung des Heils begreifen könnteſt, was brauchteſt du
glauben? Die Geſetze deines Verſtandes würden dich zwingen,
as du begreifeſt, für wahr zu halten, und der Glaube wäre
cht Glaube. Man ſpricht, wenn ich der Bibel glaube, ſo muß
tauſend Arten des Vergnügens entbehren. Ich muß mich
iten, meinen Nächſten zu beleidigen; ich werde mich nicht ſelbſt
chen dürfen; ich werde mich der ſtrengſten Keuſchheit und Mä-
gung befleißigen müſſen. Aber ſage mir, willſt du, daß dich
mand beleidigen, jemand haſſen, verfolgen und tödten ſoll?
o ein Thor iſt noch nicht in der Welt geweſen. Willſt du
un, daß dir ein andrer deinen guten Namen, dein Weib,
ine Tochter, deine Güter und Schätze ſchänden, rauben, ver-
ehren und entwenden ſolle? So ein Narr, der das wünſchen
llte, hat noch nie gelebt. Sage mir denn, warum willſt du
ndern thun, was Andre dir nicht thun ſollen? Warum willſt
ihre Zufriedenheit ſtören? Ueberlegt, meine Brüder, wenn
ir alle einander in der Welt aus Liebe dienten; wenn keiner
n Andern beleidigte; wenn wir alle arbeiteten; wenn es keine
indſchaft, keinen Hader, keinen Betrug gäbe: Wie ruhig, wie

glückselig, wie himmlisch würden wir leben! die Welt wäre die Wohnung der Zufriedenheit, ein Paradies, ein halber Himmel! So aber will Gott die Welt haben; das sind die Befehle und Rechte des Höchsten; dieses steht in der Schrift: Kann es wohl ein Wesen geben, welches uns etwas bessers befehlen könnte? — — — Die Gottlosen bekümmern sich nicht um das Zukünftige; sie sehn nur auf das, was vor Augen ist, bekümmern sich nicht um ihre Seele, erzittern vor dem Tode nicht. Sie verkaufen die Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele um einen nichtigen Einwurf; um einen falschen Schluß; sie glauben, daß sie sterblich sey, um in ihren Unordnungen nicht von der Furcht vor ewigen Strafen gequält zu werden. Sie verwerfen die Lehre Christi und haben sie nie geprüft, die Geschichte unsers Heilandes und haben keine Beweise ihrer Erdichtung; sie haben nichts als lächerliche Lehrsätze. Würdet ihr den nicht verlachen, welcher spräche: Es ist kein Luther gewesen, der eine Verbesserung unserer Kirche unternommen habe; denn ich habe ihn nicht gesehen? Ich habe da nicht gelebt, die Geschichten können trügen. Ein einziger Mann wird so viele Städte und Länder, so viele tausend Seelen nicht durch seine Feder überwältigen. Gehen die Ungläubigen mit der Geschichte Jesu anders um? Haben sie bessere Gründe wider sie, als diese? Schärfere oder eben so unsinnige Beweise, als jene wider Luthern? Ich bin noch ungewiß, ob man so unglückliche Menschen mehr bedauern als widerlegen, mehr verlachen, als bestreiten soll."

Diese Stellen, die nicht selten sind, beweisen, daß in Gellerts damaligen Gedanken Leben und Feuer war; daß er, mehr ausgebildet, auch die trägsten Zuhörer aus ihrer Schläfrigkeit herausgerissen haben würde. Und doch war er in seinen Anwendungen noch feuriger und dringender. So sagt er in eben dieser Rede: „Wenn du bekehrt bist, so setze dir vor, eher zu sterben, als wieder zu sündigen. Hast du die Sünde gelassen, so sage

ie zu verfluchen. Widerstehe dem Satan, so flieht er.
e dich vor dir selbst, versuche aber auch deine eigne Stärke,
e alle Mittel! Fleuch vor der Gelegenheit, suche die Ein-
t, laß dich den Engel aus Sodom führen. Bete, ringe
ott! Werde nicht müde! Nur angefangen; nur gewagt,
auserwählten, kämpfet, ringet, dort ist die offne Pforte,
er Hafen, dort der Kranz!"

i könnten noch weit mehr Stellen ausgezeichnet werden,
bhaftigkeit, welche seine Gedanken begeisterte, zu beweisen;
inige mögen genug seyn. In einer Rede will er zeigen,
s thöricht sey, in der Meynung zu arbeiten, daß man
durch seine Arbeit sich erhalten könne. „Es ist thöricht,"
r, „sich selbst ernähren zu wollen; das heißt, sich etwas
ßen, was uns nicht zukömmt. Viele Menschen stellen sich
als ob sie Gott immer in seiner Regierung beystehen müß-
Was sie haben, schreiben sie ihren eignen Bemühungen zu.
i sie Frühregen, Spatregen, fruchtbare Zeiten; sehen sie
Gras und allerley Früchte aufgehen, triefen die Fußtapfen
Herrn von Fett; sind die Gefilde schwanger mit Saaten,
n die Keltern mit Most: so mögen sie auf die erste Ursache
zurückdenken, sie halten das alles lieber für eine Nothwen-
t der Natur; sie verweilen bey den Geschöpfen, ohne zum
ser aufsteigen zu wollen. Sie merken, daß gewisse Ge-
e nicht ohne ihre Mühe aufkommen, und darum wollen sie
begreifen, warum sie das, wobey auch sie etwas gethan
, Gott allein zuschreiben sollen. Sie sehen nicht, daß
so zu reden nur gewisse Lücken in der Schöpfung gelassen
damit es den Menschen nicht an einer nützlichen Beschäff-
g ihrer Kräfte fehlen möchte. Allein es ist unmöglich, ohne
Hülfe sich selbst zu erhalten. Der Herr darf nur die Brun-
im Himmel verschließen, nur die Erde verhärten, nur die
n überschwemmen, nur die Sicheln in Schwerdter verkeh-

ren, nur der Sonne mehr Feuer geben; Gott kann i
Minute verderben, worüber wir Jahre gebaut und zehn
gesammelt haben. Hängt denn kein Feuer in den dom
Wolken? Frieren keine Schlossen in der Luft, welche
filde zerschmettern? Haben wir nichts von theurer Zei
Mißwachs, und von andern Plagen gehört, womit G
Länder heimsucht? Erhalte dich doch in solchen Zeiten
ner Arbeit! Iß doch, sättige dich, wenn nichts da ist,
Hunger zu stillen!"

Man kann sich leicht denken, daß in diesen Versuch
alle Gedanken eine gleiche Reife und Richtigkeit haben.
deswegen hat er selbst sie zur Vergessenheit verurtheilt.
weis indessen aus sichern Erzählungen, daß er an seine
burtsorte viel Beyfall fand; man ermüdete nicht, ihn zu h
Dieß konnte nicht anders seyn; denn zu seiner Zeit war es
etwas Neues, die Wahrheiten der Religion in einer de
und doch edlen Sprache und mit Empfindung vortragen
ren; der Jüngling versprach so viel; man mußte von dem
nothwendig mehr erwarten.

Seine Umstände erlaubten ihm nicht, sich bloß mit d
tern Ausbildung und Bereicherung seines eignen Geistes
schäfftigen. Auf Valentin Ernst Löschers Empf
übernahm er 1739 auf ein Jahr die Aufsicht über zween

*) (Nach der oben angeführten Nachricht ꝛc. von
sprach S. in seiner Vaterstadt öffentlich nur zweimal; „
noch als Fürstenschüler bey dem Begräbnisse eines Kindes,
Taufzeuge er gewesen war [s. S. 327], und das andremal
Weihnachtsmetten; aber jedesmal mit einer Furchtsamkeit,
nicht zu überwinden vermochte. Mißmuthig darüber, daß
Prediger werden konnte, schrieb er an einer in der Pfarrw
noch vorhandenen Fensterscheibe jenes bekannte Distichon

Carminibus quaero miserarum oblivia rerum:
Praemia si studio consequar ista, sat est.")

herren von Lüttichau unweit Dresden. Nachher unterwies er ein Jahr lang seiner Schwester Sohn, ihn zur Universität vorzubereiten, und mit ihm einen seiner Brüder, welcher aber auf der Schule zu Freyberg starb.*) Dieses Jahr zählte er unter die gesündesten und glücklichsten und heitersten seines Lebens, und erinnerte sich immer mit lebhafter Dankbarkeit an die Munterkeit und Freudigkeit, womit er darinnen seine Pflichten zu erfüllen sich bestrebt hatte. Er unterrichtete die Seinigen mit einem vorzüglichen Eifer, betete fleißig und mit Lust, war genau in seiner Selbstprüfung, voll Sehnsucht nach der Tugend, und lebhaft in seinem Hasse gegen das Laster; strenge in seinen Vergnügungen und voll freudiger Dankbarkeit gegen die Vorsehnng. „Ein wenig Meißnerwein," sagt er selbst, „mit etwas Brodt, erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendiget hatte, oft bis zu dankbaren Thränen. Schon zu der Zeit war er in der Abwartung des Gottesdienstes so gewissenhaft, daß er des Sonntags, den er in seinem ganzen Leben seiner göttlichen Bestimmung gemäß anzuwenden gesucht hat, ohne die äußerste Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief geschrieben haben würde. Es kränkte ihn schon, wenn er hörte, daß man an diesem Tage einen Boten von einem Orte zum andern abfertigen wollte; eine Gewissenhaftigkeit, die bei einem ausgebreitetern Ansehen der wahren Frömmigkeit niemand für sehr übertrieben achten würde. Seine frommen Gedanken über die Nützlichkeit einer gewissenhaften Feyer dieses Tages verdienen hier angeführt zu werden. „Wir gehen," sagt er,**) „mit dem Sonntage zu leichtsinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung desselben sey zum Wachsthume in der Religion und Gottseligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beste Mittel.

*) Unvollständige Nachrichten.

**) Unvollständige Nachrichten.

An dieſem Tage ſich von allen irdiſchen Geſchäfften losreißen, ſein Herz prüfen, zum Himmel erheben, daſſelbe mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und ſtärken, heißt, es auf die ganze Woche ſtärken, und ſich zur rechtſchaffenen Ausübung ſeines Berufs vorbereiten. Wer den Sonntag würdig feyert, wie kann der wohl die übrigen Tage unwürdig zubringen? Wer ihn elend anwendet, wie kann der an die Pflicht glauben, die übrigen gut anzuwenden? Höre mich, wer du auch ſeyſt, der du dieſes lieſeſt: Auf die Anwendung des Sonntags kömmt die Anwendung der Woche an. Vergiß an dieſem Tage die Kleinigkeiten der Erde! Sey ganz der Religion und dem Himmel gewidmet! Fühle die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Geſpräche, die Freuden der Natur und ihrer Wunder. Bete, danke, erforſche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheit, und bemerke die Hinderniſſe deiner Tugend. Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt haſt. Suche ſie demüthig von ihm, und ſey dankbar für diejenigen, die du empfängſt. Wir vergeſſen unſre Schwachheit und unſre Unwürdigkeit unter dem Tumulte der Geſchäffte und Angelegenheiten des Lebens gar zu leicht, wenn wir nicht eine gewiſſe Zeit feſtſetzen, unſer Unvermögen und die Macht und Güte Gottes, unſre Unwürdigkeit und ſeine Hoheit zu erkennen. Dieſem Geſchäffte ſollte der Sonntag gewidmet ſeyn. Er iſt der Tag des Gebets und der Ruhe, worinnen die Seele allein ihr wahres Glück findet. Sey noch ſo gut geſinnt, noch ſo eifrig in deinen Pflichten; je mehr du das biſt, je gewiſſer du deines Wachsthums im Guten zu werden ſcheinſt, deſto leichter kann ein geiſtlicher Stolz dich überraſchen. Uebe dich alſo am Tage des Herrn in der Demuth, die uns ſo ſchwer wird, und ſich oft um ſo viel weiter von uns entfernt, je näher wir den übrigen Tugenden zu kommen ſcheinen. Verſenke dich tief in die Betrachtung, daß du mit deinem ganzen Daſeyn, mit deiner Erhaltung, mit deinem

Glücke und deinem Elende, mit der Kraft deines Glaubens und deiner frommen Empfindungen, einzig und allein von der allmächtigen und gnädigen Hand des Vaters aller Wesen abhängst. Empfinde, wie freundlich Gott ist, wie ohnmächtig du ohne ihn bist! Denke nicht allein, daß es Gottes Wohlthat sey, was du im Leiblichen vermagst; das kann noch Stolz seyn, der für Demuth gehalten zu werden wünscht. Du kannst es Gott zuschreiben, und immer die hochmüthige Meynung in deiner Brust nähren, daß du es verdienst, vielleicht vor Andern durch eine gute Anwendung verdienst. Zerstöre diesen Stolz der Tugend am Tage des Herrn, und bete! Feyre ihn würdig und scheue die Ueberwindung nicht, welche du deinem Heile schuldig bist. Für die kleinern gesellschaftlichen Freuden, die du aufopferst, wirst du die unendlich hohen Freuden der Religion fühlen, und die Stille des Himmels, die nicht in dein Herz kömmt, wenn es sich nicht von dem Geräusche irdischer Angelegenheiten entfernen gelernt hat." Wie manches vortreffliche Buch kann der Christ zur Erbauung lesen! Wird er dadurch seine Erkenntnisse nicht vermehren? Wird er sich in der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und Vortrefflichkeit nicht befestigen? Und soll er nicht immer völliger zu werden trachten? Forsche also an diesem Tage in der Schrift, lies eine gute Umschreibung und Erklärung derselben; lies die Geschichte der Religion. Wähle unter so vielen Predigten, die dich am meisten rühren. Saurin, Mosheim, Jerusalem, von Acken, Cramer*), Schlegel, und andre, die ihnen zu gleichen suchen, sind nicht dieses Redner für alle Christen, für starke und für schwache?

Nachdem Gellert seinen Vetter zum nützlichen Gebrauche

*) Die Pflicht eines Geschichtschreibers verbietet mir hier, meinen Namen zu unterdrücken, wozu außerdem nur ein mäßiger Grad von Bescheidenheit gehören würde.

des akademiſchen Unterrichts hinlänglich vorbereitet zu haben glaubte, begleitete er ihn 1741 nach Leipzig, ſowohl um die Aufſicht über ihn fortzuſetzen, als auch um ſich ſelbſt zum Dienſte der Welt noch geſchickter zu machen; ohne andre Ausſichten zu haben, als die ihm ſein Vertrauen zur Vorſehung, und ſeine Begierde, nützlich zu werden, zeigte. „Ich hatte wenig," ſagt er ſelbſt, „als ich Leipzig zum zweytenmale beſuchte; aber Gott hat mich auch nicht einen Tag des Nothwendigen mangeln laſſen. Ich erinnere mich, bey dem Anblicke dieſer geliebten Stadt gewünſcht zu haben, daß mich Gott, wenn es ihm gefiele, mein Leben an dieſem Orte hinbringen laſſen möchte. Dieſer Wunſch iſt erhört worden, wiewohl ich damals an weiter nichts dachte, als in Leipzig ſtudiren zu können." Gellert hatte die Abſicht, Hofmanns Vorleſungen noch einmal zu hören; ſo groß war ſeine Achtung für dieſen Philoſophen, der aber einige Monate nach ſeiner Ankunft ſtarb. Von dieſer Zeit an beſchäfftigte er ſich mit dem Privatunterrichte einiger Edelleute, vornehmlich aber mit der Bildung ſeines eignen Geiſtes und der Erweiterung ſeiner Einſichten, wobey er ſich auch ſeiner natürlichen Neigung zur Dichtkunſt überließ. Nach einer weitläuftigen und ausgebreiteten Gelehrſamkeit ſtrebte er nicht; denn er fühlte dazu nicht Geſundheit genug, und konnte, bey dem Hange ſeines Körpers zu dem Uebel der Hypochondrie, ein anhaltendes Sitzen nicht vertragen. „Hätte ich," ſagte er, „gelehrt ſeyn wollen, ſo hätte ich ein Mosheim oder Erneſti werden mögen. Erneſti iſt nach meinen Gedanken jungen Leuten allein eine Akademie, über die gewöhnlichen Philologen ſo weit erhoben, als Mosheim über andre Redner. Mein Latein habe ich aus dem Cicero, den ich oft geleſen, oft laut geleſen und oft Stellenweiſe abgeſchrieben habe. Das Franzöſiſche lernte ich meiſtens durch eignes Leſen und Ueberſetzen. Keine Sprache iſt mir leichter geworden, als die Engliſche, die ich ſpäter lernte, als die übrigen, von

denen ich einige Kenntniß habe; die Urſache war, ich hatte einen freundſchaftlichen Ebert zum Lehrer darinnen.“ Weil er fühlte, daß es ſeinem Geſchmacke an einer gewiſſen Reife fehlte, ſo ſuchte er ihm dieſe Reife zu geben, um deſto nützlicher werden zu können. Seinen Freunden, die ihn fragten, wodurch er ſeinen Geſchmack vornehmlich verbeſſert habe, antwortete er: „Beſonders durch Ciceros Werke, durch den Zuſchauer, durch Rollins Art, die freyen Künſte zu ſtudiren, und in der Folge durch den Umgang mit Gärtnern, und mit meinen andern Freunden, den Verfaſſern der bremiſchen Beyträge, durch ihre Beurtheilungen, ihren Tadel, und ihr Lob. Der gute Rollin! Ich halte ſehr viel auf ihn. Außer dieſen Alten und Neuern las ich Quintilians Rhetorik und Horazens Dichtkunſt. So ſehr ich Ovids Leichtigkeit bewunderte, ſo konnte ich mich doch nie überwinden, ihn ganz zu leſen; er iſt ſchön, und doch unreif. Ich halte das Leſen, vornehmlich der Alten, zum Geſchmacke für nothwendig, und die wahre Gelehrſamkeit kann es nicht entbehren. Allein das Leſen der alten Philoſophen kömmt mir gefährlich vor, weil es eher ſtolz als weiſe und gut machen kann. Ihre Sittenſprüche ſind vortrefflich und bereden das Herz, daß es auch von ſelbſt vortrefflich werden könne. Der Verſtand freut ſich über die Tugend, die ſich der Menſch ſelbſt geben kann; aber das Gewiſſen widerlegt ſehr bald das ſtolze Syſtem, wenn das Herz verſucht, durch ſeine eigne Kraft, fromm zu werden. Seneca iſt Stellenweiſe oft meine Bewunderung geweſen. Las ich ihn im Zuſammenhange, ſo ward er mir nicht ſelten gleichgültig, und, las ich einige Stunden nach einander, ſo gar ekelhaft. Gleichwohl war Seneca ein großes Genie; aber wo er klein iſt, wird er es durch die Einförmigkeit ſeines ausſchweifenden Witzes und durch ſeine ſo ängſtliche Jagd nach dem Sinnreichen. Man ſollte die Alten hauptſächlich wegen ihrer meiſterhaften Geſchicklichkeit ſchön zu denken und zu ſchreiben preiſen; aber in den

Lobsprüchen, die man ihrer Sittenlehre giebt, weniger verschwenderisch oder behutsamer seyn. Sie erniedrigen, ohne daß man es merket, bey jungen Leuten die Moral der Religion, gegen deren Ausübung die gleichgültige und schläfrige Art ihres Vortrages uns schon in der Kindheit gleichgültig macht. Wir nehmen die Form des Christenthums an, ohne doch aus Gründen des Christenthums zu handeln. Auch bleibt uns oft das Göttliche derselben, wenn wir sie gelehrt studiren, unbekannt, und wir bereden uns, wie wir das System aus eignen Kräften fassen können, daß wir auch den Willen der Religion aus eignen Kräften beobachten können. So widerstehen wir der Kraft, die uns ändern soll, bloß dadurch, daß wir nicht würdig genug von ihr denken, und eben die Religion, die uns demüthig machen soll, dienet aus Verkehrtheit dem Stolze zur Nahrung. Warum unterlassen so viele junge Leute das Gebet, gutgesinnte junge Leute, wenn sie nicht heimlich glauben, daß sie sich selbst zur Tugend genug sind? Es ist eine elende Scham, wenn man sich einer höhern Hülfe schämet. Sie wollen dem Geiste Gottes, der unser Herz ändern und heiligen muß, diese Ehre nicht lassen, um sie selbst zu verdienen, richten das Reich einer eiteln Selbstzufriedenheit in sich auf, glauben, sich beherrschen zu können, fallen in Sicherheit und daraus in Laster, die der Tugend so gefährlich sind. Wollte Gott, man lehrte uns in den frühern Jahren des Lebens die Religion nicht wie ein Handwerk, man führte uns auf das Göttliche und Liebenswürdige, das sie hat, und lehrte uns, daß wir eben diese Religion, wie unser Verstand fortwächst, auch fortstudiren, und ihre Wahrheiten zu beständigen lebendigen Antrieben machen müssen, unser Herz zu bessern, und ohne den Gehorsam gegen ihren Willen keine wahre Ruhe des Herzens zu hoffen. So würde ihr Licht unsern Verstand in allen Verhältnissen des Lebens das sehen lassen, was unsre Pflicht und unser Glück ist. Wir würden einsehen, daß dieses Leben eine Uebung auf die

Ewigkeit seyn müsse; daß es ohne Ewigkeit ein Räthsel und ein Nichts; daß der Glaube an einen göttlichen Erlöser die größte Hoheit des Herzens, die ganze Summe der menschlichen Glückseligkeit und die Weisheit des Himmels sey; daß der, so nicht glauben will, eben der Vernunft entsagen muß, auf die er so gern stolz seyn möchte. Hätten diese Gesinnungen und Empfindungen tiefe Wurzeln in der Seele geschlagen, ehe wir Gelehrte würden: So könnten uns die Alten, die den menschlichen Geist so sehr verschönern können, nie schaden; sie würden uns nur nützen; der gute Geschmack, den wir ihnen zu danken hätten, und die Gelehrsamkeit, die wir aus diesen Quellen schöpften, würde eine ehrerbietige Dienerinn der Religion und Tugend, und nie, auch nicht einmal durch die Gefälligkeit, den Stolz des menschlichen Verstandes zu nähren, zu ihrem Nachtheile gemißbraucht werden."

Ohne sich in Betrachtungen über Betrachtungen einzulassen, sieht man leicht, daß Gellert nicht nur auf die Verfeinerung seines Verstandes und seiner Einsichten, sondern, was eines jeden Menschen vornehmste Sorge seyn sollte, eben so eifrig auf die Verbesserung seines Herzens dachte. Sein Auge war unverwandt auf die Religion gerichtet, und daher kömmt es, daß alle seine Arbeiten die Beförderung der Frömmigkeit und Tugend mehr oder weniger zum Augenmerke haben, und die Vorwürfe nicht fürchten dürfen, welche viele Geister von den edelsten und schönsten Talenten wegen ihres Mißbrauches von ihren Lesern und auch von sich selbst früher oder später zu fürchten haben.

Gellert war ungefähr wieder ein Jahr in Leipzig gewesen, als die Belustigungen des Verstandes und Witzes erschienen. Der Geschmack ist in Deutschland nun allgemeiner und aufgeklärter geworden, als er damals war. Man mag also itzt von ihrem Werthe urtheilen, wie man will, so ist doch gewiß, daß sie eine unerwartete und zugleich nützliche Erscheinung waren, Deutsch-

land in Bewegung ſetzten, und zur Ausbreitung der Luſt zum Leſen angenehmer und nützlicher Schriften viel beytrugen. Gellert ließ ſich bewegen, Theil daran zu nehmen, und gab einige Fabeln, Erzählungen und Lehrgedichte, mit verſchiedenen proſaiſchen Abhandlungen in dieſe Monatſchrift, die mit einem weit ausgebreiteten Beyfall geleſen, aber auch bald, wegen einiger darinnen befindlichen Streitſchriften, mit Beurtheilungen angegriffen wurde, welche vielleicht nicht allemal ungerecht, aber doch allemal zu hart und zu unfreundlich waren.

Gellerts Freunde wiſſen, mit welcher Strenge er dieſe erſten öffentlichen Verſuche ſeines Geiſtes beurtheilet hat. Einige hat er nicht einmal der Verbeſſerung würdig geachtet, wiewohl ihm auch dieſe liebenswürdige Härte gegen ſeine eignen Arbeiten feindſelige Anmerkungen zugezogen hat. Bey allen ihren Mängeln hatten ſie ſo viele ſichtbare Schönheiten, daß er, gleich ſeit ſeiner erſten Erſcheinung unter Deutſchlands Dichtern, eine allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. In jedem neuen Stücke ſah man zuerſt nach, ob eine Fabel oder Erzählung von Gellerten darinnen wäre. Ueberall las man dieſe, las ſie wieder, und wußte ſie auswendig. Das Natürliche und Leichte der Erzählung, worinnen nichts geſucht, nichts ſtudirt zu ſeyn ſchien, der ſanfte, unſchuldige, menſchenfreundliche Ton eines jungen Dichters, der gefallen, vergnügen und beſſern wollte, der, ohne zu beleidigen, ſcherzte, nie mit Bitterkeit lachte, ſondern immer nur mitleidig oder liebreich lächelte, hatte ſo viel Anziehendes, daß der Beyfall, den man ihm gab, von einem Monate zum andern allgemeiner wurde. Man darf ſich alſo nicht verwundern, daß er Gedichte, die von den älteſten Zeiten her für die angenehmſte Sprache der Weisheit gehalten worden ſind, um ſo viel lieber gewann, je mehr er Anlaß hatte zu hoffen, daß ſie ihm glücken, und zugleich ihn ſeinem Vaterlande werth machen würden.

Um dieſe Zeit errichtete er mit Johann Elias Schle-

geln, deſſen ältern Bruder er in Meißen gekannt hatte, eine zärtliche und vertrauliche Freundſchaft. Dieſe gründete ſich auf die Talente und moraliſchen Vorzüge dieſes Dichters, der zuerſt die tragiſche Muſe nach Deutſchland rief. So lange er in Leipzig lebte, war er Gellerts beſtändiger Umgang, eben ſo bewundert, als geliebt von ihm. Denn wie gern auch dieſer ſelbſt hochgeachtet zu werden wünſchte, ſo konnte er doch Andrer Gaben und Verdienſte über ſich erhaben ſehen, oder er ſchätzte ſie vielmehr allezeit höher, als die ſeinigen. Dies beweiſt die Schilderung, die er ſelbſt von ſeinem geliebten Freunde und von ſeinen Brüdern entworfen hat. „So bald ich Johann Elias Schlegeln kennen lernte," ſagt er*), „waren wir auch Freunde. Er übertraf mich an Gelehrſamkeit, Critik und Genie; damals und ſtets; ein Mann von ungewöhnlichen Talenten, einer ſehr gefallenden Bildung, und einer Luſt zu arbeiten, die nicht ermüdet werden konnte. Die ſchönen Wiſſenſchaften waren ſeine Freude und ſein Fleiß. Gleichwohl ſollte er nach dem Verlangen ſeines würdigen Vaters ſich zum Juriſten geſchickt machen, um eine öffentliche Prüfung aushalten und Doctor der Rechte werden zu können. Er haßte beynahe die Pandecten, hatte die Rechte nur im Vorbeygehen gehört; aber ſeinem Vater zu gefallen, zwang er ſich ohngefähr ein Vierteljahr lang, trieb ſie mit einem Eifer, als wenn er ein zweyter Cujaz werden wollte, unterwarf ſich einer öffentlichen Prüfung ſeiner juriſtiſchen Kenntniſſe, und Mechenberg, der damalige Dekanus, wollte ihm aus Bewunderung derſelben zu einer öffentlichen Unterſtützung verhelfen, um die höchſte Würde in den Rechten erlangen zu können. So wahr iſt es, daß ein Mann, welcher der alten Sprachen mächtig iſt und Geiſt hat, in kurzer Zeit mit ſeinem Fleiße in den höhern Wiſſenſchaften mehr, als glaublich zu ſeyn ſcheint, ausrichten

*) Unvollſt. Nachr.

kann. Die Griechen und Römer hatte er bereits auf der Schule mit großem Fleiße geleſen, und las ſie noch. Er verſtand zugleich die franzöſiſche, italieniſche und engliſche Sprache gut, kannte die beſten Schriftſteller darinnen, und hatte dieſe Kenntniſſe ſich faſt ganz allein zu danken. Da er bey ſeinem Vetter, Spener, dem ſächſiſchen Geſandten an dem däniſchen Hofe, als geſandtſchaftlicher Sekretair gebraucht werden, und zu dieſer Abſicht franzöſiſch ſowohl gut zu reden als gut zu ſchreiben wiſſen ſollte, gieng er einige Monate zu dem Herrn Mauvillon und lernte beides ſo gut, daß ihn dieſer als einen ſeiner geſchickteſten Schüler zu rühmen pflegte. Er konnte ganze Tage arbeiten, ohne auszuſetzen; darauf aber gieng er meiſtens einen Tag herum, ohne ſich zu beſchäfftigen, und erholte ſich in Geſellſchaften. Schlegel ſtritt von Herzen, wenn man ſeine Gedichte tadelte, gieng mit dem Trotze eines Poeten hinweg, der, was gut wäre, beſſer, als ſein Kunſtrichter, zu empfinden glaubte, kam in einigen Stunden demüthig zurück, und hatte die mit großer Hitze vertheidigten Stellen alle glücklich geändert. In ſeinen Tragödien konnte er ganze Aufzüge umarbeiten, ohne darüber zu klagen. Ein Entwurf zu einem Trauerſpiele war ihm eine ſehr angenehme Beſchäfftigung, und er pflegte ihn, wie Racine, oft faſt ganz proſaiſch aufzuſetzen. Ich weis niemanden, der dieſen Mann gebildet hätte; ſein eignes Genie und Leſen that es. Daß wir kein Bildniß von ihm haben, kränkt mich. Er war blond. Ein paar hellblaue denkende, halbtraurige, halbfrohe Augen, bald muthwillig, bald ernſthaft, lagen tief in ſeiner breiten und hohen Stirne. Sein Mund, die Oberlippe etwas aufgeworfen, und ſeine Habichtsnaſe gaben ſeinem Geſichte ein eben ſo edles Anſehen, als ſein beredtes Auge daſſelbe angenehm machte. Seine Freunde küßte er mit einem frohen Ungeſtüme faſt ſo oft er ſie ſah. Für das ſchöne Geſchlecht hatte er viel Achtung; doch weis ich kein Frauenzimmer, das er bis zur Leidenſchaft

bt hätte. Hätte er aber eins geliebt, und seine Geliebte
: seine Neigung für das Theater zu arbeiten gemißbilligt,
ürde er diese Neigung der Liebe gegen sie, wie reizend sie
gewesen wäre, vorgezogen haben. Er las seine Verse gern
um zu hören, was er zu hoffen hätte, doch deklamirte er
nicht zum Besten. Ich gieng in seiner Gesellschaft seinem
der, Johann Adolph, als er aus der Pforte nach Leip-
lam, bis Lindenau zu Fuße entgegen. Dieser gefiel mir da-
i gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht an-
igte, das er hat, und doch ist dieser Schlegel ein Freund
mir geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichste Liebe,
achtung und Bewunderung haben werde. Sein älterer Bru-
den er nicht lange in Leipzig genoß, starb in Soroe, wo er
der Ritterakademie, als ein öffentlicher Lehrer, mit großem
fall gelehrt hatte. Ehre denselben, junge Nachwelt, und
: von ihm; denn er lernte von den Alten! Der vierte
legel, Johann Heinrich, in Dännemark an der Uni-
tat in Kopenhagen, würde seine Brüder an Güte des Her-
übertreffen, wenn es möglich wäre, sie daran zu übertreffen.
e Frömmigkeit und das Liebenswürdige seiner Sitten erhe-
ihn so sehr als sein Verstand, seine Gelehrsamkeit und sein
er Fleiß. Auch der Jüngste ist aller seiner Brüder würdig,
nun ein eifriger und beredter Lehrer der Religion. Das
, das dieser hat, das oft unter einer ernsten Miene verbor-
liegt, und deswegen nicht gleich im Anfange einnimmt, ist
das empfindlichste und gewissenhafteste Herz. Er wollte
aus, gleich allen meinen Freunden, in seinen Arbeiten und
en getadelt seyn; eine herrliche Eigenschaft eines Jünglings!
röstete mich oft in meinen hypochondrischen Stunden. Alle
fünf Schlegel haben in Pforte und Meißen und in Leip-
tudirt, und viere davon, welche Ehre sind sie diesen Schu-
Denn obgleich der Aelteste, der sich bloß den Rechten gewid-

met hatte, ſeiner Kenntniſſe und ſeines Herzens wegen ein hoch-achtungswürdiger Mann war, ſo hatte er doch nicht die Talente ſeiner Brüder. Aus Einem Hauſe vier ſo vortreffliche Geiſter! Blühe du Geſchlecht der Schlegel, und nie fehle es dir an Männern, welche die Menſchen weiſe und glücklich machen; nie an Beförderern des Geſchmacks und der Tugend! Der Segen eines rechtſchaffenen, gelehrten, aber unglücklichen Vaters, ruhe immer auf ſeinen Nachkommen, wie er ſo ſichtbar auf ſeinen Söhnen ruht!"

So voll war Gellerts Herz von ſeinen Freunden, ſo rührend die Zärtlichkeit, womit er ſie liebte. Seine Seele ergoß ſich in ihr Lob, wenn er von ihnen ſprach, in ſeinen Briefen, in ſeinen Geſellſchaften, in ſeinen Vorleſungen. Immer wünſchte er, ſie von Andern eben ſo hoch geachtet und geliebt zu ſehen, als er ſelbſt ſie ſchätzte und liebte, und er ſchätzte und liebte ſie vornehmlich moraliſcher Vorzüge wegen. Wo er dieſe entdeckte, oder zu entdecken glaubte, da wurde ſogleich ſein ganzes Herz entzündet. Seine Freundſchaftlichkeit war mehr, als Temperament. Sie entſprang aus einer wahren und ungeheuchelten Liebe zur Religion und Rechtſchaffenheit. Er fühlte lebhaft, daß nur die Vorzüge der Tugend liebenswürdig und glücklich machen, und mitleidiger kann keine Bekümmerniß ſeyn, als die ſeinige war, ſo oft er mit Menſchen bekannt wurde, die durch den Mangel daran unglücklich und elend waren. Dieß Mitleid bewog ihn alles anzuwenden, was in ſeiner Macht ſtand, ſie zu beſſern und dadurch glücklicher zu machen. Er wurde einige Jahre nach ſeiner Zurückkunft nach Leipzig mit einem Unglücklichen dieſer Art bekannt, der, wie man zu ſagen pflegte, im Grunde kein böſes Herz hatte, von der Wolluſt aber zur Freygeiſterey verleitet, und von dieſer zu Ausſchweifungen hingeriſſen worden war, die ſowohl ſeine Geſundheit als ſeine irdiſche Wohlfahrt zu Grunde gerichtet hatten. Unter einer eben ſo ſchmerzlichen als ekelhaften

Krankheit fehlte es ihm sowohl an Gemüthsruhe und Trost, als an Mitteln, sein äußerliches Leiden sich zu erleichtern, und zugleich an dem einzigen, was Verächter der Religion allein noch zu einiger selbst ihrem Körper nöthigen Gelassenheit bewegen kann, an der Hoffnung wieder aufzukommen. Ungeduld und Verzweiflung vermehrten seine Quaalen, und gleichwohl waren keine Flüche noch Verwünschungen so strafbar, die er nicht aus Ungeduld und Verzweiflung wider sich und wider die Vorsehung ausgestoßen hätte. Gellert, von den schrecklichen Schmerzen seines Körpers, noch mehr aber von dem Elende seiner Seele gerührt, wünschte ein Werkzeug ihrer Errettung zu werden. In dieser Absicht suchte er sich zuförderst seiner Liebe zu versichern, und ihn zu überzeugen, daß er von einem wahren und ernstlichen Mitleide gegen sein leibliches Elend durchdrungen wäre. Weil auch sein Herz wider die Religion so feindselig gesinnt war, daß er ihre Hülfe nicht verlangte, sondern floh, so nahm er sich vor, sein Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß er nur die Absicht zu haben schien, seine Schmerzen zu lindern, und ihm das Gefühl seiner Krankheit zu erleichtern. In dieser Absicht that er alles, was er nach seinen Umständen thun konnte, und sammelte, mit aller Schonung seiner äußerlichen Ehre, bey seinen Freunden, um ihm mit allen Erquickungen beyzustehen, welche seine Seele zur Ruhe und zu einem gelassenen und ernstlichen Nachdenken bringen könnten. Er war ungeachtet des Unangenehmen, was seine Krankheit hatte, doch immer bey ihm; immer bemüht, durch kleine Bequemlichkeiten seine Schmerzen zu besänftigen, mit dem angenehmen trauernden Mitleiden in seinem Auge, welches Unglückliche so leicht empfinden, und welches in keinem Auge redender war, als in dem seinigen. Das Herz des Kranken wurde nach und nach erweicht, mäßigte aus Achtung für einen so dienstfertigen und mitleidigen Freund die ungestüme Heftigkeit seiner Ungeduld, Gellerts Betrübniß zu schonen, und da es

ſich erſt gegen die Freundſchaft eines liebreichen Mannes zu öffnen anfieng, begann daſſelbe nach und nach empfindſamer auch gegen die höhere Liebe zu werden, auf welche es Gellert mit einer zärtlichen Vorſicht und Behutſamkeit aufmerkſam zu machen ſuchte. Der Kranke kam mehr zur Stille, von der Stille zum Nachdenken, vom Nachdenken zur Reue, von der Reue zu ernſthaften Beſtrebungen, ſeine Verzweiflung zu mäßigen, ſeinen Lippen Gewalt zu thun, und der ſchrecklichen Verfluchungen, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, ſich zu enthalten. Endlich ließ er ſeinem Freunde nicht bloß die Freyheit, ihn zu erinnern, wenn er in Gefahr war, ſich vor Schmerzen zu vergeſſen, ſondern bat ihn auch um dieſe ihm nöthige Hülfe. Seine Sorge, ob er noch errettet werden könnte, wurde lebhafter, und ſein Verlangen darnach immer feuriger. Vor dem hatte er die Lehrer der Religion verſpottet; nun ſehnte er ſich nach ihrem Unterrichte und Troſte. Seine Gelaſſenheit und Geduld nahm mit ſeinen Schmerzen zu; doch wurde er nicht vom Tode übereilt, und zuweilen ſchien er Erleichterungen zu erhalten, die ihm ſchmeicheln konnten, daß er die Hoffnung der Geneſung doch nicht völlig aufgeben dürfte. Gellert ſollte die Freude haben, ſeine Beſſerung noch mehr zunehmen zu ſehen. Er verließ denſelben ſo wenig, als es ihm nur ſeine übrigen Pflichten erlaubten, und bemühte ſich, eben ſo ſehr die Empfindung ſeiner Unwürdigkeit und einen ernſthaften Abſcheu an ſeinem vorigen Leben, als die Hoffnung ſeiner Begnadigung zu unterhalten. Der gebeſſerte Kranke war indeß ſeinem Tode näher gekommen, als ſein für ſeine Seele ſo beſorgter Freund fürchtete. Eines Tages betete er ganz allein mit dem Kranken; dieſer ward plötzlich ſchwächer, ergriff die Hand ſeines mit ihm betenden Freundes, dankte ihm, betete, und ſtarb. Gellert, von ſeinem ſchnellen und ruhigen Tode gerührt, glaubte kaum, was er ſah, rief um Beyſtand, entfernte ſich aber, als er ſah, daß es hier ſeiner Hülfe nicht mehr bedurfte,

mit zitternder Freude aus dem Hause, voll Dankbarkeit für die Hoffnung, die er hatte, etwas zu Errettung einer unsterblichen Seele beygetragen zu haben.

Man sieht aus dieser Begebenheit, mit welchem Eifer er an der Beförderung der wahren und ewigen Glückseligkeit der Menschen gearbeitet haben würde, wenn ihm die Beschaffenheit seiner Gesundheit erlaubt hätte, seinem Wunsche nach einem Predigtamte oder Schulamte zu folgen. Noch hatte er über kein sieches Leben zu klagen; aber so gesund war er auch nicht, als man in seinen Jahren zu seyn pflegt. Weil nun zu öffentlichen durch Verordnungen festgesetzten und bestimmten Arbeiten eine zuverlässige und beständige Gesundheit nöthig ist, wenn sie ihre Absicht genug erfüllen sollen, so beschloß er, sich dem Unterrichte der akademischen Jugend zu widmen. Er wählte dazu eine Sphäre, die zwar nicht unmittelbar an die Religion und Moralität grenzt, die er aber in eine genaue und freundschaftliche Verbindung mit ihnen zu setzen hoffte, damit er den Menschen auch dadurch nützen möchte, wodurch ein edler, nach der wahren Unsterblichkeit begieriger Geist am liebsten zu nützen wünscht. Auch für die Frömmigkeit und Tugend giebt es glückliche Umwege zum menschlichen Herzen. Auf diesen wollte sie Gellert dahin führen, oder sie in der Herrschaft, die sie etwa schon über gute junge Gemüther haben möchten, befestigen, obgleich dieses nicht der Erste seiner Endzwecke zu seyn schien. Er setzte sich vor, ihren Geschmack zu bilden, aber auf eine solche Art, daß sie überzeugt würden, die Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines feinen Geschmacks. In dieser Absicht erwarb er sich die Freyheit auf der Akademie 1744 und 1745 öffentlich zu lehren, nach der Gewohnheit der Universitäten erst durch die Annahme ihrer höchsten Würde in den freyen Künsten und durch die Vertheidigung einer gelehrten Abhandlung von der Poesie

der Fabeln und der vornehmſten Fabeldichter.*) Die Geſchicklichkeit und Kunſt zu unterrichten hatte er ſich bereits erworben. Er ward auch darinnen täglich vollkommener, ob er gleich nie diejenige Dreiſtigkeit auf dem Katheder erlangt hat, die weder Vermeſſenheit noch Unverſchämtheit genannt ſeyn will, die aber gemeiniglich nur angenommen wird, um dem Auge der Jugend den Mangel einer größern Einſicht und Geſchicklichkeit, die ein Lehrer haben ſollte, zu entziehen; die aber denſelben immer viel weniger verbirgt, als ihn eine furchtſame Beſcheidenheit befürchten läßt.

Indeß wollte Gellert nicht allein durch akademiſche Vorleſungen, ſondern auch durch Schriften nützlich werden. Wie ihm die Fabeln mit Recht diejenige Gattung von Poeſie zu ſeyn ſchienen, worinnen er die meiſte Stärke hätte, ſo arbeitete er, als die erſten Stücke der bremiſchen Beyträge 1745 herauskamen, ganz in der Stille an den ſeinigen, um ſeine Freunde auf eine angenehme Art zu überraſchen. Seine erſten Verſuche von Fabeln und Erzählungen in den Beluſtigungen hatten viel Beyfall erhalten. Dadurch aber war er doch nicht zu der Zufriedenheit verleitet worden, welche ſo viele Schriftſteller verhindert hat, ihren Werken diejenige Vollkommenheit zu geben, die ſie denſelben gegeben haben würden, wenn ein Mißtrauen gegen ſich ſelbſt ſie angetrieben hätte, mehr Sorgfalt und Fleiß auf die Ausarbeitung zu wenden. Gellert kannte und fühlte die Nothwendigkeit und die Vortheile eines nur ſeltnen Mißtrauens dieſer Art. Er las ſeine Fabeln ſeinem Freunde Gärtner vor, und

*) (1744, vgl. Th. 5, S. 308. Der Titel der Diſſertation iſt: De poesi apologorum eorumque scriptoribus amplissimi philosophorum ordinis auctoritate d. XXX. Decembr. A. CIↃIↃCCXXXIIII disputabunt Christianus Fürchtegott Gellertus, A. M. et Joh. Andreas Cramerus, Joestad. Misn. Lipsiae literis Breitkopfianis. 40 S. 4to).

dann erſt der ganzen Geſellſchaft ſeiner übrigen vertrauten Freunde. Dieſes geſchah nicht lange nach der erſten Einrückung der preußiſchen Kriegsvölker in Sachſen. Er verlangte eine genaue und ſtrenge Beurtheilung ſeiner Arbeit von ſeinen Freunden. In dieſer freundſchaftlichen Beſchäfftigung ließen ſie ſich auch dadurch nicht ſtören, daß zu eben der Zeit ſeine Wohnung, wo ſie in dieſer friedlichen Abſicht ſich verſammelt hatten, von einigen preuſſiſchen Officieren durchſucht wurde, um zu erfahren, ob nicht etwa der General Sibylsky daſelbſt verſteckt ſeyn möchte.

Unter ſeinen damals verfertigten Erzählungen iſt die Schilderung einer Betſchweſter beſonders merkwürdig. Dieſe hatte ihn auf die Gedanken gebracht, ſeine Gaben zu den Werken des Geſchmacks auch zur Verbeſſerung des Theaters anzuwenden, um dieſe Art des öffentlichen Vergnügens moraliſcher und dadurch nützlicher zu machen. Denn obgleich ſchon Johann Elias Schlegel ſeinen geſchäfftigen Müßiggänger und ſeine Pracht von Landheim in dieſer Abſicht gearbeitet hatte, ſo waren doch dieſe beiden Stücke noch nicht gedruckt. Gellert ſchrieb alſo ſeine Betſchweſter, und überließ ſie ſeinen Freunden, auf ihr Erſuchen, zur Bekanntmachung in den bremiſchen Beyträgen. Anfangs war er zweifelhaft, ob er nun nicht die Erzählung, welche das Luſtſpiel veranlaßt hatte, unterdrücken ſollte. Seine Freunde ſollten dieß entſcheiden, und dieſe waren der Meynung, daß dieſelbe eben ſowohl, als die Komödie, gedruckt werden könnte. Dieſes Stück wurde mit Beyfall aufgenommen, verurſachte ihm aber in der Folge viel Kummer. Einige Namen haben Nebenbegriffe, wodurch zuweilen eine gewiſſe Zärtlichkeit wider Sachen aufgebracht wird, wobey ſie nichts anſtößiges finden würde, wenn dieſelben nur mit einem andern Worte oder Bilde bezeichnet wären. Vielleicht wäre dieſer Zärtlichkeit, wenn ſie noch unſchuldig und nicht ſelbſt eine Frucht oder Art der Scheinheiligkeit iſt, in dieſer Komödie der Name einer Scheinheiligen weniger zuwi-

der gewesen. Denn wer hat eine wahre Achtung gegen Religion und Frömmigkeit, und sollte sich nicht freuen, diejenigen, welche Andacht und Gottseligkeit bloß im Aeußerlichen, oder in einer ausschweifenden Nachahmung ihres Aeußerlichen suchen, einem ernstlichen Mißfallen und Abscheue daran Preis gegeben zu sehen? Gellert hatte gewiß bey seiner Arbeit diese Absicht. Man darf zur Ueberzeugung davon nur seine Erklärung darüber in der Vorrede zu seinen Schauspielen lesen. Es bedarf hier keiner Untersuchung über die Sittlichkeit des Theaters, keiner Betrachtung der Nützlichkeit und Schädlichkeit dieses öffentlichen Vergnügens, das an Höfen und in großen Städten fast zu einem Bedürfnisse geworden ist. Neuere Philosophen, als Rousseau und Alembert, und auch neuere Gottesgelehrten sagen sowohl für das Theater, als wider dasselbe so viel Unbestimmtes, wodurch die Entscheidung mehr erschwert als erleichtert wird, daß man sich eine allzulange Ausschweifung erlauben müßte, wenn man die dahin gehörigen Fragen in ein neues Licht setzen sollte. Es mag schwer seyn, zu entscheiden, was getreue Zeichnungen guter und böser, liebenswürdiger und verhaßter, edler und niederträchtiger Charaktere im Schauspielhause auf die Zuschauer oder im Lesen auf die Leser für Eindrücke machen können, wenn man dabey den verschiednen Zustand ihres Gemüthes in Betrachtung zieht. Es mag schwer seyn, aus dieser Kenntniß diejenigen Regeln herzuleiten, welche Dichter beobachten müssen, wofern sie nicht allein vergnügen, sondern auch nützlich werden wollen. Auch ist es schwer zu entscheiden, wie sehr die unausbleibliche Empfindung von Vergnügen über die Kunst der Nachahmung, über die Schönheit der Malerey und über das Reizende der Vorstellung selbst den Eindruck hindert oder befördert, den jede richtige Bemerkung des Bösen, des Häßlichen, des Verabscheuungswürdigen, des Strafbaren, und des Lächerlichen zum Vortheile einer wahren Liebe und Hochachtung gegen alles Edle

Schöne und Liebenswürdige machen ſollte. Man kann überdieß mit keinem philoſophiſchen, oder theologiſchen Machtſpruche beſtimmen, was das Theater durch die Verſchuldung der Dichter, oder ohne dieſelbe für Wirkungen auf die Leidenſchaften der Menſchen haben; was es dieſen für neue Geſtalten oder Wendungen geben könne. Das aber iſt gewiß, daß ſowohl die Theologen, als andere, welche Chriſten ſind, oder ſeyn wollen, ſich in dieſer Sache keinen Ausſpruch anmaßen müſſen, ehe ſie ſich wohl geprüft haben, ob ſie auch alle zu dieſem Richteramte nöthigen Einſichten beſitzen: denn es iſt ſehr bedenklich, über die Moralität ſolcher Vergnügungen, deren Unſchuld doch unter gewiſſen Vorausſetzungen und nach einem gewiſſen Ideale von ihnen ſelbſt eingeſtanden wird, in einem entſcheidenden Tone zu urtheilen. Hat man nicht alle dazu nöthigen Einſichten; ſo können dergleichen Urtheile ſehr leicht ſchief gerathen, und zu eben ſo ſchiefen und anſtößigen Gegenurtheilen Gelegenheiten geben. Können ſich aber wohl diejenigen darauf einlaſſen, die, wenn ſie auch ihre Moral wiſſen, doch vielleicht von den Werken des Geſchmacks, und ihren Wirkungen auf die menſchliche Seele, von der Verbindung, worein ſie mit den Lehren der Religion gebracht werden können, von den Regeln dieſer Verbindung, und von der Harmonie einer an ſich unſchuldigen Beluſtigung des Witzes mit der Tugend nicht genug beſtimmte Kenntniſſe haben? Fehlt es ihnen an dieſen, ſo gehen ſie am ſicherſten, wenn ſie für ihre Nebenmenſchen ſich auf den allgemeinen Rath einſchränken, auch in ihren Vergnügungen alles zu prüfen, das Beſte zu wählen, und bey dem Genuſſe derſelben darauf zu ſehen, daß ſie ihre eigne Unſchuld bewahren und von keiner unmoraliſchen Gleichgültigkeit gegen Dinge, gegen welche ſie nicht gleichgültig ſeyn dürfen, angeſteckt werden mögen, weil ſie ſonſt durch ihre Unfähigkeit, beſtimmt und zuverläßig genug zu urtheilen, ſich der Gefahr bloß ſtellen, Mißtrauen gegen ihre übrigen beſſern mo-

ralischen Aussprüche zu veranlassen. Gellert selbst hatte bey seinen theatralischen Arbeiten gewiß die Absicht, am Laster Abscheu, an Fehlern und Thorheiten Mißfallen zu erwecken, gute und liebenswürdige Charaktere aber durch eine reizende Vorstellung zu empfehlen und den Menschen angenehm zu machen. Er wollte dem guten Herzen eben so sehr als dem Witze gefallen; man kann also seine Schauspiele nicht ohne Muthwillen oder Einfalt für die Tugend anstößig finden, wenn es auch nicht schwer seyn sollte, besonders in der Betschwester, einige Züge, die etwan eine ängstliche Bedenklichkeit hinweg wünschen könnte, auszulöschen, ohne ihre Schönheit zu vermindern. Hätte er mit Wahrscheinlichkeit einige Anstößigkeit von diesem Stücke befürchtet, so würde er dasselbe gewiß vor dem Drucke eben so willig unterdrückt haben, wie lieb ihm auch seine Arbeiten waren, als er eine in Absicht auf die Poesie schöne Erzählung zernichtete, weil Gärtner ihm die Anmerkung machte, daß sie einigen Lesern zu frey vorkommen und dem moralischen Nutzen seiner Fabeln schaden könnte. Jedoch diese Gesinnungen seines Herzens können nicht unbekannt seyn. Gleichwohl fanden sich in den spätern Jahren seines Lebens Männer, welche ihn aus guter Absicht und Meynung, aber freylich auch aus Unwissenheit in dieser Materie, in ihren Briefen an ihn darüber beunruhigten. Gellert konnte über Aeußerungen dieser Art leicht ängstlich werden. Er bat Männer von Einsicht und Frömmigkeit, weil er dem Ausspruche seines eignen Gewissens nicht allein trauen wollte, um ihr Urtheil, ob er sich auch wohl Vorwürfe über seine Betschwester zu machen hätte; er wünschte auch wirklich mit großem Ernste, ob sie ihn gleich mit sehr guten Gründen zu beruhigen suchten, daß er dieselbe nicht geschrieben haben möchte. Er würde sogar dieses Lustspiel noch vertilgt haben, wenn es in seiner Macht gestanden hätte. Um übrigens von dem Werthe nicht allein dieses Stückes, sondern aller seiner Schauspiele, den

ſie als Werke des Geſchmacks haben, richtig genug zu urtheilen, muß man anmerken, daß ſie nicht ſowohl für die große Welt, als für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens beſtimmt waren, daß überdieß nicht die Sphäre eines bearbeiteten Gegenſtandes, ſondern die glückliche Bearbeitung ſelbſt den Werth davon beſtimmt. Dieß iſt der Standpunkt, aus dem ſie beurtheilet werden müſſen; denn die Höfe hatten damals ſo wenig als itzt ein deutſches Theater. Die Charaktere ſeiner Luſtſpiele ſind nicht aus einem fremden Himmelsſtriche auf deutſchen Boden verpflanzt; keine Gemälde, woran die Phantaſie des Dichters mehr Theil hat, als die Wahrheit, ſondern getreue Nachzeichnungen der Natur. Reizen gewöhnliche Sitten und Charaktere, die jedermann ganz geſehen zu haben glaubt, weil ſie der allgemeinen Beobachtung ſich nicht ganz entziehen können, nicht ſo leicht als diejenigen, die durch das Neue und Sonderbare, welches eine lebhafte Einbildung hinzumiſcht, leichter gefallen und länger unterhalten: ſo wird man ohne Mühe erkennen, daß es eine Meiſterhand ſeyn mußte, welche dieſelben ſo zu ſchildern und in einem ſolchen Lichte zu zeigen wußte, daß Leſer und Zuſchauer eben ſo damit beſchäfftigt werden, als wenn ſie von ihnen zum erſtenmal geſehen und beobachtet würden, da er zumal ſeinem Ausdrucke nicht die geheimnißvolle Miene gab, daß mehr dabey gedacht werden müßte, als er ſagt, weil er ſelbſt mehr dabey gedacht hätte. Der Dialog in ſeinen Komödien könnte weniger periodiſch ſeyn; allein dieß Periodiſche, welches der Sprache des Umgangs nicht gemäß genug zu ſeyn ſcheint, iſt vielleicht nicht fehlerhafter, als eine übertriebene Kürze der Unterredung, und das wahre Komiſche gewinnt durch einen Fehler ſo wenig, als durch den andern.

Nachdem ſein erſtes Luſtſpiel gedruckt worden war *), ließ

*) (Schon vorher, 1744 u. 1745, waren die beiden Schäferſpiele das Band und Sylvia in den Beluſtigungen erſchienen; vgl.

er auch den ersten Band seiner Fabeln und Erzählungen drucken. Sie wurden mit einem allgemeinen Beyfalle aufgenommen; nicht nur in Deutschland, welches nun erst zu einem bessern Geschmacke gebildet und gewöhnt wurde, sondern auch unter den Nationen, die schon der Empfindung des wahren Schönen in diesen Gedichten gewohnt waren, und darum von dem Werthe solcher Werke sicherer urtheilen konnten. Sie wurden den Ausländern durch verschiedne Uebersetzungen bekannt, welche immer weit unter ihrem Originale blieben, und dennoch ehrten die Fremden auch darinnen das Genie des deutschen Dichters mit einem Lobe, das um so viel bedeutender war, je zurückhaltender sie zu allen Zeiten mit ihrem Beyfalle gegen unsre Nation gewesen sind. Diese Gedichte haben so unstreitige und so sichtbare Vorzüge, daß man sie, wenn Itztlebenden ein solches Urtheil erlaubt werden kann, beständig zu den klassischen Werken unsrer Nation zählen wird. Noch immer gehören sie zu den angenehmsten Unterhaltungen einer sich zu einem guten Herzen und Geschmacke bildenden Jugend; noch haben sie den Beyfall eines Geschlechtes, das näher bey der Natur bleibt, und deswegen auch nach seinem Gefühle sicherer, als das unsrige nach Aesthetiken über das wahre Schöne urtheilt. Noch erzählen gute Mütter sie ihren sich zum Geschmacke bildenden Töchtern; noch würde sich auch der mürrische Weise schämen, mit Gleichgültigkeit oder Verächtlichkeit davon zu sprechen. Die Wahl und die Erfindung des Innhalts, die Absicht, die Ausführung, die Manier, alles gefällt; alles macht dem Verstande, dem Herzen und dem Geiste des Dichters Ehre. Er erhebt sich nie so hoch, daß er nur von dem scharfsinnigern und gelehrtern Theile der Menschen gesehen werden könnte: er

die Vorbemerkung zu Th. 2. In den Bremischen Beyträgen, deren Geschichte C. F. Weiße (Rabeners Briefe, S. XXIX. ff.) genau erzählt, findet sich von Gellert nichts als die beiden Lustspiele: die Betschwester und das Loos in der Lotterie.)

t aber auch nie so nahe an der Erde hin, daß er von übersehen zu werden verdiente. Im Schmucke seiner Er- ig herrschet eine weise und überlegte Mäßigung, eine Schön- welche gefällt, ohne lange vor dem Spiegel gesessen zu , allezeit bescheiden, zuweilen aber auf eine angenehme Art ißig; nicht eben aus buhlerischer Zuversichtlichkeit zu ihren ngen, sondern, ohne es doch selbst zu wissen, aus einem nen Gefühle, daß sie keiner außerordentlichen Sorgfalt in Putze bedürfe. Es giebt unter andern Nationen, und cht auch unter der unsrigen, Kunstrichter (zum wenigsten ı sie dafür gehalten seyn), welche für die Größe eines jeden :s ihren Maaßstab haben, und jedem sinnreichen Werke und unter andern seinen von ihren Einsichten und Leiden- en bestimmten Rang mit einem so entscheidenden Ansehn isen, als wenn ihnen dieses Geschäffte vom Geschmacke selbst tragen worden wäre. Allein das ganze Geheimniß besteht n, daß man aus der Arbeit eines Dichters eine oder die Stelle heraushebt, sie mit andern Stellen ähnlicher Dich- ergleicht, diesem oder jenem, wie man will, zum Nachtheile, ann auf den Dreyfuß setzt, und sein Urtheil ausspricht; Kunst, die mit Circens Zauberstabe viel Aehnlichkeit zu ha- cheint; denn nach solchen Orakeln sollte es nicht schwer seyn, ı Homer seinen Sitz neben dem Chapelain, und einem drus den seinigen neben Stoppen anzuweisen. Ueber- t sind solche Aussprüche, besonders wenn es Lobeserhebungen nicht viel besser, als die Urtheile der holländischen Blumi- die eine Tulpe oder eine Nelke bloß darum für Wunder Schönheit erklären, weil sie einen Strich von Farbe haben, en andre in ihrer Art eben so schöne Blumen nicht haben. Die empfindlich Gellerten ihr Tadel gewesen seyn würde, sich itzt nicht entscheiden; doch würde ihr Beyfall nicht das gewesen seyn, nach welchem er gestrebt hätte. „Mein größ-

ter Ehrgeiz," ſagt er in einem Schreiben an einen Freund in Schleſien, „beſteht darinn, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will, und nicht den Gelehrten im engen Verſtande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr, als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigſte Mann von geſundem Verſtande iſt mir würdig genug, ſeine Aufmerkſamkeit zu ſuchen, ſein Vergnügen zu befördern, und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdruck gute Wahrheiten zu ſagen, und edle Empfindungen in ſeiner Seele rege zu machen." Ein ſo menſchenfreundlicher Dichter konnte ſich mit Recht freuen, als ein Bauer in Sachſen im Anfange des Winters, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm ſeine Fabeln gemacht hatten, mit einem Wagen voll Brennholz vor ſeine Wohnung fuhr, ihn fragte, ob er der Herr wäre, der ſo ſchöne Fabeln machte, und ihn mit einem Auge voll Freude und mit vielen Entſchuldigungen ſeiner Freyheit erſuchte, ſeine Ladung Brennholz zum Merkmale ſeiner Erkenntlichkeit anzunehmen.*) Es giebt Schönheiten, die jedermann empfinden kann, ohne den Ariſtoteles ſtudirt zu haben, und ein Beyfall, an dem das gute Herz ſo viel Theil hatte, mußte einen Dichter rühren, der mehr Urſache hatte, ſich darüber zu freuen, als er ſich den Vorwurf kränken laſſen durfte, daß er ſich La Fontainen zum Muſter genommen hätte.„ Man will," ſagt er **), „daß ich La Fontainen nachgeahmt habe; ich aber ſage, Nein. Ich kannte ihn freylich, da ich den erſten Theil meiner Fabeln ausarbeitete; meine akademiſche Probeſchrift beweiſt es. Ich hatte vorher einige ſeiner Fabeln nicht ohne Mühe geleſen; aber nicht geleſen, um ihn nachahmen zu wollen. Es war auch um dieſe Zeit meine Kenntniß des Franzöſiſchen nicht ſo groß, daß ich alle Schönheiten eines ſo feinen Dichters hätte bemerken

*) (Die Geſchichte, die Gellert ſelbſt in einem Briefe, Thl. 3, S. 102, vgl. Th. 5, S. 18, Anm., etwas anders erzählt, ſcheint gemeint zu ſein.) **) Unvollſtändige Nachrichten.

können. Ich bin kein La Fontaine; eben deswegen halte ich es für ein Glück, daß ich ihn nicht gelesen habe, ehe ich meinen Geschmack im Erzählen gebildet hatte. Als Copie wäre ich gewiß unter ihm geblieben; das wußte ich, und ich habe mir auch nie geschmeichelt, daß ich ihn als Original erreichen würde. Meine Kunst im Erzählen war Glück, Natur, und, wenn ich das stolze Wort gebrauchen darf, eine gewisse Begeisterung. Ich kannte das Fehlerhafte im Erzählen mehr aus Gefühl als aus Regeln; dieses war besonders im Anfange meine ganze Regel. Ich empfand das Schöne, ohne ein kunstgerechter Kenner zu seyn, und (hier hätte Gellert sich mit La Fontainens Beispiele trösten können) zuweilen empfand ich es, ohne zu wissen, daß es das wahre Schöne war. Dieses ist meine Kunst gewesen. Ich hatte kritische Freunde; das war Glück; ich gab ihren Urtheilen nach; denn sie überzeugten mich. Ich besserte unverdrossen; ich war so klug, nur für Kluge schreiben zu wollen; das war meine ganze Weisheit. Ich habe nie nachahmen können, und ich glaube, meine Schriften werden es beweisen; sie würden, ich gestehe es, oft mehr werth seyn, wenn ich meine Vorgänger mehr zu nützen gesucht hätte."

Noch vor der Ausgabe des ersten Bandes seiner Fabeln hatte er bereits 1746 sein zweytes Lustspiel, das Loos in der Lotterie, ein poetisches Schäferspiel, Sylvia *), und das Orakel, verfertiget; dennoch war dieß seinem Fleiße nicht genug. Die Deutschen hatten noch kein Original eines erträglichen moralischen Romanes. Die Franzosen besitzen zwar einen Ueberfluß von erdichteten Geschichten, welche sowohl glücklich erfunden, als auch reizend genug erzählt sind, um in den Stunden der Langeweile müßigen Lesern zu einer angenehmen Belustigung dienen zu können. Allein nur allzuviele von ihnen suchen durch

*) (S. die Anm. zu S. 355.)

die Hülfe des Vergnügens, welches aus Erdichtungen entſpringt, wenn ſie die Geſtalt der Geſchichte und den Reiz der Wahrſcheinlichkeit annehmen, nicht die Leidenſchaften zu beſſern, ſondern vielmehr zu unterhalten. Nur allzuviele können ſich von dem Geiſte der irrenden Ritterſchaft, und einer gewiſſen dem Herzen nur allzugefährlichen Sprache der Galanterie nicht entwöhnen. Schriftſteller von dieſer Art finden immer Ueberſetzer und Verleger, und müſſen einen um ſo viel größern Einfluß auf die Nation haben, die ſie lieſt, je begieriger und häufiger ſie geleſen werden. Gellert wollte alſo einen Verſuch machen, ob er dieſen ſo anziehenden Werken des Geſchmacks mehr Ernſt, mehr Würde, und zugleich mehr Nützlichkeit geben könnte, als die gewöhnlichen Romanen haben, und ſchrieb 1746 ſeine ſchwediſche Gräfinn*). Seine Wahl in der Erdichtung fiel auf Gemälde von Begebenheiten, welche außer dem Wunderbaren viel Finſtres haben: und verriethe ihn nicht eine gewiſſe Art des Ausdrucks und der Erzählung; ſo ſollte man kaum glauben, daß ſeine Fabeln und die ſchwediſche Gräfinn Werke von Einem Verfaſſer wären. Das Verlangen, durch das Vergnügen zu nützen, iſt das beſtändige Gepräge ſeiner Arbeiten, und dieſes läßt ſich auch hier nicht verkennen; eine billige Critik wird alſo den erſten Originalverſuch in dieſer Gattung ſinnreicher Werke mit Nachſicht beurtheilen, wenn er gleich von andern verdunkelt wird, die nach ſeiner Zeit in derſelben berühmt und unſterblich geworden ſind.

Schon um dieſe Zeit erduldete Gellert manche heftige Anfälle von dem Uebel der Hypochondrie, von dem er in ſeinem ganzen Leben ſo viel erlitten hat. Bey aller vorſichtigen Enthaltung von Speiſen und Getränken, die es nähren konnten, bey aller Mäßigung in ſeinen Arbeiten, bey aller Sorgfalt,

*) (S. die Vorbemerk. zu Th. 3.)

weder die nöthige Leibesbewegung, noch die ihm zuträglichen Aufmunterungen des Geiſtes zu verſäumen, wurde dennoch ſeine Geſundheit in ſeinem männlichen Alter nicht beſſer. Viele Tage ſeines nützlichen Lebens waren ſchon leidenvolle Tage für ihn. Tugend und Frömmigkeit gaben ihm die nöthige Stärke, die erſten ſchmerzlichen Empfindungen ſeines Uebels gelaſſen zu ertragen, und ſich von der Furcht eines ihm bevorſtehenden ſiechen Lebens nicht niederſchlagen zu laſſen. Um ſich aufzumuntern und zu tröſten, nahm er ſeine Zuflucht zur Religion, beſtrebte ſich, den Troſt, mit dem ſie ein ſchmerzhaftes Leben erleichtern kann, zu empfinden, und ſein menſchenfreundliches gegen fremde Noth ſo empfindſames Herz bewog ihn, die aus dieſer Quelle geſchöpften tröſtenden Vorſtellungen, in ſeinen Troſtgründen wider ein ſieches Leben *), 1747 auch Andern mitzutheilen. Man nahm ſie mit einem gleichen Beyfalle, als ſeine übrigen Arbeiten, auf, überſetzte ſie in verſchiedene Sprachen, und Formey in Berlin erweiterte ſie in der Seinigen zu einer ausführlichen Abhandlung. Mentors Charakter in den Troſtgründen iſt ein Gemälde, zu dem er die meiſten Züge von ſich ſelbſt genommen hat, und dieſes muß um ſo viel mehr rühren, je getreuer die Zeichnung der Leiden iſt, mit denen er ſchon faſt täglich kämpfen mußte. Sie waren groß; aber ſie konnten ſeinen Eifer, der akademiſchen Jugend durch ſeinen Unterricht und Umgang zu nützen, nicht ſchwächen. Er wußte ſich eines jeden heitern Augenblicks zum wohlthätigen Gebrauche ſeines Genies für die Welt zu bemächtigen. Hatte ihn ein Spaziergang ins freye Feld oder in das anmuthige Gehölz des Roſenthals erquicket, ſo arbeitete er zu ihrem Nutzen und Vergnügen an ſeinem Schreibpulte, ſammelte, vermehrte und verbeſſerte ſeine Luſtſpiele, die er 1747 in einem Bande zuſammen drucken

*) (Th. 3, S. 362 ff.)

ließ, und gab der Welt zugleich 1748 einen zweyten Theil Fabeln und Erzählungen. In der Vorrede zu diesem bekannte er mit einer bescheidnen Offenherzigkeit sein Vergnügen über die günstige Aufnahme des ersten Theils. „Ich weis," sagt er, „für den Beyfall der Kenner nicht dankbarer zu seyn, als durch ein offenherziges Geständniß meiner Freude darüber." „Man muß das stolze Verlangen" ꝛc. [s. Th. 1, S. 34] „der Ehrbarkeit nicht gestört habe." „Werde ich aber auch," fuhr er fort, „was ich durch den ersten Theil gewonnen habe, durch den zweyten behaupten können? Man halte dieses" ꝛc. [s. Th. 1, S. 35] „für die Welt hat." Nach diesem Geständnisse seiner Empfindungen entdeckt er die Ursachen seiner Frage, ob er mit diesem zweyten Theile die Ehre behaupten würde, die er mit dem ersten gewonnen hatte, auf eine für die Dichter und die Kunstrichter sehr unterrichtende Weise. Die Welt hat für ihn entschieden, und die Nachwelt wird die Entscheidung bestätigen, daß die Fabeln und Erzählungen des zweyten Theils den ersten an den Reizungen der Erfindung und Ausführung nicht weichen, in den Vorzügen aber, womit ein reiferes Urtheil und ein genauerer Fleiß die Schönheiten der Natur erhöhen können, sie noch übertreffen. Vielleicht scheint in diesem Urtheile die Sprache der Freundschaft und Hochachtung zu reden. Allein von Werken des Geistes, die im Ganzen schön und so sichtbar bestimmt sind, die Menschen zugleich zu ergötzen und zu verbessern, kann kein billiger Richter in einer andern Sprache reden, wenn es auch Werke seines Feindes wären. In einer andern Sprache davon zu sprechen, sie ihres Ruhmes berauben zu wollen, und sich ein Verdienst daraus zu machen, oder eine kritische Größe darinnen zu finden, dazu scheint ein Charakter zu gehören, vor dem jeder Rechtschaffene in die Seele deß, der ihn hat, erröthen muß; vor dem aber niemand mehr erröthen sollte, als wer sich dessen schuldig weis. Die besten Werke haben ihre schwachen Seiten,

haben Flecken; vor dieſen muß man warnen; dieſe zu bewundern wäre eine Vergötterung, die jeden freyen Geiſt erniedrigt. Die Fehler, auch der größten Geiſter, verdienen keine Hochachtung; aber ihre Gaben verdienen ſie, und vornehmlich verdient ſie der gute Gebrauch derſelben. Wenn man dieſe aus den Augen ſetzt, ſo vergißt man die Ehrerbietung, welche man dem menſchlichen Geſchlechte ſelbſt ſchuldig iſt, deſſen Freund niemand mehr ſeyn kann, als es Gellert war.

Ungefähr ſieben Jahre lang lebte er mit ſeinen vertrauten Freunden, den Verfaſſern der Beyträge in einer Verbindung, die ſowohl wegen der Aehnlichkeit ihrer Geſinnungen, Gaben, Abſichten und Arbeiten mit einander, als auch wegen der unveränderlichen Zärtlichkeit ihrer gemeinſchaftlichen Freundſchaft nur ſelten möglich iſt. Nunmehr waren ſie faſt alle von einander getrennt. Zachariä, Giſeke und Klopſtock hatten Leipzig verlaſſen: Conrad Arnold Schmidt wurde nach Lüneburg, Gärtner und Ebert nach Braunſchweig, Cramer nach Cröllwitz, und Johann Adolph Schlegel nach Pforte gerufen. Rabener allein blieb noch einige Jahre in ſeines Freundes Geſellſchaft. Dieſe allgemeine Zerſtreuung ſeiner Geliebten war ihm um ſo viel empfindlicher, je mehr er ſich unter dem Gefühle ſeines immer anhaltenden Uebels in ihrem Umgange aufzuheitern gewöhnt hatte. Die Anfälle deſſelben wurden häufiger und heftiger, ohne ſeinen Eifer in dem Unterrichte der Studirenden zu ſchwächen, indem er denſelben nicht ausſetzte, wenn auch ſeine Tage noch ſo traurig waren. Die glücklichern Stunden, die ihm übrig blieben, wendete er, von ſeinem Freunde Rabener dazu bewogen, theils auf eine Sammlung ſeiner Briefe, theils auf die Ausarbeitung ſeiner Lehrgedichte, unter denen der Stolz *) das älteſte zu ſeyn ſcheint.

*) (Th. 1, S. 349 ff. Vgl. Th. 5, S. 82. Das älteſte unter den moraliſchen Gedichten iſt der Menſchenfreund, ſ. Th. 1, S. 319. Anm.)

Rabener hatte schon lange gewünscht, daß die Deutschen zu einer freyern und ungezwungnern Schreibart in ihren Briefen gewöhnt werden möchten. Er, der in so mancherley Arten von Geschäfften und Verbindungen so viele Briefe empfieng und so viele schreiben mußte, empfand vor Andern die Nothwendigkeit davon, und urtheilte nicht ohne Grund, daß niemand fähiger wäre, etwas zu einer allgemeinen Verbesserung und zur Verbannung des ihm so verhaßten weitschweifigen Canzleystyls auszurichten, als ein von der Nation eben so geliebter, als bewunderter Autor, wie Gellert war. Weil er aber die Abneigung desselben vor neuen gelehrten Arbeiten kannte, so suchte er ihn durch eine freundschaftliche List zu diesem Unternehmen mehr zu verleiten, als zu überreden.*) Er that Gellerten den Antrag, in seiner Gesellschaft Briefe ohne Namen herauszugeben, und dazu auch Beyträge von andern Freunden zu verlangen. Unter dieser Bedingung ließ sich sein erst ganz unentschlossener Freund bewegen, aus den Briefen, von denen er einer Freundin auf ihr Verlangen Abschriften gegeben hatte, diejenigen auszusuchen, die ihm zu dieser Absicht bequem zu seyn schienen. Rabener, sehr zufrieden mit seinem deutschen Plinius, bezeichnete diejenigen, die nach seinem Urtheile nicht gedruckt werden müßten, und fing nun an, ihn zu einer Abhandlung vom guten Geschmacke in Briefen, und von den Fehlern, welche darinnen vermieden werden sollten, aufzufordern. Gellert, unfähig seinen Freunden zu versagen, was sie ernstlich wünschten, ließ sich auch zu dieser Arbeit überreden, und nun drang Rabener so lange in ihn, bis er denselben zur Bekanntmachung sowohl seiner Abhandlung, als seiner von ihm gebilligten Briefe vermocht hatte. Um von ihrem Werthe ein richtiges Urtheil zu fällen, muß erwogen werden, was er selbst davon in seiner Vorrede

*) Unvollständige Nachrichten.

sagt. Es wäre eine sehr kritische Unbilligkeit, von einem Gelehrt in der Lage, worin er sich befand, solche Briefe zu verlangen, als Cicero, Plinius oder eine Sevigne geschrieben haben. Briefe von einem römischen Consul, von einem Statthalter in Bithynien, von einer Dame, die mit einem Hofe, wie Ludwigs des Vierzehnten Hof war, in engen Verbindungen steht, müssen von einem anziehendern Innhalte seyn, als die Briefe eines akademischen Gelehrten. Freylich bestimmen nicht sowohl die Größe, die Wichtigkeit, und der innere Werth des Stoffes, als vielmehr der Geist und die Bearbeitung das Verdienst des Künstlers und das Anziehende für die Kenner; aber doch ist es für die Güte seiner Werke nicht gleichgültig, was er für einen Stoff zu bearbeiten hat. Giebt es also gleich schönere Briefe, als Gellerts Briefe sind, so folget doch daraus nicht, daß sich ihr Verfasser, oder Deutschland derselben zu schämen habe. Eben so wenig folgt auch, daß andre Briefe bloß darum besser als die seinigen sind, weil ihre Verfasser mehr Mühe anwenden, als er that, sinnreich zu schreiben, und den Leser durch unerwartete, durch höfische oder launische Einfälle zu überraschen. Er machte seine Briefe bekannt, einem Freunde zu gefallen, in der Absicht, Andern die Nothwendigkeit eines natürlichen und gefälligen Ausdrucks zu empfehlen, nicht aber mit dem Vorsatze, ein allgemeines Muster aller Briefe zu werden. Von dieser Seite betrachtet, werden sie stets schätzbar bleiben; schätzbarer aber sind sie für diejenigen, die in den Arbeiten des Gelehrten nicht allein den witzigen und scharfsinnigen, sondern auch den guten Mann zu sehen wünschen; denn diesen finden sie auch in denen Briefen, von welchen selbst strengere Richter unter seinen Freunden wünschen möchten, daß er sie zurückbehalten hätte, da die Welt doch gemeiniglich mehr zum Tadel als zum Lobe geneigt ist. Er selbst war weit davon entfernt, das Fehlerhafte seiner Briefe zu verkennen. Er hätte sie auch gern verbessert, wenn ihm der

Zuſtand ſeiner Geſundheit ſolches zugelaſſen hätte. Als 1768 ſeine Werke zuſammengedruckt wurden, ſchrieb er an Schlegeln: „An wirkliche Verbeſſerungen des Textes, liebſter Schlegel, iſt nicht zu denken, und doch möchte ich inſonderheit in den Luſtſpielen und in den Briefen vieles geändert wiſſen. Ich habe noch nicht das Herz gehabt, dieſe anzuſehen. Aber ich verſichere Sie, ich bin völlig ungeſchickt, auch kleine Verbeſſerungen vorzunehmen, und ich wünſchte herzlich, daß bey meinem Leben keine Ausgabe meiner ſämmtlicher Schriften veranſtaltet würde, ſondern daß einer meiner Freunde nach meinem Tode ſie zuſammen herausgeben, verbeſſern und einen großen Theil derſelben wegwerfen wollte.“ *) Wer billiger Empfindungen fähig iſt, kann nun urtheilen, ob es für erlaubt gehalten werden könne, gegen einen Mann von ſolchen Geſinnungen die Critik über ſeine Arbeiten nicht bloß bis zur Unfreundlichkeit uud Härte, ſondern bis zur Beſchimpfung zu übertreiben.

Auf die Ausgabe ſeiner Briefe folgten 1754 ſeine Lehrgedichte und einige Erzählungen, die er ſchon vor einigen Jahren ausgearbeitet hatte.**) Die Deutſchen hatten ſeit einiger Zeit angefangen, faſt in allen Arten der Gedichte mehr Feuer der Empfindung und Begeiſterung, und eine höhere, ſtärkere und farbenreichere Sprache zu fodern, als in Gellerts Lehrgedichten herrſcht. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß ſie nicht mit dem lebhaften Beyfalle aufgenommen wurden, womit die Welt ihn bey der Erſcheinung ſeiner Fabeln und Erzählungen belohnt hatte. Er wußte es, und wurde darum nicht unzufriedner mit ihnen, als er mit ſeinen jugendlichern Gedichten war; nicht aus der Neigung, womit Dichter zuweilen die verunglückten Arbeiten ihres Geiſtes zärtlicher lieben, als ihre beſten Werke, um nicht zugleich von der Welt und auch von ſich gedemüthiget zu

*) (Vgl. Th. 6, S. 245.) **) (Vgl. Th. 5, S. 84.)

werden, sondern bloß aus einer gewissen, obgleich von aller Eitelkeit entfernten Erwartung ihres Nutzens bey denjenigen, welche auch bloß unterweisende Gedichte gern lesen. Wenn man sein Geständniß gefodert hätte, so würde er gestanden haben, daß er nun weder die blühende Phantasie, noch die Hitze des Geistes mehr hätte, von der man vielleicht alle Gedichte gern entzündet sehen möchte; hätte er sie aber auch gehabt, so würde er nach seiner Absicht sich weder der einen noch der andern überlassen haben, wenn dieselben auch ohne seinen Vorsatz eine höhere Farbe davon angenommen hätten. Er wollte den darinnen empfohlenen Lehren nicht mehr Reiz noch Schmuck geben; er wollte sie nur deutlich, nur mit Empfindung sagen, weil er wünschte, daß das Herz des Lesers aufmerksamer auf die Wahrheiten, die er sagen wollte, als auf Schmuck seines Ausdruckes seyn möchte; überzeugt, daß sie auch in einem leichtern Gewande der Dichtkunst gefallen müßten, wenn sie gleich in einem kostbarern und blendendern Kleide den Geschmack mehr vergnügen könnten. Diese Wirkungen werden sie allezeit haben. Es ist unmöglich, seinen Christen*) zu lesen, ohne sich in dem Wunsche und Entschlusse, ein Christ zu seyn, gestärkt zu fühlen. Der Malerey darinnen fehlt es freylich an starken und schimmernden Farben; sie hat aber bey ihrer sanften Farbenmischung eine stille Schönheit, die immer mehr gefällt, je länger man sie ansieht. Die Empfindung erhebt sich nicht bis zur Begeisterung, nicht bis zur Leidenschaft der Frömmigkeit, und hat mehr die Wärme eines Lenzmorgens als die Hitze eines Sommertages. Diese kann einen feurigen Umlauf des Bluts wirken; bis auf einen gewissen Grad kann sie sehr angenehm seyn; sie kann aber auch sehr leicht ganz unerträglich werden. Aus diesem Gesichtspunkte muß man seine Lehrgedichte betrachten. Ein wahres,

*) (Th. 1, S. 336 ff.)

obgleich nur sanftes und ruhiges Gefühl der Tugend wird jedermann darinnen wahrnehmen. Er schrieb besonders den Christen mit vieler Empfindung der großen Wohlthaten des Christenthums, und vollendete ihn bey seinen akademischen Beschäftigungen in eilf Tagen. „Möchte ich dieses Gedichte doch," wünschte er bey der Vollendung desselben, „zu meiner eignen Ruhe verfertiget haben! Möchte mich der Gedanke davon in traurigen Stunden aufrichten! O Gott, laß es nur meiner Seele zum Vortheile dienen!" *).

Mit gleich edlen und frommen Wünschen arbeitete er schon seit einiger Zeit an geistlichen Liedern. Diese Arbeit war seinem Herzen noch die feyerlichste und wichtigste, welche er in seinem Leben unternommen hatte. Niemals beschäfftigte er sich mit derselben, ohne sich sorgfältig darauf vorzubereiten, und ohne mit allem Ernste seiner Seele sich zu bestreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darinnen sprechen sollten, an seinem eignen Herzen zu erfahren. Er wählte seine heitersten Augenblicke dazu, machte auch zuweilen einen Stillstand in dieser Arbeit, in der Absicht und Erwartung, die Gesinnungen, die er durch seine Lieder in seinem Mitchristen erwecken wolle, in seiner Seele stärker werden zu lassen. „Nun will ich," schreibt er in seinem Tagebuche, „einige Zeit aufhören; vielleicht läßt mich Gott zu noch bessern Empfindungen kommen." Glaubte er dieselben in einer größern Lebhaftigkeit zu haben, so bestrebte er sich, sie auch so auszudrücken, als nach seiner Kenntniß des menschlichen Herzens die meisten Christen dergleichen Gesinnungen haben können. Er richtete sich, um den Nutzen seiner Lieder allgemeiner zu machen, mehr nach dem gewöhnlichen Maaße ihrer Einsichten und der Kräfte ihres Verstandes, wie auch ihres Gefühls, als nach

*) Tageb. von 1754. (Vergl. Th. 5, S. 83 f. besonders Th. 6, S. 80.)

denjenigen, welche einem ungewöhnlichen und höhern Schwunge des Lobes Gottes und der Andacht im Gebete ohne Mühe folgen können, und mit Vergnügen folgen, ohne deswegen gegen diejenigen Gesänge unempfindlich zu seyn, welche höhern Fähigkeiten angemessen sind. Er wendete zwar viel Fleiß und Sorgfalt auf seine Lieder; gleichwohl wollte er dieselben nicht bekannt machen, ohne vorher das Urtheil seiner Freunde darüber zu Rathe gezogen, und sie nach ihren Anmerkungen aufs neue durchgesehen und verbessert zu haben. Seine Freunde in Leipzig, Zerbst, Kopenhagen, Berlin und Braunschweig, denen er sie zusendete, theilten ihm verschiedene Erinnerungen mit, nach welchen er viele Stellen veränderte, ehe er sie dem Drucke überließ*). Er sprach von den ihm mitgetheilten Anmerkungen mit einer Erkenntlichkeit, welche beweist, wie sehr er gewünscht hat, seinen Liedern alle ihm mögliche Vollkommenheit zu geben. „Unter meinen Freunden," schreibt er in einem Briefe, „haben sich Professor Schlegel in Zerbst und mein lieber Heyer besonders verdient gemacht. Jener hat sie mehr als dreymal lesen, kritisiren und wieder lesen müssen, und er hat sein Amt mit einer unerbittlichen Strenge und mit besonderer Scharfsichtigkeit gethan. Wenn kann ich ihm genug dafür danken? Dieser hat mich aufgemuntert, wenn ich bey den Verbesserungen derselben den Muth sinken lassen wollte. Der treffliche Mann! Bald ist er mein Censor, bald mein Abschreiber gewesen. Gott gebe, daß diese Lieder ihre Absicht erfüllen mögen, wenn ich auch nicht mehr da seyn werde**)." Es ist unnöthig, über ihren vorzüglichen Werth weitläuftig zu seyn, oder sie wider den ungerechten Vorwurf, daß auch sie Beweise seines Mangels an Genie wären,

*) (Vgl. die Briefe No. 80. 84. 85. 92. 96. 101. 114 im 5ten Theile.)

**) (Vgl. Th. 5, S. 231.)

zu retten. Die allgemeine Erbauung, die ſie geſtiftet haben und ſtiften werden, iſt für einen ſolchen Vorwurf Beſchämung und Widerlegung genug. Sie drücken ſeinen ganzen Charakter aus. Man ſieht darinnen ſeine Empfindung des Praktiſchen in der Religion, welches er auch in ihren Geheimniſſen ſo leicht fand, ſeinen redlichen Willen, ſo gut zu ſeyn, als dieſe himmliſche Lehrerinn die Menſchen machen ſoll, ſeine ungeheuchelte Demuth, ſeine Mäßigung in ſeinen Wünſchen, ſeine zärtliche Menſchenliebe und ſeine eben ſo ernſtliche Begierde, alle ſeine Brüder unter der wohlthätigen Herrſchaft der Gottſeligkeit und Tugend glücklich zu ſehen. Ueberall reden ſie die Sprache der Schrift; aber diejenige vornehmlich, welche, ohne ein tiefes Nachdenken zu fodern, verſtändlich iſt, die Phantaſie nicht mit vielen reizenden Bildern unterhält, und doch gerade zu auf das Herz wirkt. Dieſe Beſchaffenheit haben ſelbſt ſeine Lehrlieder, welche entweder ernſtliche Monologen und Ermahnungen an ſich ſelbſt ſind, oder mehr den Ton einer väterlichen und freundſchaftlichen Unterweiſung haben, als den rührendern Ausdruck der Empfindung. Die gelehrten Anzeigen von Göttingen ertheilten eine Nachricht davon, deren Verfaſſer ſich ſeine Art zu denken und zu empfinden gar nicht vorgeſtellt, oder ein Ideal von geiſtlichen Liedern vor Augen gehabt hatte, nach welchem ſich kein Dichter richten wird, dem es um die Beförderung der allgemeinen Erbauung zu thun iſt. Der ausgebreitete Nutzen von Gellerts Liedern beweiſet die Unrichtigkeit dieſes Urtheils. Indeſſen hat es der Dichter nicht verborgen, daß ihn dieſes Urtheil gekränkt habe. Er fürchtete, daß es die wohlthätigen Eindrücke, die er ihnen wünſchte, hindern oder ſchwächen möchte. Dieſe Furcht aber mußte ſelbſt bey ihm verſchwinden, weil es das einzige Urtheil in ſeiner Art blieb. Sie machten allen wahren Freunden der Religion Freude, und dieſe mußte ihn beruhigen. Man kann dieſelbe nicht ſtärker empfinden und ausdrücken, als ſein Freund Rabener that, und

zwar in einem Briefe an ihn, welcher ganz eingerückt zu werden verdient, weil derselbe dem Charakter seines Herzens eben so sehr zur Ehre gereicht, als den Liedern seines Freundes. „Wie bescheiden sind Sie, mein liebster Gellert," schreibt er [s. Theil 5, S. 226—229. No. 128] „zum Freunde gegeben hat."

Dieß waren die Eindrücke, welche Gellerts Lieder auf seinen Freund gemacht hatten. Sie erregten gleiche Empfindungen bey allen Verehrern der Religion, und zwar in beyden protestantischen Kirchen. Gleich nach ihrer Erscheinung wurden sie in die neuen Liedersammlungen aufgenommen, welche damals in Zelle, Hannover und Kopenhagen für den öffentlichen Gottesdienst besorgt wurden. Die reformirten Gemeinden in Leipzig und Bremen thaten eben dieses, und diesen Beyspielen sind seit der Zeit mehr Gemeinden beyder Kirchen gefolgt. Auch unter der römischkatholischen Geistlichkeit haben viele sie nach ihrem Werthe zu schätzen gewußt. Tief in Böhmen, wo man keine Leser der bessern deutschen Schriftsteller erwarten sollte, war ein frommer Landgeistlicher so davon gerührt worden, daß er dieses nicht allein dem Verfasser schriftlich bezeugte, sondern ihn auch sehr ernstlich zum Uebergange zur römischen Kirche zu bewegen suchte; in der Meynung, daß derselbe von der Nothwendigkeit der guten Werke besser denken müßte, als Luther, dessen Lehre er bloß aus seinem Bellarmin oder andern ähnlichen Controversisten zu kennen schien. Dieses gab unserm frommen Dichter Gelegenheit, einem redlichen Manne zu richtigern Vorstellungen von unserm Lehrbegriffe behülflich zu seyn, ohne einen Bekehrer abgeben zu wollen *). Selbst aus einem großen und mächtigen Hause in Mayland erhielt er durch einen Geistlichen, der von Vorurtheilen freyer war, als der Böhmische, sehr rührende Versicherungen von der Erbauung, die seine Lieder daselbst stifteten, und von dem

*) (S. Th. 5, No. 267.)

dankbaren Wohlwollen, das man ihm für alle seine Schriften, vornehmlich aber auch für seine geistlichen Lieder, gewidmet hätte. Weil wahre Frömmigkeit und Tugend in keinem Staate gefährlich seyn können, was auch die öffentliche und herrschende Religion für äußerliche Verfassungen und Gesetze veranlaßt haben mag: So waren auch seine Schriften in katholischen Ländern von dem Verbote ausgenommen, welches unkatholische Schriftsteller zu lesen untersagt. In Wien, wo damals noch mit besondrer Strenge über die Beobachtung dieses Verbotes gehalten wurde, fand man Gellerts geistliche Lieder bey einem jungen Herrn, der auf seinen Reisen sich aus denselben erbaute. Dieser befürchtete, daß man ihm nicht erlauben würde, sie zu behalten. Allein der Freyherr van Swieten, den man in diesem Stücke keiner übertriebnen Nachsicht und Gelindigkeit beschuldigen wird, beruhigte den Reisenden, der ihm seine Verlegenheit entdeckte, über seine Furcht, und antwortete ihm: Diese Schriften gehet unser Verbot nicht an; wir alle bewundern Gellerts Werke *).

Um eben die Zeit, da Gellert vornehmlich an seinen geistlichen Liedern arbeitete, beschäftigte ihn zugleich 1756 die Sammlung seiner vermischten Schriften. Diese wurde ihm von der Unbilligkeit und Gewinnsucht eines Buchhändlers abgedrungen, der seine von ihm selbst längst verworfnen Fabeln und Erzählungen in den Belustigungen mit einigen darinnen befindlichen prosaischen Abhandlungen unter seinem Namen zusammen drucken lassen wollte, und auch sein Vorhaben nicht aufgab; unbeweglich gegen die dringenden Bitten und Vorstellungen, wodurch Gellert schon einige billigere Buchhändler von einem gleichen Vorhaben abgehalten hatte. Um nun die nachtheiligen Wirkungen zu hindern, welche fehlerhafte Arbeiten seiner Jugend auf den Geschmack haben könnten, wenn er sie zu billigen schiene, ent-

*) (Vergl. den Brief Meinhards an Gellert: Th. 6, No. 301.)

schloß er sich, auf den Rath eines seiner Freunde, diejenigen, welche er einer Verbesserung werth zu seyn erachtete, unter die Feile zu nehmen, an einigen, die ganz verworfen zu werden verdienten, durch eine strenge Critik das Urtheil ihrer Verwerfung zu rechtfertigen, ihre Stelle aber mit einigen neuen Fabeln und Erzählungen, und die verworfenen prosaischen Stücke mit bessern Ausarbeitungen zu ersetzen *). Er wendete viel Fleiß darauf, um seine Leser auf eine angenehme und nützliche Weise zu unterhalten, aber nicht ohne Unwillen. Seine Empfindlichkeit über die Zunöthigung, welche ihn zu dieser Arbeit zwang, war gerecht, und er hatte Ursache, sich über eine solche Gewaltthätigkeit der Gewinnsucht zu beklagen. Man müßte indeß mit diesem oft unvermeidlichen Uebel zufrieden seyn, wenn eine so kühne Unbilligkeit immer so glückliche und angenehme Folgen haben könnte.

Unter diesen Arbeiten waren, seitdem er sich dem Unterrichte der akademischen Jugend gewidmet hatte, ungefähr zwölf Jahre seines so rühmlich beschäfftigten Lebens verflossen. So nützlich auch seine Schriften den Deutschen wurden, so waren sie doch nur Beschäfftigungen seiner Nebenstunden; denn den größten Theil seiner Zeit wendete er auf die Unterweisung und Bildung der Studirenden. Er führte sie zu den schönen Wissenschaften an, erklärte ihnen die Gesetze der Dichtkunst und Beredsamkeit, übte sie in Ausarbeitungen nach ihren Regeln, und gewöhnte sie zu einem gesunden und richtigen Geschmacke in ihren Aufsätzen, zur Liebe des Natürlichen und zur Deutlichkeit und Leichtigkeit in der Schreibart. Seine Vorlesungen fanden besonders unter dem Adel, der aus verschiedenen Ländern nach Leipzig kam und daselbst studirte, einen so großen Beyfall, daß derselbe mit den Jünglingen aus andern Ständen um den Ruhm der Aufmerk-

*) (Ueber den Inhalt der vermischten Schriften s. die Vorbem. zu Th. 1 u. 2, und die Anm. zu Th. 1, S. 358 u. Th. 3, S. 347. 403. 418. 432. 454. 462.)

samkeit bey seinen Unterweisungen wetteiferte. Gellert hatte kein öffentliches Amt suchen wollen. Theils meynte er, seiner schwächlichen Gesundheit wegen zur Verwaltung desselben nicht Kraft und Munterkeit des Geistes genug zu haben, theils glaubte er auch aus Bescheidenheit, der Hof habe nicht Ursache, vor andern an ihn zu denken. Allein obgleich die öffentlichen Belohnungen dem Verdienste selten entgegenkommen, und dasselbe noch seltner aufzusuchen pflegen, weil die Eitelkeit Clienten, und der Eigennutz Creaturen haben will, Gellert aber jenes nicht seyn wollte, und dieses nicht werden könnte: So mußte doch der Hof durch seinen ausgebreiteten Ruhm aufmerksam auf seine Verdienste um die Akademie werden. Die Regierung verlangte selbst, daß er um das Amt eines außerordentlichen Lehrers der Philosophie ansuchen sollte *), und er ließ sich auch besonders durch seine vertrautere Freunde, Rabenern und Wagnern, dazu überreden. Er erhielt dasselbe 1751 mit einem Gehalte, und hielt nunmehro auch öffentliche Vorlesungen über die Dichtkunst und die Beredsamkeit vor sehr zahlreichen Versammlungen von Zuhörern. Diese Arbeiten schienen zwar besonders nur die Aufklärung und Verschönerung ihres Verstandes zum Endzwecke zu haben: allein er wußte sie und seinen Umgang mit den Studirenden so einzurichten, daß er dadurch zur Besserung ihres Herzens und zur Bildung ihrer Sitten eben so viel, als zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, bey ihnen beytrug. Alle Jünglinge,

*) (Vgl. d. Briefe No. 11 — 14 im 5ten Theile. Das Programm wodurch Gellert zu der Anhörung der Antrittsrede einlud, Pro comoedia commovente commentatio orationi aditiali d. XIV. Jul. CIↃIↃCCLI cet. habendae praemissa cet. ist von Lessing in d. Theatral. Bibliothek 1754 übersetzet worden: Lessings Schriften herausg. v. K. Lachmann. Th. 4. S. 134 ff. Die von Heyer gefertigte Uebersetzung der Antrittsrede De vi atque utilitate optimarum artium ad morum elegantiam vitaeque communis suavitatem nahm Gellert in seine Schriften auf, s. Th. 3, S. 403 ff.)

die ihn hörten und kannten, denn sie hatten alle einen immer offenen Zutritt zu ihm, liebten ihn wegen seines sichtbaren und standhaften Eifers, sie nicht allein weiser, sondern auch liebenswürdiger zu machen. Sie wünschten seine Achtung zu gewinnen, und schon dieser Wunsch konnte von Ausschweifungen und Unordnungen zurückhalten. Ihre Herzen empfanden es, daß er ihr eben so aufrichtiger Freund und treuer Rathgeber, als ihr sorgfältiger und gewissenhafter Lehrer zu seyn suchte. Ein solcher Lehrer mußte viel über sie vermögen, da er sich bemühte, wenn er ihnen mit einem sanften und liebreichen Ernste Frömmigkeit und Rechtschaffenheit als die sichersten Wege zur Glückseligkeit anpries, seinen Ermahnungen ihren angenehmsten Reiz und den stärksten Nachdruck durch die Vortrefflichkeit und Strenge seines eignen Beyspiels zu geben. Gellert hielt keine seiner Vorlesungen, wie geläufig ihm auch ihr Inhalt war, ohne sich darauf vorzubereiten; denn niemand kann ein edleres Mißtrauen zu seinem Gedächtnisse und zu seinen Geschicklichkeiten haben, als er hatte. Alles, was er zu sagen gedachte, entwarf er nicht allein der Materie, sondern auch dem Ausdrucke nach; unermüdet in seinem Fleiße, beides immer sowohl durch ein erneuertes Nachdenken darüber, als durch seine Aufmerksamkeit auf dasjenige, was seinen eignen Einsichten mehr Licht, mehr Richtigkeit und einen größern Umfang geben konnte, zum Nutzen seiner Zuhörer zu erweitern und zu verschönern. Dennoch las er wenig von seinem Papiere, und sprach mit einem eben so freyen als angenehmen Anstande. Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt, ungekünstelt und natürlich zu seyn, waren die herrschenden Vorzüge seines Vortrages. Unnöthige Ausschweifungen erlaubte er sich eben so wenig, als ruhmredige Empfehlungen seines Unterrichts oder Verunglimpfungen andrer Lehrer, gleichwie er alle die niedrigen Künste haßte, wodurch zuweilen akademische Lehrer Aufmerksamkeit und

Beyfall zu erhalten ſuchen. Dadurch wurden ſeine Vorleſungen eine Schule nicht allein der Weisheit, welche zu erleuchten ſucht, ſondern auch der Tugend, welche beſſern will, und derjenigen Beſcheidenheit, welche Weisheit und Tugend verſchönert und angenehm macht. Er wußte die Studirenden, die ſich unter ſeiner Anleitung im Schreiben übten, unter einer ſolchen weiſen Mäßigung des Lobes und des Tadels zu führen, daß er weder ſchwächere Köpfe durch eine allzugroße Strenge von der nöthigen Mühe, vollkommner zu werden, abſchreckte, noch durch ein unvorſichtiges und übertriebenes Lob glücklichere Geiſter zu einem eiteln Zutrauen und zur Vernachläßigung ihrer größern Gaben verleitete. Je mehr ſie Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erlangten, deſto mehr wußte er von ihnen zu fodern, und er ſuchte ſie dabey immer in einem nützlichen Zweifel an ihrer Geſchicklichkeit zu erhalten. Deswegen geſtand er oft von ſeinen eignen Arbeiten, daß ihm darinnen manches mißfiele, womit er vordem ſehr zufrieden geweſen wäre. Er bewies auch ſolches durch genaue Beurtheilung deſſen, was er für fehlerhaft erkannte, um ſeine Schüler durch dieſe Härte gegen ſich ſelbſt vor aller eiteln Zufriedenheit mit ihren Arbeiten zu bewahren.

Daß in dieſer Beſchreibung ſeiner akademiſchen Bemühungen nicht das Vorurtheil der Freundſchaft, ſondern die Wahrheit rede; daß dieſelben das waren, was ſie nach ihrer Beſtimmung ſeyn ſollten, das wiſſen diejenigen, die Gellerten gehört haben, und die Abſichten ſeiner Vorleſungen beweiſen die Entwürfe von den Anreden an ſeine Zuhörer, mit denen er ſeinen Unterricht anzufangen oder zu beſchließen pflegte. „So nöthig auch die Regeln der Beredſamkeit und Poeſie ſind," ſagte er in einer ſolchen Vorrede*) zu ſeinen Unterweiſungen in beiden Künſten, „ſo iſt es doch gewiß, daß ſie uns die Kraft gut zu denken und

*) (Eine Schlußrede über denſelben Gegenſtand ſ. Th. 3, S. 462 ff.)

zu ſchreiben nicht ertheilen. Sie ſind Geſetze, zum allgemei-
Beſten der Schreibart gegeben; Geſetze, die man wiſſen muß,
auch Geſetze, die eine kluge und vorſichtige Anwendung
ern, und die gleich den bürgerlichen Geſetzen eingeſchränkt,
itert, und in vielen Fällen aufgehoben werden müſſen, wenn
Staat des Schönen und des Guten nicht zuweilen darunter
n ſoll. Man kann die Regeln der proſaiſchen und poetiſchen
bſamkeit nicht allein mit dem Gedächtniſſe, ſondern auch mit
Verſtande gefaßt haben, ſich im Schreiben nach ihnen rich-
und doch trotz aller guten Regeln ſchlecht ſchreiben; auch
um ſo viel ſchlechter, je genauer man der Regel zu folgen
it. Es bleibt nämlich bey aller Anwendung der Regel im-
die Frage übrig, ob die Abſicht des Werkes, das Schöne
das Gute, das Nützliche und das Angenehme, das Nach-
liche und das Rührende erreicht worden iſt. Die Entſchei-
dieſer Frage gehört vor den Richterſtuhl nicht der Regel,
ern der Beurtheilung und Empfindung, und eben dieſer Geiſt
Beurtheilung und Empfindung muß in unſern Werken den-
und reden, wenn ſie beredt ſeyn ſollen. Die Uebung darin-
iſt inſonderheit eine Pflicht unſrer erſten Jahre, wenn wir
en glücklich ſchreiben lernen; meine Pflicht iſt, Sie, meine
en, zu dieſer Uebung zu ermuntern und zu leiten. Ich biete
en deswegen in dieſen öffentlichen Stunden meine Critik an,
verſpreche Ihnen, daß ich die Arbeiten, welche Sie mir
geben werden, mit Sorgfalt, Aufrichtigkeit und Beſcheiden-
beurtheilen will. Wenn Sie mich zum Vertrauten und
ter Ihrer Arbeiten machen wollen, es mögen nun poetiſche
proſaiſche ſeyn, Briefe, Charaktere, Abhandlungen, kleine
größre Reden, kleine oder größre Gedichte, und ich finde es
gut, ſo werde ich ſie öffentlich vorleſen, und das Schöne oder
erhafte der Einrichtung und Ausführung mit Anmerkungen
eiten, aber niemals den Namen des Verfaſſers ohne ſeine

Einwilligung nennen. Iſt die Arbeit zum Vorleſen nicht glücklich genug gerathen, ſo will ich dem Verfaſſer meine Meynung in geheim ſagen; denn es iſt nicht meine Abſicht, zu beſchämen, ſondern zu rathen. Muntre und ſcherzhafte Aufſätze werde ich dulden; denn ich hoffe keine allzufreyen und ungeſitteten zu erhalten. — Dann und wann gedenke ich auch ein ſchönes Stück eines alten oder eines neuern Scribenten mit Ihnen durchzugehen; denn die Bemerkung des meiſterhaften Schönen iſt die beſte Uebung des Verſtandes und des Geſchmackes; auch werde ich, den Ekel am Schlechten zu erwecken, zuweilen eine ſchlechte Schrift beurtheilen. Denken Sie ja nicht, meine Herren, daß ich Sie, Scribenten zu werden, verführen will. Der Autor muß Genie, einen reifen Verſtand und gelehrte Kenntniſſe haben; wer dieſe Eigenſchaften beſitzt, braucht keinen Anführer, und wer dieſe nicht beſitzt, wird nie ein großer Autor werden. Die Krankheit der Poeſie iſt eine ſehr gemeine Krankheit unſrer erſten Jahre; um mittelmäßige Genies davon zu heilen, will ich Ihnen ſagen, was Ariſtoteles, Horaz, Vida und Boileau zu einem vortrefflichen Gedichte fodern. Wenn Sie dieſes kennen und empfinden, ſo werden Sie keine Luſt haben können, nur mittelmäßige Dichter zu werden." Eine andre Anrede, womit er ſeine Vorleſungen über die Regeln der Dichtkunſt beſchloß, machet der Einſicht und dem Herzen des Lehrers eben ſo viel Ehre. „Wie glücklich, ſagte er, werde ich mich ſchätzen, wenn meine Bemühungen nicht ganz ohne Nutzen geweſen ſind, und ich Ihnen wenigſtens bewieſen habe, wie gern ich mich um Sie, meine Herren, und um den guten Geſchmack in der Poeſie verdient gemacht haben möchte! Ich habe Ihnen zeigen wollen, was die Poeſie ſey; ich habe Ihnen die Beſtimmungen und Grundriſſe, die Farben und den Ton der verſchiednen Arten von Gedichten zu zeigen geſucht; kurz, ich habe Ihnen die Poeſie der Sachen und die Poeſie der Schreibart durch Regeln und Exempel vortragen

wollen. Es ist wahr, diese Regeln werden Sie nicht zu Poeten machen; aber vorausgesetzt, daß Ihnen die Natur Genie dazu gegeben hat, so werden Ihnen diese Regeln nicht unnützlich seyn; die Regeln der Kunst werden dasselbe leiten, und die Beyspiele werden es noch mehr begeistern. Diejenigen, welchen, soll ich sagen, das Glück oder das Unglück Poeten zu seyn nicht bestimmt ist, können unsern Unterricht auf eine andre Art nützen. Sie werden Kenner, Richter, glücklichere Leser der Dichter werden, ohne selbst dichten zu können. Es ist falsch, daß man nicht urtheilen oder tadeln dürfe, wenn man eine Sache selbst nicht besser machen kann. Unsre Regeln oder die Kenntniß der Poesie wird Ihnen einen gewissen Nutzen in der Beredsamkeit zuwege bringen. Die Verwandtschaft beider Künste ist nur gar zu groß. Ich habe Ihnen insbesondere die löbliche und große Begierde, sich beurtheilen und tadeln zu lassen, eigen zu machen gesucht. Ich habe selbst diese Uebung angestellt, und oft auf meine Kosten. Lesen Sie die besten alten und neuern Dichter mit Sorgfalt und Gefühl. Uebereilen Sie sich nicht mit eignen Ausarbeitungen. Wägen Sie Ihre Kräfte genau ab. Regieren Sie Ihr Genie, Ihre feurige Einbildungskraft durch einen strengen Ernst der Vernunft. Lassen Sie Ihre Arbeiten von Kennern lesen, prüfen, und bessern Sie sorgfältig. Vergeben Sie sich nichts und denken Sie stets, sich in dieser Arbeit zu stärken, an den Preis des Dichters, an die Hochachtung mehr als eines Jahrhunderts; ein Preis, der zu groß ist, als daß er durch nachläßige Versuche errungen werden kann. Wir gefallen der Welt, wenn wir die Begriffe der Menschen bessern und erweitern; wenn wir Gegenstände wählen, die das Herz rühren, an denen man durch seine Neigungen Theil nimmt; wenn man mit ihnen sich freuet und betrübt, mit ihnen hofft und fürchtet; wenn man ihnen nützliche Wahrheiten zu sichtbaren Dingen, zu Handlungen macht, welche wichtig sind; kurz, wir gefallen, wenn wir mit dem Ver-

ſtande zugleich das Herz beſchäfftigen. Der Poet muß ſich alſo ſelbſt in ſeinem Verſtande aufklären, und ſein Herz zum Guten erhitzen. Der Geſchmack der Natur, der Vernünftigen und der Geſitteten, das iſt ſein Ziel. Er muß ſtets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, ſo wird er gefallen, ſo lange Menſchen Menſchen ſind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft, der Tugend und der Religion zur Ehre, ſo werden Sie mit Beyfall ſingen, wofern Sie zugleich ſchön ſingen. Ich verſpreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unſterblichkeit. Scherzen Sie in Ihren Liedern, ſo ſey Ihr Scherz ſelbſt noch lehrreich oder doch unſchuldig, und die Heiterkeit Ihres Witzes müſſe ſich ſtets mit dem Ernſte der guten Sitten und des Wohlſtandes vertragen. Spotten Sie, ſo treffe Ihr Spott nur die Thorheit und das Lächerliche; nie die Ehre des Menſchen, noch tauſendmal weniger die Ehre der Wahrheit, welche die Menſchen weiſe und glücklich machen ſoll; nie die Wahrheit, die wir aus der Hand des Schöpfers und des Erlöſers erhalten haben; ich meyne die Religion. Wie viele Dichter hat es nicht gegeben, die ihren Witz zur Schande und Entheiligung der Tugend angewandt haben! Unſeliger Gedanke, als müßte man zügellos, als müßte man ein ſinnreicher Böſewicht ſeyn, und ſeinen Schöpfer, ſeinen Erlöſer vergeſſen, um ein Dichter zu ſeyn. Ein Dichter, der ſich den Vorwurf machen muß, daß er durch den Reiz ſeiner Poeſie ein unſchuldiges Herz verführt hat; ein Dichter, der dieſen Schaden alle Tage und nach ganzen Jahrhunderten nach ſeinem Tode anrichtet, iſt dieſer nicht ein unendlich größrer Verbrecher, als ein Straßenräuber oder Giftmiſcher? Ehren Sie Gott durch Ihre Poeſie; ich bitte Sie, als meine Freunde und meine Brüder, ehren Sie ihn dadurch, daß Sie Weisheit und gute Neigungen unter den Menſchen ausbreiten. Verherrlichen Sie ſeine Majeſtät ſelbſt durch Ihre Geſänge und erheben Sie Ihr Herz durch die Vorſtellungen von ihm zu Gedanken und

Empfindungen, die alles andere übertreffen. Helfen Sie, wenn Sie ſich der Gottesgelahrtheit widmen, gute geiſtliche Lieder dichten und einführen, und bedenken Sie, wie viele Millionen Herzen durch einen feurigen frommen Geſang zur Empfindung der Religion gebracht, und durch ihre Empfindung zur Ausübung derſelben entflammt werden können."

Unter ſo edlen gemeinnützigen Bemühungen war Gellerts Leben ſchon lange durch das ſchreckliche Uebel der Hypochondrie ein beſtändiges Leiden. Dieſes Uebel hatte bereits ſeit dem Jahre 1752 beſonders im Sommer angefangen, ſeine Seele mehr als ſonſt zu verwunden. Er hielt zwar immer eine ſtrenge Diät, vorſichtig in ſeiner Nahrung und regelmäßig in der ihm nöthigen Bewegung, und dennoch waren ſeine Tage ängſtlich und trübe, ſeine Nächte aber unruhig und voll ſchreckender Träume. Gemeiniglich entkräftete ihn der Schlaf mehr, als er ihn erquickte. Seine Bruſt litt durch häufige Beklemmungen, und die Kräfte ſeines Geiſtes wurden von der beſchwerlichſten körperlichen Verdroſſenheit zu allen ſeinen Verrichtungen niedergedrückt. Er empfand ſelten die Munterkeit, welche einen geſunden und freyen Umlauf des Blutes und aller Säfte des Leibes zu begleiten pflegt. Eine außerordentliche Traurigkeit und eine unüberwindliche Niedergeſchlagenheit breitete ſich aus der verborgenen Quelle ſeines ſiechen Lebens über ſein ganzes Gemüth aus. Sein Gedächtniß ſchien ihm oft bloß die Kraft zu haben, ihm allein dasjenige, was die vergangene Zeit Unangenehmes gehabt hatte, gegenwärtig zu machen. Wie ſehr er auch ſeine Phantaſie durch Vernunft und Religion zu beherrſchen wußte, ſo erfüllte doch dieſelbe ſeine Seele mit lauter traurigen und ſchwarzen Bildern, und erregte Vorſtellungen, die er haßte. Alle Wahrheiten ſeiner vorzüglichen Wahl und Liebe ſchienen vor ſeinem bekümmerten Gemüthe ihre Schönheit und ihre Anmuth zu verlieren. Wer gelaſſen iſt, kämpft mit ſeinen Leiden und ſucht ſie

ſtandhaft zu ertragen. Er hütete ſich deswegen ſorgfältig vor aller Ungeduld, war aber oft betrübt, daß ihn ſeine Schwachheit hinderte, ſeine Gedanken in den Betrachtungen der Religion, und in den nie vernachläßigten Uebungen der Gottſeligkeit und Andacht, nach ſeinem Wunſche zuſammen zu halten, ſie vor Zerſtreuungen zu bewahren, und dieſe Pflichten mit voller Luſt und Freudigkeit zu erfüllen.

Die Kunſt und Hülfe der Aerzte linderte ſein Uebel nur ſelten; der Gebrauch ſowohl des Lauchſtädter Bades, als des Carlsbades, welches er zwey Jahre nach einander, als 1753 und 1754, beſuchte, verſchaffte ihm zwar einige Erleichterung, that aber doch nicht die wohlthätige Wirkung, die er ſich davon verſprochen hatte*). „Mein Aufenthalt im Bade, wohin mich der rechtſchaffene D. Tilling in Annaberg begleitete," ſchreibt er von ſeiner zweiten Reiſe, „war nicht angenehm. Gleich nach den erſten Tagen kam der Wunſch in mein Herz, wieder wegzureiſen und verließ mich nicht. Tilling hat mir viel Freundſchaft erwieſen, die ihm Gott vergelten wolle! Indeß ſey Ihm, der mir Leben und Kräfte zu dieſer Reiſe verliehen, und mich doch bey einer leidlichen Geſundheit erhalten hat, Ihm, der alles Gute thut, ſey Ehre und Herrlichkeit!" Er nannte, weil er nicht bettlägerig war, ſeine Geſundheit leidlich, wenn er gleich die ſchwermüthigen Aengſtlichkeiten, die ihm allen Genuß des Lebens verbitterten, dulden mußte, und durch keine Mittel der Kunſt überwinden konnte. Weder die Veränderung der Gegend, noch die ſonſt ſo heilſame Bewegung kleiner Reiſen, wodurch er ſich aufzuheitern ſuchte, noch die Ruhe von den gewöhnlichen Geſchäfften, noch die Zerſtreuung des Gemüths durch verſchiedene neue Bekanntſchaften mit großen und liebenswürdigen Männern, noch die für ihn ſo ſorgfältige Achtung und Liebe ſeiner wahren

*) Tageb. v. 1754. (Vgl. Theil 5, Nr. 53.)

Freunde konnte bey aller Erkenntlichkeit seines gegen sie so empfindsamen Herzens die unwillkührliche Traurigkeit, worein seine Seele versank, vertreiben oder so sehr schwächen, daß sein Geist einen Theil seiner vormaligen Munterkeit und Kraft wieder erhalten hätte. Er war schon zufrieden, wenn sein Uebel zuweilen zu ruhen schien; wenn nur von Zeit zu Zeit einige heitre Stunden die finstern Tage ganzer Wochen und Monate erleuchteten.

Je schmerzhafter ihm diese nur selten unterbrochene Leiden, besonders deswegen seyn mußten, weil ihm so gar die Religion die Tröstungen und Aufheiterungen zu verweigern schien, die er in einem beständigen und vertrauten Umgange mit ihr durch tägliche Betrachtungen ihrer Wahrheiten und oft erneuerte Uebungen des Gebets suchte; desto eifriger war er, und beynahe bis zur Aengstlichkeit sorgfältig, alle nachtheiligen Einflüsse davon auf die Frömmigkeit und Begierde seiner Seele nach der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen und Handlungen, auf seine Geduld und Ergebung in den Willen Gottes, auf seine Treue in seinen Geschäfften zu verhüten. Deswegen befliß er sich einer sorgfältigen Strenge in der Prüfung seiner Gedanken und aller Bewegungen seines Herzens; aufmerksam auf alles, was er that und sprach, um sich keinen Fehler zu übersehen; immer auf seiner Hut wider die Empfindlichkeit, welche sein sieches Leben zu begleiten pflegte, damit sein Umgang weder seinen Freunden noch den Jünglingen, die er zu unterrichten und zu bessern unabläßig bemüht war, beschwerlich würde; damit auch unter seiner unwillkührlichen bloß körperlichen Verdrießlichkeit, welche seine Seele wider seinen Willen verdunkelte, niemand als er allein leiden möchte. Ein liebreiches Wesen war ihm so eigen, daß solches sich in seiner ganzen Physiognomie ausdrückte, auf seiner Stirn, in seinem trauernden Auge, in seinem ganzen Gesichte, in seiner ganzen Stellung. Man durfte ihn nur sehen, um ihn zu lieben, und man verlangte, wenn man ihn gesehen

hatte, keinen andern Beweis, daß er geliebt zu werden verdiente. Man mußte die Tugend bewundern, die so schnell einnahm, und noch mehr freute man sich, daß sein liebreiches Herz und seine Begierde, seinen Nebenmenschen angenehm zu seyn, selbst durch alle Wolken, womit die Empfindung seiner Leiden sein Aeußerliches verdunkelte, hindurchschimmerte und dieselben aufhellte. Doch nichts war sichtbarer, als seine Dankbarkeit gegen seine Freunde, die ihn aufzurichten und ihn unter seinen Bekümmernissen zu trösten suchten. Seine Aufmerksamkeit, ihre Namen in seinem Tagebuche mit Dank gegen Gott und mit Gebet für sie anzuzeichnen, ist ein rührender Beweis davon. Hatte er eine gute Stunde, so suchte er ganz Empfindung der Religion zu werden, und wurde es dann bis zur lebhaftesten Freude über die Güte Gottes, und vornehmlich über die Wohlthaten der Erlösung. Schien ihm gleich sein Gefühl ihrer Wahrheiten und seine Andacht nicht feurig genug zu seyn, wovon er die Ursache lieber in der natürlichen Gleichgültigkeit des menschlichen Herzens gegen sie, als in einer bloß körperlichen Trägheit dazu suchte; so bestrebte er sich doch immer den Wunsch, stärkere Empfindungen der Frömmigkeit zu haben, in aller möglichen Lebhaftigkeit zu erhalten. Auch ließ er sich seine hypochondrische Unlustigkeit nie weder von dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste, noch von den ordentlichen Arbeiten seines Berufes abhalten. Keine Anstrengung seiner Kräfte war ernstlicher als die Mühe, die er anwendete, über die Zerstreuungen seiner Gedanken zu siegen, die ihn unter der Erfüllung dieser Pflichten unverschuldeter Weise überfielen; immer besorgt, daß sie verschuldet werden möchten, wenn er nicht mit seinem ganzen Vermögen wider sie kämpfte. In der Sorge für seine Gesundheit beobachtete er eine sich immer gleiche Ordnung und Regelmäßigkeit, und erlaubte sich nicht die geringste Abweichung davon, um nicht durch die Nachläßigkeit darinnen die Vergrös-

rung seiner Leiden selbst zu verursachen. Er hatte sich gewöhnt, sein Studiren bis an die Stunde der Mitternacht fortzusetzen; als er aber bemerkte, daß ihm dieses nachtheilig wäre, enthielt er sich dessen wider seine Gewohnheit und Neigung dazu, um seine Phantasie nicht allzurege zu machen, und von unordentlichen Träumen weniger beunruhigt zu werden. Nichts kann ernstlicher und gewissenhafter seyn, als seine Sorgfalt, immer demüthiger zu werden. Er gestand seine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernstlichen Misvergnügen daran, und bemühte sich eifrig, alle Regungen derselben in ihrem ersten Ursprunge zu ersticken. Das Gute, was er that, wünschte er bloß aus Ueberzeugung, daß es gut wäre, und in der besten Absicht zu thun, und er fürchtete nichts ängstlicher, als daß er den Vorwurf verdienen könnte, daß er seiner Pflicht mehr aus Verlangen nach dem Scheine, ihr genug gethan zu haben, als aus einer innern überwiegenden Empfindung seiner Schuldigkeit genug zu thun, sich bestrebt habe. So gewissenhaft er unter seinen Leiden immer vollkommner in seinen Gesinnungen zu werden suchte, so redlich waren seine Bemühungen, Andre zu bessern, und nie empfand er mehr Freude, als wenn sie ihm nicht vergeblich zu seyn schienen; immer eben so geschäfftig als begierig, unordentliche junge Leute zu gewinnen und sie von den Ausschweifungen, die sie begiengen oder zu begehen in Gefahr waren, abzuziehen. Wie nichts aufrichtiger seyn konnte, als die Bekümmerniß, die er über ihre unregelmäßige Aufführung empfand, so konnte auch nichts aufrichtiger und inniger seyn, als das Vergnügen, das ihm ihre Besserung verursachte.

Dieses Vergnügen, die Liebe so vieler Freunde, die er in den höhern und niedrigern Ständen hatte, das auf eine vorzügliche Achtung seines Herzens gegründete Vertrauen so vieler Aeltern, welche nicht besser für ihre Söhne sorgen zu können glaubten, als wenn sie ihm die Bildung ihrer Herzen und die Auf-

ſicht über ihre Sitten auftrügen, die dankbaren Geſinnungen derjenigen, die er unterwieſen und gebeſſert hatte, und die ſtärkſten Verſicherungen aus vielen Gegenden von dem Segen ſeiner Schriften und Arbeiten wurden Belohnungen und Tröſtungen für ihn, die ihn ermunterten, mit einem ſtillen Herzen und in gelaſſener Ergebenheit zu leiden, und in ſeinen eifrigen Beſtrebungen nützlich zu werden durch ſeine Leiden nicht zu ermüden. Die Vorſehung, die er mit ſo ernſtlicher Gewiſſenhaftigkeit ſtets vor Augen zu haben ſuchte, ließ es ihm auch nicht an außerordentlichen und unerwarteten Erquickungen und Aufmunterungen fehlen. Wie fromme und rechtſchaffene Gelehrte oft Andern nützlich werden, ohne es ſelbſt zu wiſſen, oder auch vermuthen zu können: So machen auch zuweilen ihre Verdienſte auf edelgeſinnte Herzen ſo wirkſame Eindrücke, daß ſie dadurch zu den ſchönſten Handlungen der Dankbarkeit und Wohlthätigkeit gereizt werden. Gellert hat davon verſchiedene ihm ſehr angenehme Erfahrungen gehabt. So ſchrieb ein edelmüthiger Freyherr in Schleſien, der Herr von Krauſſen, an ihn, und verſprach ihm aus Achtung und Liebe einen anſehnlichen Jahrgehalt, welcher der Freygebigkeit eines Fürſten Ehre machen würde, und als Gellert ſolches mit eben ſo viel Dankbarkeit als Beſcheidenheit von ſich ablehnte, ſo ertheilte ſein großmüthiger Freund denſelben ſeiner alten ehrwürdigen Mutter bis an ihren Tod; eine Wohlthat, die ein ſo zärtlicher Sohn unter die vornehmſten Glückſeligkeiten ſeines Lebens rechnete *). Wenn er davon ſprach, ſo geſchah es oft mit Thränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen, weil dieſe Wohlthat bloß ein Zeugniß von der reinen Hochachtung und Liebe dieſes großmüthigen Mannes gegen ſeine Tugend war. So ſelten eine ſolche Güte des Herzens iſt, ſo ſelten iſt auch die Dankbarkeit, womit ein jun-

*) (Vgl. d. Anm. zu S. 318.)

ger preußischer Officier Gellerten auf die angenehmste Weise überraschte *). Das Herz dieses edlen Mannes war durch seine Schriften gebessert, und zur Liebe der Religion und Tugend angefeuert worden, und er hatte schon lange gewünscht, ihm seine Erkenntlichkeit dafür bezeugen zu können. Von dieser Dankbarkeit durchdrungen, suchte er ihm bey seinem Aufenthalte in Leipzig, wo er eine Erbschaft von fünf bis sechs tausend Thalern gethan hatte, bekannt zu werden. Gellert sprach ihn zweymal bey einem vertrauten Freunde. Bey der dritten Zusammenkunft war er einige Augenblicke mit ihm allein. Der Fremde nahm diese Gelegenheit wahr. Ach! fieng er auf einmal mit einer schamhaften Offenherzigkeit an: Sie wissen es nicht; ich bin ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit, sagt Gellert, der diese Begebenheit seinem Freunde dem Grafen von B. meldet, drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. „Sie mein Schuldner ꝛc.“ [s. Theil 5, No. 66. S. 115 f.] „was zu diesem Stande gehört.“

Gellert hatte um eben diese Zeit mehr als sonst Ursache gehabt, über seine Unfähigkeit lebhaft zu denken, über seinen Mangel an heitern Stunden, über die Düsterheit und Schwere seines Hauptes und über beschwerlichere Anfälle seines Uebels zu klagen. Allein dieser angenehme Vorfall breitete durch die dadurch erweckten stärkern Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott, nach denen er sich lange gesehnt hatte, eine Heiterkeit über seine Seele aus, die selbst seinem leidenden Körper auf einige Zeit heilsam wurde. Seine Leiden erneuerten sich freylich bald in ihrer alten Stärke wieder; indeß erhielten Erfahrungen dieser Art seinen Muth aufrecht und stärkten ihn, in seinem Bestreben geduldig zu bleiben und auf die Güte Gottes zu hof

*) Im J. 1754.

sen. Eben deswegen beschäfftigte er sein Gemüth oft mit den feyerlichsten Betrachtungen der Ewigkeit *). Seine einsamen Spatziergänge bald ins freye Feld, bald zu den Gräbern, hatten die Absicht, ihn durch ein beständig erneuertes Andenken an die Kürze und Vergänglichkeit seines mit vieler Angst beschwerten Lebens und an die Nähe des Todes, welcher die Tugend endlich von allen ihren Kämpfen befreyt, gelassener und williger zu einer freudigen Standhaftigkeit unter dem Gefühle seiner Schwermuth zu machen. Er bestrebte sich, durch dergleichen Betrachtungen und durch öftere Uebungen in allen edlen und gottgefälligen Gesinnungen sein eignes Herz immer vollkommner zu machen, und immer aus den besten und vortrefflichsten Absichten und Gründen zu handeln, indem er überzeugt war, daß diese allein ein sicherer Grund von der Beständigkeit in der Rechtschaffenheit und Tugend sind. Darum bemühte er sich vornehmlich, den Gedanken, daß es Pflicht sey, zu thun, was recht und gut ist, immer in seiner ganzen Stärke zu fühlen, damit dieser Antrieb bey allen guten Handlungen noch mehr Gewalt über ihn haben möchte, als die Begierde nach Beyfall und Lob. Diese Art zu denken suchte er nicht allein selbst zu haben, sondern auch Andern mitzutheilen. „Lassen Sie," schreibt er an einen seiner edlen Freunde, „nicht zu, daß das Geräusch des Hofes ꝛc." [s. Theil 5, No. 57. S. 102] „lieben und bewundern will."

Nach dieser würdigen Art zu denken, die er in Andern zu erwecken suchte, strebte er selbst zu handeln, und da er von Natur gegen Lob und Tadel empfindlicher war, als er zu seyn wünschte, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit dazu, und er klagte gegen seine Freunde nur darüber, daß ihm dieses eben wegen seiner Empfindlichkeit gegen den Beyfall seiner Nebenmenschen nicht leichter wurde. Kein Schriftsteller, wenn er

*) Unvollständige Nachrichten.

auch noch so viel Fleiß auf seine Arbeiten wendet, auch noch so reine und vortreffliche Absichten hat, kann erwarten, daß er vor den Anfällen einer tadelsüchtigen Critik sicher seyn werde. Es finden sich immer Feinde ihres Verdienstes, die nicht allein den innern Werth ihrer Schriften, sondern auch selbst den moralischen Charakter des Verfassers verdächtig zu machen suchen. Dieses Schicksal traf Gellerten nicht allein nach seinem Tode, sondern auch bey seinem Leben. Er wurde, ich weiß nicht, in welcher Schrift *), sowohl über seine Aufsätze selbst, als über die Redlichkeit seiner Gesinnungen und Absichten angegriffen. Eine Beleidigung dieser Art konnte ihm nicht anders als sehr empfindlich seyn; er suchte sie aber mit Gelassenheit zu ertragen, ob er gleich gestand, daß ihm dieses Ueberwindung kostete. „Ich will," schreibt er in seinem Tagebuche „die Schrift ansehen, als ob sie nicht in der Welt wäre; man kann schmähen und spotten; es wird mir weh thun; aber ich will nie antworten." Die Welt mag entscheiden, zu welcher Classe von Schriftstellern ich gehöre. In einem Briefe 1755 sagt er von diesem Angriffe: „Der Baron von * soll der Verfasser der Schrift seyn, worinnen ich so gemißhandelt bin. Womit kann ich doch diesen Mann beleidigt haben? Er muß mich nicht kennen; es ist unmöglich; sonst würde er mir nicht mit der Art begegnen, auf welche ich dem Elendesten der Menschen nicht gern begegnen wollte. Eine

*) (Gewiß ist die Schmähschrift gemeint, welche der Freiherr von Schönaich, ein geschworner Gottschedianer, wie ihn Lessing nennt (s. Th. 4, S. 479, in Lachmanns Ausg.), unter dem Titel: Die ganze Aesthetik in einer Nuß oder neologisches Wörterbuch ꝛc. 1754 anonym herausgab. Sie ist hauptsächlich gegen Klopstock, Haller, Bodmer gerichtet, doch finden sich in ihr namentlich S. 284. 316. 371 auch hämische Stellen gegen Gellert. Auf dieselbe Schrift beziehen sich die Worte Gellerts in einem Briefe an Cronegk Th. 5, S. 114: „Wie gefällt ihnen die treffliche Aesthetik?" u. s. w.)

Welt und die Nachwelt bereden wollen, als ob der Andre kein ehrlicher Mann wäre! O das iſt ſchrecklich! Mein Herz blutet, wenn ich daran gedenke. Warum bin ich nicht unbekannt geblieben? Aber die Gelaſſenheit! die Geduld! Doch was wären ſie, wenn ſie nicht ſo viel koſteten? In dem Augenblicke, wenn ich aus den Pſalmen wünſche, daß ich nicht der Spott meiner Feinde werden möge, ſo bemühe ich mich zu denken, daß ſelbſt unſer Feind uns weiſe machen ſoll.“ Mancher auf gleiche Weiſe beleidigter Schriftſteller ſchweigt, weil er ſeinen Tadler verachtet; Gellert ſchwieg, ohne gegen einen ſolchen Angriff gleichgültig zu ſeyn, weil er dadurch aufgefodert zu werden glaubte, ſich in der Gelaſſenheit und Demüthigung ſeiner ſelbſt zu üben.

Die Unruhen des letzten großen Krieges, der ſeit einiger Zeit 1757 den größten Theil von Deutſchland und andere benachbarte Reiche ſeine Plagen und Schrecken fühlen ließ, und die Nothwendigkeit eines Verſuches, ob er ſich durch einen Aufenthalt von einiger Dauer auf dem Lande ſeine körperlichen Leiden erleichtern könnte, wenn er ſeine Arbeiten, die zeither ſeine Seele in einer beſtändigen Anſtrengung erhalten hatten, auf einige Zeit unterbräche, bewogen ihn, nach Bonau zu dem Herrn Cammerherrn von Zettwitz zu gehen, um ſowohl des Umganges dieſes Herrn und ſeiner Gemahlinn, als des Herrn Grafen von Vitzthum, ſeiner Gemahlinn und ſeiner Familie zu genießen, deren ihnen ſo rühmliche und ſo beſtändige Freundſchaft er unter die vorzüglichſten und ſchätzbarſten Wohlthaten der göttlichen Vorſehung rechnete. Nach einem kurzen Aufenthalte bey ihnen, näherten ſich die Armeen dieſer Gegend, und er mußte ſie auf einige Tage nach Eiſenberg begleiten. Als er in ihrer Geſellſchaft nach Bonau zurück gekommen war, erkältete er ſich bey einem ſpäten Spaziergange zu Meineweh, einem benachbarten Gute des Herrn von Schönberg, der auch zu ſeinen geliebtern *Freunden* gehörte. Die Folge der Erkältung war ein heftiges

Seitenſtechen, welches von einem ſo ſtarken Fieber begleitet wurde, daß nicht allein er ſelbſt, ſondern auch ſeine Freunde Urſache hatten, ſeinen Tod zu befürchten. Allein er ſollte der Welt noch länger dienen und die Krankheit wurde glücklich überwunden. Die Vorſehung half, als ihre Hülfe kaum mehr erwartet werden konnte. Ihr Beyſtand, die ſorgfältige Pflege der großmüthigen Familie, in deren Schooße er von dieſer Krankheit angegriffen wurde, die Treue und Geſchicklichkeit ſeines Arztes, des Herrn D. Springsfeld aus Weißenfels, die Aufmerkſamkeit des preußiſchen Befehlshabers in dieſer Stadt, die Boten, welche, dieſes geliebten Kranken wegen, dahin geſchickt wurden, auf keine Weiſe aufhalten zu laſſen, die zärtliche Beſorgniß ſeiner Freunde, die ihn von Leipzig aus beſuchten, waren Wohlthaten, die ſein Herz mit brünſtiger Dankbarkeit erfüllten. Er ſprach von wenig Begebenheiten ſeines Lebens mit mehr Bewegung, als von dieſer Errettung. „O mein Liebſter, ſchrieb er an einen Freund, was iſt der Schritt in die Ewigkeit ꝛc. [ſ. Theil 5, No. 140. S. 247.] verſchwunden ſeyn!“*) Mit dergleichen Geſinnungen nahm er das Leben zurück, das er ſchon dem Willen Gottes aufgeopfert hatte. Doch ein Körper, gleich dem ſeinigen, welcher ſchon ſeit ſo vielen Jahren gelitten hatte, konnte ſich von einem ſolchen Angriffe nur langſam wieder erholen, und völlig erholte er ſich nie davon. Mit ſeiner zurückkehrenden Geſundheit erneuerte ſich auch ſein gewöhnliches Leiden der Hypochondrie. Da er nun von einem noch längern Aufenthalte auf dem Lande keine größere Erleichterung dieſes Uebels vorher ſah, entſchloß er ſich, wieder nach Leipzig zu gehen und ſich ſeinen gewohnten Arbeiten aufs neue zu überlaſſen.

Einige Monate nach ſeiner Zurückkunft**) erhielt er 1758 die

*) (Vgl. Th. 5, No. 137—141. u. 150.)

**) (Unrichtig; Gellert war vom Aug. 1757 bis in den Mai 1758 fortwährend in Bonau, wie ſich aus den in dieſer Zeit geſchriebenen Briefen ergiebt; ſ. Th. 5, No. 135—154.)

Nachricht von dem Tode eines seiner geliebten jüngern Freunde, des Barons von Cronegk; dessen Verlust ihm um so viel empfindlicher war, je mehr er nicht allein von seinen vorzüglichen Gaben, sondern auch von seinem edlen und frommen Charakter für die Welt gehofft hatte. „Cronegk," schreibt er aus Bonau, wohin er auf einige Tage gereist war,*) an den Grafen M. v. Br., „unser Cronegk" ꝛc. [s. Theil 5, No. 151. S. 264 f.] „Fußtapfen eingedrückt hat." Gellert, welcher sehr empfand, wie wichtig und wohlthätig Frömmigkeit und Tugend für die Welt werden kann, wenn sie die höhern Stände der menschlichen Gesellschaft erhebt und schmückt, redete allezeit mit Rührung von seinem Cronegk; auch in seinen Vorlesungen, worinnen er seinen Charakter den jungen Herren von Adel zur Nachahmung anpries, damit sie durch Beyspiele aus ihrem eignen Stande desto mehr gereizt werden möchten, dem Vorzuge der Geburt durch Weisheit und Rechtschaffenheit denjenigen Werth zu geben, der ihn allein zu einem wahren und dauerhaften Vorzuge macht.

Auf diese Weise suchte er alles zu nutzen, was die sittlichen Wirkungen seines Unterrichtes bey dem zahlreichen Adel vermehren konnte, welcher, obgleich der Krieg noch immer mit gleicher Heftigkeit anhielt, aus verschiednen europäischen Ländern, besonders aber aus den nordischen Reichen nach Leipzig kam, um sich seine Unterweisungen zu Nutze zu machen. Zeither hatte er vornehmlich über die schönen Wissenschaften gelesen. Verschiedne in seinen Werken befindliche Reden an seine Zuhörer bezeugen, wie sorgfältig er alle Gelegenheiten wahrgenommen hatte, auch diese Unterweisungen so moralisch einzurichten, als sie es ihrer Natur nach werden können. Auch hatte er schon einigemal Fordyces Moral erklärt, die ihm vorzüglich gefiel, weil dieser Schriftsteller die Sittenlehre nach Hutchesons Grundsätzen aus der Empfindung des Guten und Schönen in der Tugend her-

*) (S. die vorhergehende Anm.)

leitete. Dieß aber that seinem Verlangen, die akademische Jugend durch seine Bemühungen zur Rechtschaffenheit und zu edlen Sitten anzuführen, noch keine Genüge. Er entschloß sich deswegen, selbst besondre Vorlesungen über die Sittenlehre auszuarbeiten. Man wünschte zwar noch immer Gedichte von ihm zu lesen; man machte ihm so gar freundschaftliche Vorwürfe darüber, daß er die Poesie ganz aufgegeben zu haben schien. Allein er glaubte dazu weder Neigung noch Geist genug mehr bey sich wahrzunehmen. „Ich empfinde," schreibt er an seinen geliebten Grafen Moritz von Brühl, „daß mich der Witz verläßt; zur Vorbedeutung, daß ich keine Gedichte mehr schreiben soll. Sagen Sie es also, daß man mir über meine Pausen in meiner poetischen Autorschaft keine Vorwürfe machen müsse; daß niemand verbunden seyn könne, mehr zu dichten, wenn er nicht mehr dichten kann; daß es auch ein Verdienst sey, zu rechter Zeit aufzuhören, und nicht, wie Pope sagt, die letzten heesichten Tropfen seines Genies auszupressen. Ich, mein lieber Graf, werde alle Tage kälter und unfähiger, etwas zu thun, und kränke mich heimlich, daß ich zu wenig für meine Existenz gethan habe. Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig, und was leicht ist, Arbeit. Doch ich will nicht klagen! Gott ist der Herr von unsern Schicksalen, und unser ist die Pflicht, uns in Demuth auch da zu unterwerfen, wo es uns schwer ankömmt, unsre Umstände zu ertragen. Sie sind allezeit besser, als wir sie verdienen, und oft verliert nur unsre Eigenliebe, unser Stolz, und nicht unser Glück dabey." Dieß waren seine herrschenden und täglichen Gesinnungen, als er seine eigne Vorlesungen über die Sittenlehre zu verfertigen anfieng. Der Beyfall, mit dem sie angehört wurden, und die Zahl derer, welche sich von diesem liebenswürdigen Mentor in den Lehren der praktischen Weisheit unterrichten ließen, übertraf seine Erwartungen so weit, daß auch deswegen diese Beschäfftigung seines Lehramtes eine seiner

geliebteſten Arbeiten wurde. Ihr Werth iſt durch den Nutzen, welcher dadurch geſtiftet worden iſt, ſo beſtätigt, daß derjenige, welcher ſich wider ihn erklären wollte, ſich dem unwiderruflichen Urtheile eines allgemeinen Unwillens Preis geben würde. Akademiſche Unterweiſungen in der Moral müſſen freylich nicht in Homilien ausarten: allein ſie können methodiſch ſeyn, ohne die Miene der Methode zu haben. Die Wiſſenſchaft des Lebens läßt ſich gründlich vortragen, ohne ſich ein tiefſinniges Anſehen zu geben. Wenn man ſich gleich auf keine gelehrte Anatomie des Herzens einläßt, welche die Neigungen und Triebe deſſelben bis auf ihre kleinſten Faſern zergliedert, ſo kann man doch den Menſchen ſo ſehr mit ſich ſelbſt, mit ſeinen Verhältniſſen und Pflichten bekannt machen, als er ſeines Glückes wegen werden muß, um über ſeine Schuldigkeit richtig denken und die Vorſchriften der Weisheit, denen er folgen ſoll, zulänglich kennen zu lernen. Moraliſche Unterweiſungen müſſen den Schmuck nicht ſuchen, noch viel weniger damit überladen ſeyn. Aber doch werden ſie durch Zierlichkeit und Anmuth den Tugenden, die ſie lehren, ſo wenig nachtheilig ſeyn, daß dieſelben vielmehr dem Herzen dadurch mehr gefallen werden. Und welche Wiſſenſchaft ſollte wohl verlieren, wenn der Vortrag des Lehrers eine gewiſſe Begeiſterung ſeiner Seele für ſie verräth, oder wenn ſie mehr in der vollern Sprache eines Cicero, als in den abgebrochnen einſylbigten Orakelſprüchen eines Chryſippus redet? Man hat freylich bey dieſem mehr zu rathen; aber ob man auch deswegen mehr lernt, weil man weniger zu empfinden und mehr zu rathen hat, das läßt ſich leicht entſcheiden. Gellert war, beſonders für die vornehmere akademiſche Jugend, ein vortrefflicher Sittenlehrer, weil er in ſeinem Vortrage mehr auf das Nützliche, und auf das, was allen Menſchen bekannt und immer gegenwärtig ſeyn ſollte, als auf das Neue und Außerordentliche ſah; weil er dem, was in der Moral zwar

zu verſtehen, aber ſchwer auszuüben iſt, den Reiz gab,
rch es die Menſchen in der Aufmerkſamkeit darauf erhalten
; weil er zwar nur die Moral der Philoſophie lehrte, aber
Philoſophie, die, in der Schule des Chriſtenthums unter-
rt, mehr Licht, und zugleich mehr Kraft zu beſſern hat;
er endlich ihnen die Religion der Offenbarung, mit einer
nden Erkenntlichkeit gegen ſie, als eine Führerin anpries,
)em Wanderer die ſicherſten Wege zeigt, und ihm zugleich
ıöthige Stärke zum Wandel auf dieſem Wege mittheilt.
)ieſe neuen Verdienſte um die ſtudirende Jugend erhöhten
n Ruhm und breiteten denſelben immer weiter aus. Das
haftig chriſtliche Genie des Schriftſtellers hatte ihn gegrün-
der Eifer, die Treue und das Beyſpiel des öffentlichen Leh-
erhielt und erweiterte ihn. Wenig akademiſche Gelehrte
en ſich rühmen können, in ihren Vorleſungen ſo viele Zu-
: gehabt zu haben, als er hatte. Ihre Anzahl ſtieg oft
vierhundert und darüber. Er nützte aber nicht allein auf
Catheder. Sein perſönlicher Umgang, (und jedermann hatte
ſo freyen Zutritt zu ihm, als wenn er ſein einziger Um-
geweſen wäre), ſeine Miene, ſeine zwar kurzen, aber im-
überlegten Geſpräche, und ſelbſt ſein bedeutendes Stillſchwei-
waren, ohne daß er jemals die Rolle des Pädagogen ſpielte,
ſſermaßen ſo lehrreich, als ſeine Vorleſungen. Er vermochte
die akademiſche Jugend ſo viel, daß man das Laſter auch
m ſcheute, weil man dadurch aus ſeiner Geſellſchaft ausge-
ſen oder zu ſeiner Beſchämung nicht von ihm bemerkt und
:ſchieden zu werden fürchtete. In der Nähe und in der
e glaubten die Leſer und Leſerinnen ſeiner Schriften, daß
hn zum Freunde, zum Rathgeber, zum Kunſtrichter, zum
:r haben müßten, und dieß Vertrauen zu ihm verwickelte
in einen weitläuftigen Briefwechſel, der ihm wegen der
)achheit ſeines Körpers zuweilen beſchwerlich wurde, dem er

ſich aber nicht entziehen wollte, weil er denen lieb und nützlich war, mit denen er geführt wurde. Wer einen rechtſchaffenen Hofmeiſter für ſeine Familie wünſchte, verlangte ihn von Gellerten. Er war in der Wahl derjenigen, die er zu dieſem Amte vorſchlug, um ſo viel vorſichtiger, je leichter man ſich aus guter Meynung in dergleichen Empfehlungen irren kann, und richtete dabey ſein Augenmerk vorzüglich auf den ſittlichen Charakter derjenigen, welche er vorſchlug. Er gab ſich auch viel Mühe, gute Hofmeiſter zu bilden. Deswegen hielt er nicht nur in beſondern Stunden öffentliche Vorleſungen über die Pflichten derſelben, ſondern machte es ſich auch zum Geſchäffte, ihnen ſowohl auf ſeinem Zimmer, als in ſeiner Correſpondenz mit ihnen, dazu mit guten Rathſchlägen und Erinnerungen beförderlich und nützlich zu ſeyn. Je williger er nun zu allen Arten angenehmer Dienſte war, deſto mehr Dienſte foderte man von ihm. In Leipzig war ſeit dem Anfange des Kriegs wegen der verſchiedenen Armeen, welche Sachſen durchzogen oder behaupteten, eine immerwährende Ebbe und Flut von Fremden, unter denen er durch ſeine Schriften ſo bekannt und hochgeachtet war, als bey der Akademie. Obgleich unter dem Geräuſche der Waffen Vorzüge, wie die ſeinigen, wenig Aufmerkſamkeit zu erregen pflegen, ſo wurde er dennoch von allen denen beſucht, die Religion und Geſchmack ehrten, oder es doch für rühmlich hielten, ſagen zu können, daß ſie den Mann, der vor Andern der Liebling ſeiner Nation war, geſehen, geſprochen und gehört hätten. Nicht ſelten fanden ſich bey ſeinen Vorleſungen ſo viele Offizier in ſeinem Hörſale ein, als wenn derſelbe das Vorzimmer eines Generals geweſen wäre. Die königlichen Prinzen des preußiſchen Hauſes, Carl und Heinrich, erwieſen ihm die Ehre ſich mit ihm zu unterreden. Er ſprach von dieſen Prinzen wegen der Menſchenfreundlichkeit und Gnade, womit ſie Sachſen vor allen Plagen des Krieges zu beſchützen und ihnen die nothwendigen

werden deſſelben auf alle Weiſe erträglich zu machen ſuch-
mit der größten Ehrerbietung und Bewunderung. „Ich bin,“
bt er an eine ſeiner Freundinnen, „geſtern auf Verlangen
em Prinzen Heinrich geweſen. In der That bin ich gern
m gegangen, und ungern wieder von ihm. — Ich habe
mit vieler Empfindung im Namen meines Vaterlandes für
nade gedankt, womit er uns die Laſt des Krieges erleich-
hat. Dieſes gefiel ihm — Haben Sie nichts für ſich zu
chen? ſprach er, ich möchte Ihnen gern dienen — Nein,
igſter Prinz, ich bitte um nichts, als um die Fortſetzung
r unverdienten Gnade — Kann ich nicht Ihren Freunden,
denen, die Ihnen lieb ſind, dienen? — Sie haben mir
meinen Freunden den ganzen Krieg über Wohlthaten er-
n.“ Der Prinz hatte viel Achtung gegen ihn, und gab ihm
dem Kriege noch einen Beweis davon, als er ihm das
), welches er in der Schlacht bey Freyberg geritten hatte,
den Herrn von Kalkreuter*) zum Geſchenke machte.
Welt weis Friedrichs Unterredung mit ihm, worinnen der
ter von dem Glanze des Helden nicht verdunkelt wird, und
zu ſeinem Vortheile als ein zugleich beſcheidner und freyer
ländiſcher Mann erſcheint, der das rühmliche Urtheil verdiente,
es dieſer Monarch von ihm gefällt hat.**) Dieſe Ehre, die
icht nur witzigen Köpfen, ſondern auch wohl denen, die Philo-
n ſeyn wollten, gefährlich geworden iſt, bewies, wie ausge-
et der Ruf ſeines Namens und ſeiner Verdienſte war. Die
ung für dieſe war es auch, welche den General Hülſen be-
, ſeinen Geburtsort die wohlthätigen Wirkungen derſelben er-
n zu laſſen. „Unſer Städtchen,“ ſchrieb ſeine Schweſter an
„iſt mit einer ſehr leichten Einquartierung belegt worden,
der General hat dem Rathe ausdrücklich ſagen laſſen, dieſes

Vielmehr: Kalkreuth; vgl. Th. 6, No. 287.)
) (S. Th. 5. No. 216; vgl. No. 213 und 208. 209.

geschähe aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und seine Schriften." Solche außerordentliche Zeugnisse von dem Beyfalle, den er verdiente, vermehrten die Hochachtung gegen ihn bei denen, welche weniger auf den Mann, als auf den Schatten sehen, der ihm nachfolgt. Diesen konnte er eben deswegen um so viel nützlicher werden, je größer ihre Hochachtung gegen ihn war.

So verdient er sich indeß um die Universität gemacht hatte, so war er doch immer noch bloß ein außerordentlicher Lehrer an derselben; nicht weil die Regierung seiner hätte vergessen können, sondern bloß deswegen, weil in der Facultät, bey der er lehrte, noch kein ordentliches Lehramt erledigt worden war. Selbst Ausländer von großem Ansehen bemühten sich um die Erhöhung seines Gehaltes. Der englische Gesandte Mitchel that solches ohne sein Vorwissen mit vielem Eifer. Gellert verehrte ihn zwar mit lebhafter Erkenntlichkeit für dasjenige, was er für ihn gethan hatte; er suchte aber auch die Wirkung seines Vorspruches von sich abzulehnen. „Ich kann versichern," schreibt er an den Grafen M. v. Br., „daß ich ihn nicht darum gebeten habe. Ich suche kein Amt; ich bin krank, und kann auf kein langes Leben hoffen; ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen Andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe es dem Gesandten selbst gesagt, allein umsonst. Bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet." *)

Unterdessen wurde durch das Absterben D. Müllers, eines zu seiner Zeit nicht unberühmten Philosophen, ein ordentliches philosophisches Lehramt erledigt. **) Sogleich schrieb ein angesehener Beförderer der Wissenschaften aus Dresden an ihn, daß

*) (Aus dem Briefe No. 234.)
**) (1761. S. Th. 5, No. 234.)

die Regierung entschlossen wäre, seine Verdienste nun mit diesem Amte auf eine anständige Weise zu belohnen, damit er Zeit zur Ueberlegung haben möchte, ob er dasselbe annehmen wollte oder nicht. Alle seine Freunde, Ernesti, Wagner*) und besonders Rabener drangen mit großem Ernste in ihn, eine der Absicht der Regierung gemäße Entschließung zu fassen. Da er alles, was er zu den eingeschränkten Bedürfnissen seines Lebens brauchte, größtentheils bloß seinem Fleiße zu danken hatte, so konnte ein sicheres und gewisses Einkommen bei seinen immer fortdauernden körperlichen Leiden, und bey ihren besorglichen Folgen, sehr angenehm seyn. Allein diese Betrachtung vermochte so wenig über ihn, daß er das Amt, das ihn erwartete, aller dringenden Vorstellungen und Bitten seiner Freunde ungeachtet, von sich ablehnte. Denn wie groß und unermüdet auch sein Eifer war, der Universität zu nützen, so hatte er doch von den Pflichten eines ordentlichen Lehramtes so hohe und strenge Begriffe, daß er seiner Kränklichkeit wegen dieselben nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen zu können fürchtete, und es darum für eine Pflicht des Gewissens hielt, sich dieser Gefahr nicht auszusetzen. „Was können Sie mir," schrieb er an den Grafen M. v. Br., „durch Ihre Vermittelung ein Amt auswirken wollen, das ich nicht wünsche? Ich habe es gegen Sie und gegen andre Freunde nicht aus einer übertriebenen Bescheidenheit ausgeschlagen; nichts weniger, gütiger Graf, sondern aus Krankheit, Alter, und Mangel der Kräfte, aus Ueberlegung und Gewissen. Warum sollte ich mich weigern, wenn das nicht meine Ursachen wären? Ich müßte ja fürchten, wider meine Pflicht zu thun; ich müßte wider meine eignen Vortheile handeln, und bloß aus Eigensinn den Rath und die gütige Fürsorge meiner Freunde

*) (Damals Kreisamtmann und Commissionsrath zu Leipzig. Vgl. die Anm. zu Th. 5, S. 240.)

und Gönner verwerfen. Das, weis ich, werden Sie mir nicht zutrauen. Wären Sie nur um mich und sähen meine Beschwerungen, die ich insonderheit seit zwey Jahren dulde, die kranke Brust, an der ich leide, einen nagenden heimlichen Schmerz in meinem Kopfe, die Abnahme meines Gedächtnisses, die mir die geringsten Arbeiten zur Last macht; ich weis gewiß, Sie würden mir nicht rathen, ein neues Amt anzunehmen. Die Akademie leidet nicht dabey; ich kann, was ich thun kann, als außerordentlicher Lehrer thun, wenn auch das, was ich thue, wenigen in die Augen fällt. Wenn ich im Jahre 1751 die Profession hätte suchen sollen, so würde ich geglaubt haben, es wär Pflicht. Im Jahre 1761 halte ich es für Pflicht, sie zu verbitten. Meine Freunde denken als Gesunde; da haben sie recht. Ich denke und leide als Kranker; da habe ich auch recht. Mein Entschluß ist nicht Flucht vor der Arbeit; das beweist mein zeitheriges Schreiben und Lesen. Daß ich die Kräfte nicht mehr habe, die ich vor zehn Jahren hatte, das kränkt mich: aber wie müßte ich mich nicht schämen, wenn ich glaubte, ich hätte sie, und setzte mich selber in Unruhen und Umstände, die ich hätte vermeiden können!"

Diese dringenden Vorstellungen hatten die Wirkung, die er wünschte, und er war dafür so dankbar, als man es für eine große Wohlthat seyn kann. Indeß ließ er von seinem Fleiße in seinem Unterrichte so wenig nach, daß er sich vielmehr, besonders auch in seinen öffentlichen Vorlesungen, welche manche Lehrer ohne Bedenken vernachlässigen, fast über sein Vermögen anstrengte, damit er selbst den geringsten Schatten des Argwohns, daß er seine Bequemlichkeit oder Freyheit dem allgemeinen Nutzen vorzöge, von sich entfernt halten möchte. Er bedurfte wenig, weil er für seine Bedürfnisse, für seine Bequemlichkeit und sein Vergnügen wenig verlangte. Er verließ sich mit völliger Zuversicht auf die Vorsehung, ohne etwas Außerordentliches zu er-

warten, weil er überzeugt war, daß es einem zufriednen Gemüthe nur selten an dem Nöthigen gebrechen könne. Zu diesem Vertrauen hatte er auch in vielen rührenden Beweisen ihrer Güte sehr starke Ermunterungen. Einer seiner geliebtesten Schüler, der Herr Graf Moritz von Brühl, gab ihm schon seit einigen Jahren (1762) *) ein jährliches Gehalt von anderthalbhundert Thalern, ohne daß Gellerts erkenntliches Herz den Wohlthäter entdecken konnte, der auch, so viel ich weis, erst nach seinem Tode bekannt wurde. Es vergieng fast kein Jahr, wo ihm nicht auf der Post ansehnliche Geschenke von hundert, und zweyhundert Thalern zugesendet wurden. Diejenigen, die sie ertheilten, erhöhten den Werth ihrer Wohlthaten durch die Sorgfalt, womit ihre Großmuth dieselben bloß zur Schonung seiner zärtlichen Dankbarkeit vor ihm verbarg. Allein auch die öffentliche Freygebigkeit hielt es für Pflicht, die bescheidne Uneigennützigkeit zu belohnen, womit er zweymal ein ordentliches Lehramt abgelehnt hatte. Das Gehalt, welches er als ein außerordentlicher Lehrer hatte, wurde erhöht, und als Deutschland einen seiner ersten und besten Geschichtschreiber, Leipzig aber eine seiner vornehmsten Zierden der Akademie in seinem Masco**) verlohr, erhielt Gellert denjenigen Gnadengehalt, welchen dieser große Mann gehabt hatte. Dieses war eine neue Gelegenheit für Gellerten, zu beweisen, wie uneigennützig und bescheiden seine Art zu denken war. „Die Pension, die mir bestimmt wird," schrieb er an seinen geliebten Grafen M. v. Br., so bald er von dem Entschlusse des Hofes benachrichtigt worden,

*) (Wohl schon seit Ende des J. 1759, was aus den Briefen Nr. 178 und 180 des 5ten Theiles hervorzugehen scheint. M. v. Brühl befand sich seit 1759 in Warschau am Hofe Augusts II.)

**) (Starb d. 22. Mai 1761. Ueber die Pension vgl. Th. 5, Nr. 241.)

war, „ist groß, und ich muß Ihnen bezeugen, daß ich nicht eher gewußt habe, wie groß sie ist, als gestern, da mirs mein Bruder gesagt hat. Sie beträgt vierhundert und fünf und achtzig Thaler. So viel, liebster Graf, wünsche ich nicht, und ich getraue mich nicht es anzunehmen. Denn Sie müssen sich erinnern, daß ich auf Befehl des Hofes schon seit zehn Jahren eine Pension von hundert Thalern genieße. Wenn ich diese beiden Pensionen zusammen genösse, so hätte ich jährlich 585 Thaler. Nein, das ist zu viel; mehr als ich wünsche. Von dieser Summe kann noch ein rechtschaffner Mann einen Antheil ziehen, ohne daß ich darbe. Ich dächte also, liebster Graf, man setzte die Pension auf vierhundert Thaler; auf diese Weise bekäme ich jährlich dreyhundert Thaler mehr, als ich gehabt habe, und wenn mich Gott nicht zu aller Arbeit unfähig werden läßt, so habe ich genug, und auch noch für Aermere, als ich bin, übrig." Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen, so wenig als derjenige, in welchem er einige verdiente Männer nannte, denen er das Uebrige wünschte. Er erhielt die ihm bestimmte Belohnung, welche ihm die angenehme Verpflichtung auflegte, der akademischen Jugend, besonders durch seine Gesellschaft und seine Unterhaltungen mit ihr, angenehm und nützlich zu werden.

Als, nach dem Tode des Königs Augusts, Friedrich Christian die Regierung antrat, ein Fürst, von dessen großen und einnehmenden Eigenschaften Sachsen die Wiederherstellung seiner vormaligen Glückseligkeit sich mit so vielem Rechte versprach, weil er mehr als der Herr, weil er der Vater, der Wohlthäter und der Tröster seines so viele Jahre nach einander unglücklichen Volkes werden wollte, so richtete er eine seiner ersten Sorgen auf die Wissenschaften, deren Flor in seinem Lande dasselbe zu allen Zeiten von andern deutschen Ländern unterschieden hat. Er suchte den Glanz, den sie noch immer hatten, durch die Belohnungen zu vermehren, welche er Gelehrten von vor-

züglichen Talenten und Verdienſten beſtimmte. Dieſer liebenswürdige Fürſt gab von dieſen Geſinnungen in einer nur allzukurzen Regierung mehr Beweiſe, als viele Könige, welche ſich gern den Trajanen und Antoninen an die Seite geſetzt ſähen, in dem längſten Leben gegeben haben. Er bemerkte auch Gellerts Werth und Verdienſt zu einer Zeit, wo ſeine väterlichen Sorgen, die tiefen Wunden der allgemeinen Wohlfahrt zu heilen, ſo eifrig waren, als wenn ſie ſeine einzigen Sorgen geweſen wären. Er ehrte ihn nicht allein durch die ſtärkſten Verſicherungen ſeiner gnädigen Achtung, ſondern auch durch ein anſehnliches Geſchenk, um ſeinen Unterthanen und zugleich der Welt zu bezeugen, was Talente, Geſchicklichkeit, Rechtſchaffenheit und gemeinnützige Unverdroſſenheit für ihre Bemühungen, die Wiſſenſchaft und die Tugend zu befördern, von ſeinem gütigen Herzen zu erwarten hätten. Ein ſo väterlich geſinnter Fürſt war eines langen Lebens ſo würdig, als der allgemeinen Thränen der Sachſen, womit ſein früher Verluſt beweinet wurde. Gellert trauerte mit ihnen, und beklagte ſich bey ſeinem Tode zum erſtenmale, daß ihn die Lebhaftigkeit verlaſſen hätte, welche ein Dichter zur Verewigung eines ſo guten Fürſten haben muß. Sein Sohn und Nachfolger in der Chur hatte die Geſinnungen ſeines Vaters gegen ihn. Die Churfürſtinn, eine eifrige Gönnerinn der Wiſſenſchaften, wußte ſeine Verdienſte nach ihrem Werthe zu ſchätzen. Die Prinzen Albrecht und Clemens und die Prinzeſſinn Chriſtina verſicherten ihn in ihren Unterredungen einer Achtung und Gnade, welche der Güte ihres Herzens eben ſo viel Ehre machen, als ihrem Geiſte und Geſchmacke.*) So ſehr er in ſeinem Vaterlande geachtet und geliebt wurde, ſo viel Liebe fand er auch außer demſelben. Aus dem Reiche, aus Liefland, aus Dänemark, aus Ungarn erhielt

*) (Die Unterredung mit der Prinzeſſin Chriſtina ſ. Th. 6, Nr. 292.)

er noch immer von unbekannten Freunden, die entweder seine Schüler gewesen waren, oder ihn seiner Schriften wegen hochschätzten, ansehnliche Geschenke. Der Herr von Rochau, auf Reckhan, den er im Kriege kennen gelernt hatte, unterhielt nicht allein einen beständigen Briefwechsel mit ihm,*) sondern gab ihm auch jährlich, aller seiner Weigerung ungeachtet, Beweise einer Freygebigkeit, welche Wohlthäter aus einem noch höhern Stande unvergeßlich machen könnten.

In diesen Umständen hätte Gellert, dessen Wünsche allezeit mäßig und bescheiden waren, sehr zufrieden und glücklich seyn können, wenn es nur der Vorsehung gefallen hätte, ihm seine körperlichen Leiden zu erleichtern. Allein diese Leiden ließen ihn in eben den Jahren, worinnen er alles zu haben schien, was ein so bescheidner Gelehrter von den Wohlthaten des Lebens erwarten oder begehren möchte, zu keiner anhaltenden Freudigkeit kommen. Er wünschte eine höhere und edlere Glückseligkeit und empfand unter der Finsterniß, welche seine Seele überschattete, nur zu sehr, wie leer alles Irdische ist, wenn das Herz diejenige Heiterkeit nicht empfinden kann, welche einen höhern Ursprung, als das Glück des Lebens hat. Sein körperliches Uebel machte ihn schwermüthig, und in dieser Traurigkeit fürchtete sein gottseliges Herz, daß die Ursache derselben nicht bloß in den Leiden seines Körpers liegen möchte. Er verlangte nach dem Glücke der Zufriedenheit, welche aus einem starken und anhaltenden Gefühle der Religion und der von ihr den Menschen versicherten Wohlthaten entspringt. Je stärker aber dieses Verlangen war, desto weniger getraute er sich, zu glauben, daß zum ruhigen und völligen Genusse dieses Glückes auch eine gewisse Art von Gesundheit, die ihm fehlte, erfodert würde. Zwar pries er schon seit langer Zeit am Schlusse eines jeden Jahres unter den Wohl-

*) (Vom J. 1760 an bis zu Gs. Tod; s. die Briefe an ihn.)

n Gottes gegen ihn auch dieſes als eine der vornehmſten,
er durch ſeine Kraft vor vorſetzlichen Unordnungen des Her-
und des Lebens bewahrt worden war. Gleichwohl ſchien
auch dieß zur völligen Beruhigung ſeiner ſelbſt über ſeinen
ichen Zuſtand nicht genug zu ſeyn, weil er ſeinem Gebete,
n Uebungen der Gottſeligkeit, ſeinen Gedanken an die Ewig-
ſeinem Glauben und ſeinem Beſtreben nach der innern
äflichkeit ſeiner Seele, mehr Eifer und Stärke wünſchte,
r bey ſeiner Kränklichkeit haben konnte. Er zum wenigſten
bte ſich ein ſolches Urtheil niemals, ſondern hielt eine ge-
Dürre, Trägheit und Unfähigkeit des Herzens zu bloß geiſt-
i Empfindungen mehr für Unvollkommenheiten ſeiner Seele,
für Wirkungen ſeines körperlichen Leidens, oder er befürch-
vielmehr, daß ein gelinderes Urtheil von der moraliſchen Be-
enheit dieſes Mangels von Lebhaftigkeit in ſeinen Empfin-
en ihn zu einer Nachſicht gegen ſich ſelbſt verleiten möchte,
e ſeinen Beſtrebungen nach einer größern Vollkommenheit
nen nachtheilig werden könnte. Darum hielt er es für
ht, ſich in einer beſtändigen Mißbilligung der Unvollkom-
eit, die er an ſich ſelbſt zu bemerken glaubte, zu erhalten.
Bemühung aber, die ein beſtändiges und oft ſchmerzhaftes
hl einer Kränklichkeit begleitete, konnte die Schwermuth
r Seele eher vergrößern als vermindern. Seine Unruhen
die Mängel, welche er an ſich wahrzunehmen glaubte,
ehrten ſich mit ſeiner Aufmerkſamkeit auf ſeine Gedanken;
ſo gar auf alle auch unwillkürlichen Bewegungen ſeines
ens. Er ſah in der Vergleichung derſelben mit den For-
ngen der Religion, mehr auf dieſe, als auf ſeine leibliche
achheit, und blieb deswegen immer mit ſich ſelbſt unzufrie-
Er hatte zwar, wenn ſein Körper weniger litt, heitre
nden und in dieſen auch ſtärkere und angenehmere Empfin-
en der Frömmigkeit. Seine Freunde bezeugen, daß, wenn

er auch die Laſt ſeiner Leiden noch ſo ſehr empfand, dennoch Geſicht und Stimme ſich gleich veränderten, ſtark und heiter wurden, ſobald man das Geſpräch auf Wahrheit, Religion, Tugend und Frömmigkeit lenkte. Dennoch wagte er ſich nicht, ſolche Veränderungen als ein günſtiges Vorurtheil für ſeine moraliſche Rechtſchaffenheit anzuſehen, wenn ihm in ſeinen dunklern Stunden Zweifel darüber einfielen. Dieſe Härte wider ſich ſelbſt war vielleicht übertrieben; ſie war aber wegen der Quelle, woraus ſie entſprang, ehrwürdig. Da er indeß bey dieſer Strenge ſeine Hoffnung, immer beſſer zu werden, nicht auf ſeine Stärke, ſondern auf die göttliche Gnade gründete, ſo ſicherte ihn dieſelbe vor der Gefahr, ſich für vollkommner zu halten, als er ſonſt wohl hätte glauben können. Sie bewahrte ihn auch vor der Traurigkeit, die aus einer zu nachtheiligen Meynung von ſich entſpringen, und ſeine Schwermüthigkeit vermehren konnte. Sein Eifer in der Beſchäfftigung mit dem, was dem Menſchen allezeit das wichtigſte ſeyn ſollte, wurde dadurch geſtärkt, und er ward um ſo viel vorſichtiger bey allem, was er ſich zu denken, zu reden und zu thun vornahm. Die heilige Schrift war, was ſie einem jedem ſeyn ſollte, ſein liebſtes Buch. Was er in dieſem göttlichen Buche, was er in andern geiſtlichen Schriften las, das betrachtete er alles mit einer ſorgfältigen Anwendung auf ſich ſelbſt und ſuchte dadurch ſeine Geſinnungen und Neigungen vollkommen zu machen. Ob er gleich ſein Gebet nicht mit derjenigen Heiterkeit verrichten konnte, welche er ſich wünſchte, ſo unterließ er daſſelbe doch niemals darum, daß er dazu nicht Freudigkeit genug bey ſich wahrnahm. Als er auch bemerkte, daß ſein Geiſt nicht Stärke genug hätte, ſeine Gedanken damit ſo lange zu unterhalten, als er gern gewollt hätte: So machte er ſichs zur Regel, öfter zu beten, wodurch ſeine Fertigkeit zu dieſem der chriſtlichen Rechtſchaffenheit ſo heilſamen Geſchäffte eine neue Stärke erhielt. Alle dieſe Bemühungen ſiegten freylich

nicht über alle Bekümmernisse, zu denen ein beständiger Anlaß und Reiz in seiner Hypochondrie war; sie vermehrten aber doch die Kraft seiner Seele zur unverdrossensten Ausübung seiner Pflichten. Vielleicht haben wenig Menschen mehr traurige Tage gelebt, als er; gleichwohl wurden alle diese traurigen Tage nützlich angewendet, und gewiß werden sich wenig Menschen rühmen dürfen, ihre fröhlichern Tage nützlicher gebraucht zu haben.

Gellert wurde also ein neues Beyspiel, daß anhaltende Leiden, mit einer frommen Gelassenheit und Standhaftigkeit erduldet, immer wohlthätig sind, wenn sie auch den Genuß der Glückseligkeit verzögern, welche einer wahren Frömmigkeit bestimmt ist. Sie läutern die menschliche Tugend, damit sie ein lehrreiches Beyspiel für diejenigen seyn könne, die mit ähnlichen Uebeln zu kämpfen haben. Eine Seele, welche bey der Erduldung derselben immer auf Gott und auf seine gütigen Absichten dabey sieht, triumphirt endlich über die Schmerzen ihrer Empfindung, und wird ruhig, wenn sie auch nicht mit Beständigkeit freudig seyn kann. Dieses erfuhr auch Gellert, der ungeachtet seiner sich immer gleichen Kränklichkeit in den fünf letzten Jahren seines Lebens zu einer Stille des Herzens kam, die nahe an die Glückseligkeit und Freude grenzt, nach welcher er so lange geschmachtet hatte. Diese Veränderung zeiget sich, ob er gleich selbst nicht darauf geachtet zu haben scheint, in seinen Tagebüchern sehr deutlich; denn sie werden kürzer, als die vorhergehenden sind, weil sie weniger Klagen über die Unruhen und Beängstigungen seiner Seele enthalten, als die vorhergehenden, ob es gleich nicht an häufigen Bemerkungen seiner leiblichen Leiden fehlt. Er beklagt sich zwar darinnen fast bis an das Ende seines Lebens über seinen schwachen Glauben, über seinen Unmuth, über die Dunkelheit seines Geistes, über die Erstorbenheit seines Herzens zu freudigen Empfindungen. Allein er macht sich nicht mehr, oder doch viel seltner solche schwermüthige Vorwürfe, als

er ſich vordem ſo oft gemacht hatte. In den darinnen geäußerten Geſinnungen herrſchet immer eine gleiche Demuth des Herzens. Gott erhält für das Gute, das er thut, allein die Ehre, und er ſelbſt thut ſich niemals genug. Allein er eignet ſich bey der Empfindung ſeiner Schwachheit die Verheißungen der göttlichen Gnade mit mehr Zuverſicht zu; er betrachtet ſeine Bekümmerniſſe, als Leiden, die er mit Geduld tragen ſoll; er ſagt ſich ſelbſt zum Troſte, daß ſein Glaube wohl ſchwach, aber doch aufrichtig ſey, und ermuntert ſich dadurch zum Kampfe wider alle aufſteigende Furcht, weil Gott auch einen ſchwachen Glauben annehme, und mehr auf die Redlichkeit als auf die Größe deſſelben ſehe. Ueberdieß bemerkt er ausdrücklich bey ſich mehr frohe Empfindungen der Gnade Gottes und ſeiner Wohlthaten, als ſonſt, und fodert ſich auf, getroſten Muths zu ſeyn, wenn er nicht immer merkliche Gefühle des Friedens mit Gott und der Freude des Glaubens habe, weil ſein Erlöſer ein treuer und mitleidiger Hoherprieſter ſey, welcher das Verwundete heilen und das Schwache warten wolle. Beſonders wurden die feyerlichen Tage, an welchen er an dem Gedächtnißmahle der Erlöſung Theil nahm, viel heitrer und erfreulicher für ſein Herz. „Ich preiſe," ſagt er ſelbſt *), „die Barmherzigkeit Gottes, die heute groß an mir geweſen iſt. So ſchwach auch meine Vorbereitung zu dieſer ehrwürdigen Handlung geweſen iſt, und ob ich gleich wünſche, daß mein Herz bey derſelben empfindlicher geweſen wäre, ſo habe ich doch keine Zerſtreuungen oder Zweifel und keine Gedanken erduldet, die mich beunruhiget hätten, ich habe mit Ernſt beten, und die Predigt mit Aufmerkſamkeit hören können, und ich tröſte mich bey allem meinen geiſtlichen und leiblichen Elende des Wortes ſeiner Gnade, und bin gewiß, daß ich die Vergebung aller meiner Sünden, Gnade bey Gott durch Je-

*) Tageb. v. 1765.

n Christum und seines Geistes Kraft zur Stärkung meines
aubens und zur Reinigung von aller Untugend und die Hoff-
ng des ewigen Lebens habe."

Diese angenehme Veränderung war keiner Verminderung sei-
körperlichen Leiden, welche immer dieselben blieben, zuzuschrei-
. Das geheime Uebel, welches ihn täglich verfolgte, wich
ien Arzeneyen. Seine Freunde riethen ihm, den Gebrauch
Carlsbades noch einmal zu versuchen, weil doch seine Ge-
dheit dadurch nicht verschlimmert worden war, und die Bewe-
ng so wohl, als die Zerstreuung für zuträglich gehalten wurde.
:llert folgte 1763 dem freundschaftlichen Rathe seiner Aerzte.
e Brunnencur war ihm auch dießmal nicht nachtheilig, ob er
gleich keiner sehr wohlthätigen Wirkungen derselben rühmen
nte. Der Aufenthalt selbst im Bade hatte viele Annehmlich-
:en für ihn. Er genoß das Vergnügen, Personen von dem
abensten Range kennen zu lernen, denen es eben so angenehm
r, mit einem Manne bekannt zu werden, für dessen Schriften
schon lange eine vorzügliche Hochachtung hatten. Die Nach-
)t, die er selbst davon an eine seiner vertrauten Freundinnen
geben hat, ist besonders wegen der Schilderungen, die er dar-
ien von den Charakteren seiner neuen Bekanntschaften macht,
unterhaltend, daß man zu viel verlieren würde, wenn man
nicht selbst reden hörte. „Freuen Sie sich," schreibt er,
reuen Sie sich mit mir ꝛc." [s. Theil 6, No. 291. S. 24—31.]
uf das verbindlichste und beste."

Gellerts Gesundheit war zwar durch den Gebrauch des
unnens 1763 nicht besser geworden; sie hatte aber auch nicht
itten. Weil nun sein Körper noch Kräfte genug zu haben
ien, die Wirkungen desselben auszuhalten, so urtheilten die
rzte, daß der wiederholte Gebrauch nützlich werden könnte, da
s Uebel seinen Sitz vornehmlich im Unterleibe zu haben schien.
ließ sich also zu einer neuen Reise ins Carlsbad überreden;

allein auch diese Reise war für seine Gesundheit vergeblich, wiewohl dieselbe gleich der vorigen ihre Annehmlichkeiten hatte, indem er theils die Bekanntschaften des vorigen Jahres erneuerte, theils auch einige neue machte, die ihm nicht anders als angenehm seyn konnten. „Endlich," schreibt er an die Freundinn, der er seine vorjährige Reise beschrieben hatte, „bin ich," ꝛc. [s. Theil 6, No. 320. S. 99—113.] „nicht erneuern möchte."

Gellert, der gern that, was er nicht allein selbst für Pflicht hielt, sondern auch Andre für seine Pflicht erklärten, hatte diese Reise mehr aus Gehorsam gethan, als in der Hoffnung, einige Linderung seiner Leiden zu erhalten. Er versprach sich keine Befreyung davon, als durch den Tod, den er sonst gefürchtet hatte, an den er aber mit immer mehr Neigung denken lernte. Er glaubte zu empfinden, daß sich seine Kräfte täglich mehr verlören. Selbst die Arbeiten, deren er seit so vielen Jahren gewohnt war, kosteten ihm eine besondre Anstrengung, weil er seiner immer fortdauernden Beschwerungen wegen mit keinem freyen und heitern Geiste zu seinen Geschäfften kommen konnte. Um nun mit den ihm noch übrigen Kräften zum gemeinen Besten so sparsam umzugehen, als ihm möglich war, schränkte er sich auf den Umfang von Kenntnissen ein, die er schon seit verschiednen Jahren in seiner Sphäre erlangt hatte, suchte sich aber seinen Zuhörern so nützlich zu machen, als nur von einem so treuen und gewissenhaften Lehrer erwartet werden konnte. Sein Beyfall verminderte sich gar nicht: denn sein Unterricht, theils in den schönen Wissenschaften, theils in der Sittenlehre, blieb nicht allein immer so lehrreich und unterhaltend, als er allezeit gewesen war, sondern erhielt auch selbst durch sein kränkliches Ansehen, und die sanfte Mattigkeit seiner Augen und seiner Stimme etwas sehr Rührendes. Ohne ein Greis zu seyn, hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines Greises, dem seine jüngere Nachwelt mit Ehrfurcht und Lust zuhört, weil selbst sein Ernst lauter Freund-

lichkeit und Güte ist. Die Lehren aus seinem Munde hatten die Anmuth eines stillen Sommerabends kurz vor dem Untergange der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verschönerte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert. Sein Vaterland weis, mit welch einem Beyfalle und Eindruck er in den letzten Jahren seines Lebens mit andern öffentlichen Lehrern in Leipzig vor dem Churfürsten vor seinem hohen Hause und seinem Hofe verschiedene öffentliche Vorlesungen 1765 bis 69 gehalten hat *). Die Thränen, welche sie seinen Zuhörern ablockten, bezeugten, wie sehr nicht allein der Innhalt und der sanfte Reiz seines Ausdruckes, sondern auch der persönliche Werth des Mannes, der sie hielt, rührten. Der Churfürst und die Churfürstinn, seine Frau Mutter, versicherten ihn ihrer Achtung mit den stärksten Ausdrücken und mit besondern Gnadenbezeugungen. Er hatte 1767 so sehr gefallen, daß der Churfürst eine Abschrift seiner moralischen Vorlesungen für die akademische Jugend verlangte, um sich, wie er ihm sagen ließ, aus denselben zu belehren, welches einem Herzen, wie das seinige war, erfreulich seyn mußte, so sehr auch sein Gefühl für alle bloß irdischen Freuden geschwächt war. Seine 1768 immer mehr erlöschenden Kräfte erregten einmal den Gedanken bey ihm, ob er nicht alle akademischen Arbeiten aufgeben, und sich auf dem Lande bey einigen Freunden bloß mit der Vorbereitung zu seinem Ende beschäfftigen sollte. Allein er verwarf diesen Gedanken, weil er die Pflicht noch stärker fühlte, den Studirenden mit seinen Lehren, mit seinem Rathe und mit seinem Beyspiele so lange zu dienen, als ihn seine Kräfte nicht ganz verließen, und dieß war auch gewiß die schönste Vorbereitung zu seinem Ende, das ihm immer näher kam. So eifrig er das wahre Beste derselben

*) S. die Vorlesungen Th. 3, S. 487. 527. 555. 558; vgl. die Briefe No. 338. 386. 416 und das Gedicht Th. 1. S. 374.)

wünſchte, und ſuchte, ſo betrübt war er, wenn er ſie auf Abwege gerathen ſah, vor denen er ſie mit allem Ernſte und zugleich mit aller Zärtlichkeit eines Freundes und eines Vaters warnte. Die Studirenden empfanden es auch und hatten eine außerordentliche Ehrerbietung und Liebe gegen ihn. Einen ſehr merklichen Beweis davon erfuhr er beſonders 1768 ungefähr ein Jahr vor ſeinem Tode, als ſich auf einmal ein eben ſo ungewöhnlicher als unglücklicher Geiſt der Unruhe der in Leipzig ſtudirenden Jugend bemächtigte *). Gellert, voll Bekümmerniß darüber, daß dadurch eine Univerſität verunehrt werden ſollte, die ſeit mehr als einem halben Jahrhunderte den Ruhm einer geſitteten und wohlanſtändigen Aufführung ihrer Studirenden behauptete, ermahnte ſie aus eigner Bewegung beym Schluſſe einer ſeiner moraliſchen Vorleſungen in einer ſo zärtlichen als ernſthaften Anrede zu einem friedlichen und ſittſamen Verhalten. Sie hatte auch bey ſeinen Zuhörern, deren Anzahl, beſonders in ſeinen moraliſchen Vorleſungen, ſich oft über einige hundert belief, die Wirkung, daß einer den andern, aus Liebe zu ihrem Lehrer, zu beſänftigen ſuchte. Obgleich dadurch die Ruhe nur auf einige Tage hergeſtellt wurde, ſo bewies doch auch dieſes ſchon das Anſehen, worinne er bey ihnen ſtand, kleinerer Züge ihrer Hochachtung auch unter den bald wieder erneuerten Unruhen nicht zu gedenken. Er wiederholte alſo, ſelbſt von der akademiſchen Obrigkeit dazu veranlaßt, ſeine Ermahnungen in einer andern Anrede, zu deren Ausarbeitung er weder Zeit, noch Geſundheit und Heiterkeit hatte, die aber bey aller ihrer Kürze auf einen jeden Jüngling, der Gefühl hatte, Eindruck machen mußte.

„Der Fremde und der Einheimiſche, meine Herren, der Hohe und der Niedere hat unſrer Akademie ſeit Jahrhunderten den Ruhm der Wohlanſtändigkeit und der guten Sitten ertheilet.

*) (Vgl. die Anm. zu No. 403. Th. 6, S. 243.)

Laſſen Sie uns wachen, ich bitte Sie, dieſe Ehre nicht durch Ausgelaſſenheit zu verlieren, ſondern durch Stille und Eingezogenheit täglich mehr zu behaupten. Wie nöthig iſt dieſe Erinnerung, dieſe Bitte in unſern Tagen geworden! Und von wem wollten Sie eben dieſe Erinnerung, eben dieſe Bitte williger anhören, als von mir, von dem Sie wohl wiſſen, wie ſehr ich Ihre Ehre, Ihr Vergnügen und Ihr Glück ſuche und liebe? Von mir, den Sie gewiß wieder lieben und achten? So hören Sie mich denn an, Theuerſte Commilitonen! Doch ich bins nicht allein, der redet; nein, im Namen und auf Befehl meiner Obrigkeit, die zugleich die Ihrige iſt, der ichs, als ein Lehrer zu gehorchen, für meine Ehre halte, wenn es auch Lernende nicht für ihre Ehre halten wollten; im Namen dieſer unſrer Obrigkeit ſoll ich Ihnen öffentlich ſagen — doch nicht Euch, Edelmüthige, Lehrbegierige Jünglinge — ſondern jenen wenigen Unruhigen, Leichtſinnigen ſoll ich öffentlich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben: — daß es in einer wohleingerichteten Republik ein Verbrechen ſey, ſeine wahren oder vermeynten Vorzüge, Rechte und Freyheiten aus eigner Macht, ohne den Arm der Obrigkeit, mit angemaßter Gewalt zu behaupten: denen ſoll ich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, eine ſichtbare Umſtürzung der Geſetze, die äußerſte Störung der öffentlichen Ruhe, die höchſte Beleidigung eines ganzen ehrwürdigen Publici ſey: denen ſoll ich ſagen, was ſie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, der nächſte Weg, auch wider unſern Willen, zum Verbrechen des Mordes ſey — ſchrecklicher Gedanke: denen ſoll ich endlich ſagen, was ſie wohl nicht müſſen erwogen haben: — daß der, welcher ſeiner Obrigkeit und ihren Anordnungen widerſtrebet, der Ordnung Gottes widerſtrebe. Und wer biſt du, Jüngling, der du mit kaltem Blute und gefliſſentlich der Ordnung deines Gottes widerſtreben kannſt?"

„Wie? meine geliebten akademiſchen Mitbürger, in der ſtillen Stunde der Nacht, wo ſchon manch frommes Herz zu ſeinem Gott betet und ihn dankbar preiſet; wo mancher elende Kranke auf ſeinem Lager nach Ruhe und Troſt jammert: in dieſer Stunde der Nacht durch Geſchrey, und Tumult, und tödtliche Gewaltthätigkeit das fromme Gebet des Chriſten unterbrechen, den Jammer des Kranken vermehren, den Fleiß des für uns noch arbeitſamen Gelehrten, für unſre Bequemlichkeit noch arbeitſamen Künſtlers und Handwerkers, hindern? — Und dieſen Verfall der Sitten ſollte unſre Akademie, deren Ehre die Sittſamkeit war, gelaſſen anſehen? O ſo wollte ich ſelbſt eilen und mich zu den Füſſen meines Fürſten werfen, der Zucht und Ehrbarkeit und Weisheit liebt, und durch ſein Beyſpiel lehret, und wollte ihn nicht um eine Gnade, die er mir zu bitten befohlen hat, ſondern um ſeine Ungnade und Strenge gegen die Unruhigen und Ungeſitteten, um die Wiederherſtellung unſrer guten Sitten anflehn; oder ihn um die Gnade anflehn, daß er mir erlauben möchte, meine letzten kranken Tage an einem ruhigern Orte, als in dem mir ſonſt ſo liebenswürdigen, ſo ſtillen Leipzig zu beſchließen, wo ich die guten Sitten nicht mehr mit Erfolg lehren könnte."

„Ach! Mitbürger, Freunde, Söhne dieſer Akademie und theurer, würdiger Aeltern, in deren Namen ich Sie zugleich anrede, nein, nicht alſo, liebe Jünglinge; nicht alſo! ſondern was ehrbar, was gerecht, was züchtig, was geſittet, was liebreich, was wohl lautet: iſt etwan eine Tugend, iſt etwan ein Lob, dem denket nach! Das iſt deine Ehre, ſtudirender Jüngling, deine wahre Ehre vor Gott und den Menſchen; und du wollteſt ſie lieber in dem betrügeriſchen Urtheile einiger deiner leichtſinnigen Commilitonen ſuchen, die weder ſich, noch dich, noch die Ehre kennen; die dich in wenig Jahren gar nicht mehr kennen? und nicht vielmehr in dem Beyfalle und der Liebe verſtändiger Männer, deiner Gönner, Freunde und Lehrer, der Beförderer deines

künftigen Glücks? Würdeſt du nicht erröthen, das, was du, verborgen in der Dunkelheit der Nacht, ſtürmiſch zu erlangen ſucheſt, am hellen Tage, im Angeſichte der Stadt, eben ſo kühn zu ſuchen?"

„O meine Brüder, wo iſt für Studirende mehr wahre Ehre, mehr Ruhe, mehr unſchuldiges Vergnügen, mehr Freyheit und Nutzbarkeit von je her geweſen, als auf unſrer Akademie? Haben wir nicht Schauſpiele, Concerte, Gärten, Spaziergänge, Landhäuſer, öffentliche Cabinetter, Bücherſäle, Unterſtützungen durch Stipendien und Freytiſche? Haben wir nicht Künſte und Wiſſenſchaften aller Arten zu unſerm Dienſte und zum Vergnügen? Haben wir nicht eine gelinde akademiſche Obrigkeit — einen für unſre Ruhe ſorgenden Stadtmagiſtrat — einen gütigen und väterlich geſinnten Gouverneur? Und wir wollten nicht unſre Ehre und Dankbarkeit darinne ſetzen, unter ihnen ein geruhiges und ſtilles Leben zu führen, in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit? Das ſey ferne von uns. In dieſer Hoffnung verlaſſe ich dieſe Stelle, die ich lieber nie wieder betreten möchte, wenn meine Hoffnung, meine väterliche Bitte unerfüllt bleiben ſollte."

Man weis, daß dieſe Ermahnung das Ihrige zur Herſtellung der öffentlichen Ruhe beygetragen hat. Indeſſen wurde ſeine Geſundheit immer ſchwächer, und er konnte bis an ſeinen Tod nie wieder zu dem Grade von Erholung kommen, die er doch in den vorigen Jahren bisweilen gefühlet hatte. Man empfand deswegen faſt durchgängig eine zärtliche Bekümmerniß. Der Churfürſt ſelbſt nahm Theil daran, und ſeine Sorge dafür war ſo aufmerkſam, daß er ihm aus ſeinem Stalle, damit es ſeinem kranken Körper nicht an einer ihm bequemen und heilſamen Bewegung fehlen möchte, ein ſichres, und in ſeinem Gange ruhiges und ſanftes Pferd nach Leipzig führen ließ. Man kann nicht dankbarer ſeyn, als Gellert für dieſes Merkmal der vorzüg-

lichen Achtung und Gnade seines Fürsten war. Er machte auch einigen Freunden von diesem Churfürstlichen Geschenke, von der Neugierigkeit, mit welcher Pferd, Zügel und Sattel betrachtet wurde, von den dadurch veranlaßten Gesprächen und Gerüchten davon eine Beschreibung, worinnen man eine gewisse angenehme Munterkeit bemerkte, die man nicht mehr von ihm gewohnt war *). Doch sein Körper war durch beständige Leiden schon so entkräftet, daß er auch die leichteste und sanfteste Bewegung nicht mehr ertragen konnte. Diese Entkräftung hinderte ihn, da 1768 eine neue Ausgabe seiner Werke veranstaltet wurde, ihnen die Verbesserungen zu geben, die er gern darinnen gemacht hätte. „Ich würde," sagt er in der Vorrede, „da der Mangel der Gesundheit mir Verbesserungen verbietet, einen guten Theil meiner Schriften lieber ganz zurückgenommen haben, wenn mir dieses Recht darüber zustünde. Ich muß sie also dem Publico so überlassen, wie es sie zeither mit seinem Beyfalle aufgenommen hat, und hoffen, daß sowohl seine Mängel überhaupt, als auch einige jugendliche Stellen meiner ersten Aufsätze, wenn das Uebrige nützlich ist, leicht seine Nachsicht erhalten werden. Nur in den Lustspielen, die bey der Vorstellung am ersten unglückliche Wirkungen auf das Herz thun können, habe ich einige Veränderungen vorgenommen, und kein Autor kann in Absicht auf die Ehre der guten Sitten und des Geschmacks zu vorsichtig und strenge seyn" **). Er eignete diese Ausgabe 1769 dem Churfürsten zu, und die Zueignung ***) wurde sehr gnädig aufgenommen. „Wie liebreich," schreibt er in seinem Tagebuche, „nahm mich dieser theure Fürst, der allein war, nicht auf! Welch eine gütige Antwort gab er mir nicht auf meine Anrede, in der ich ihm sagte, daß ich ihm

*) (Vgl. die Briefe No. 406. 407. 412. 413 im 6ten Theile.)
**) (Th. 1, S. 3. vgl. den Brief No. 404 im 6ten Theile.)
***) (Th. 1, S. 1.)

nicht sowohl meine Dankbarkeit hätte zu erkennen geben wollen, die ich durch keine Worte ausdrücken könnte, sondern daß ich mehr das Publicum hätte erinnern wollen, wie viel ich meinen Fürsten schuldig wäre, und was die Sachsen für einen großmüthigen Regenten verehrten. O, sprach er, dafür danke ich ihnen; das wird mir viel Ansehen geben; ihr Name ist überall bekannt. Da ich gieng, sagte er: Werden Sie mir nicht diese Messe wieder eine moralische Vorlesung halten? Diese hielt ich auch bald darauf über die Selbstbeherrschung; vielleicht, Gott sey Preis, nicht ohne Nutzen. Ich darf es kaum sagen, wie liebreich mir der Fürst und seine Gemahlinn dankten. Also hat mich Gott diese Messe glücklich überstehen und überall Gnade und Liebe finden lassen." Bald darauf that er eine Reise über Meißen nach Oberau und endlich nach Haynichen. *) „Ich habe," sagt er, „völlig von meiner Vaterstadt Abschied genommen. Gott segne sie und die Meinigen, und erbarme sich meiner!"

Nach seiner Zurückkunft 1769 entschloß er sich, die letzte Hand an seine Vorlesungen über die Moral zu legen. Es waren öftere und dringende Foderungen an ihn gethan worden, daß er sie ans Licht stellen möchte. Auch hatten ihm verschiedne Freunde dazu gerathen. Er trug Bedenken, ihrem Rathe Gehör zu geben. Selbst der Beyfall, mit dem sie angehört worden waren, konnte seine Zweifel nicht ganz überwinden, ob sie auch Werth genug hätten, der Nachwelt überliefert zu werden, besorgt und mit Grunde besorgt, daß man im Lesen mehr fodere, als im Hören. Zwar konnte ihm selbst, bey aller seiner Bescheidenheit, der Nutzen, den sie auf der Akademie schafften, nicht verborgen bleiben. Dieser war zu sichtbar, und um so viel größer, da sein bekannter ungefärbter Eifer für Gottesfurcht und Tugend seinem münd-

*) (Nach Oberau zu einem Herrn v. Miltitz. — Auf diese Reise beziehen sich die Briefe No. 415. 417. im 6ten Theile.)

lichen Vortrage keinen geringen Nachdruck gab. Eines so gewissen Vortheils wollte er sich nicht gern gegen den ungewissern Nutzen begeben, der etwa von dem Drucke seiner Moral zu erwarten stünde. Indeß gewann er doch aus den günstigen Urtheilen seiner Freunde mehr Zuversicht zu diesem Werke, und sie bewogen ihn endlich, nicht lange vor seinem Tode, zum Entschlusse, seine Moral, so viel in seinem Vermögen war, durch eine sorgfältigere Durchsicht in den Stand zu setzen, daß sie nach seinem Tode dem Drucke überlassen werden könnte. Sein Tod verhinderte die Ausführung seines Vorsatzes, und er überließ die Ausgabe seines Werkes seinen Freunden, einem Schlegel und einem Heyer, denen sie die Welt zu danken hat. Wie bescheiden er selbst davon urtheilte, ist aus seinem Aufsatze bekannt, den er zum Vorbericht vor seine Moral bestimmt hatte*). Sie sollte sich, wie die Vorrede seiner würdigen Freunde bemerkt, dem Verstande nicht von der Seite zeigen, von der sie, seine Kräfte zu schärfen und seine Wißbegierde zu befriedigen, am sichersten ist. Man sollte darinnen kein neues bequemeres Lehrgebäude, keine neuen Entdeckungen in dieser Wissenschaft, keine Beantwortung spitzfindiger Zweifel, keine glücklich ausgedachten Hypothesen, keine Auflösungen problematischer Fragen, keine strenge Demonstrationen suchen; sie sollte sich vornehmlich dem Herzen empfehlen. Ihr vorzüglichstes Verdienst sollte in der Wahl des Brauchbaren, in der steten Rücksicht des Verfassers auf die christliche Religion, und in der Methode bestehen. Gleichwohl haben einige sie nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachten mögen. Um nur zu tadeln (denn was Männer von gewissen Verdiensten thun, muß allezeit getadelt werden), haben sie bemerken wollen, daß sie nicht tief genug wäre. Allein obgleich Gellert diese Tiefe nie zur Absicht gehabt hatte, so fodert doch die Gerechtigkeit, die man diesem vor-

*) (Th. 4, S. IV, V.)

trefflichen Werke ſchuldig iſt, die Anmerkung, daß es Gelehrt giebt, denen auch wohl ein ſeichtes Waſſer, weil es trübe iſt, tief, und hingegen ein Strom bey aller ſeiner Tiefe ſeicht zu ſeyn ſcheint, weil das Waſſer deſſelben ſo klar iſt, daß auch ſie bis auf den Grund ſehen können.

Gellert erlebte die Ausgabe eines ſeiner ſchätzbarſten Werke nicht. Seine Kräfte waren erſchöpft. Er wurde ſchon lange mit ſchmerzlichen Verſtopfungen beſchwert; immer mußte die Kunſt der Schwachheit ſeines Körpers zu Hülfe kommen; aber dieſe Hülfe vermehrt, je nöthiger ſie wird, die Schwachheit durch die augenblickliche Stärke, welche ſie der entkräfteten Natur mittheilt. Im Anfange des Decembers 1769 äußerte ſich eine völlige Unfähigkeit zu den gewöhnlichen Abſonderungen mit den ſchlimmen Folgen, welche ſie zu begleiten pflegen. Heine und Hebenſtreit, beide ſeine eifrigen Freunde, beide erfahrne Aerzte, eilen zu ihm; verſäumen nichts, was die Kunſt vermag, den geliebten Kranken zu retten. Ludwig, ihr verdienſtvoller Lehrer, der, außer ſeinen tiefen Einſichten in alle Theile ihrer Wiſſenſchaft, ſelbſt ſeiner Jahre wegen, eine noch ausgebreitetere Erfahrung hatte, vereinigt ſeine Bemühungen mit den ihrigen, Mittel zu entdecken und anzuwenden, welche der erſtorbenen Natur ihres Freundes ein neues Leben mittheilen könnten. Die Stadt und die Akademie zittern vor dem Verluſte, mit dem ſie bedroht werden. Allein die Zeit ſeiner Belohnung war gekommen, und Gellert, welcher gleich alle Hoffnung des Lebens aufgegeben hatte, freute ſich vielleicht zum erſtenmale mit einer Freude, die von keiner Traurigkeit umwölkt wurde. Er hatte in ſeinem Leben oft an den Tod gedacht; aber, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe gegen ſeine Freunde, gemeiniglich mit Furcht und nicht ohne Sorgen, daß es ihm ſchwer werden möchte, die Schrecken deſſelben zu überwinden. Allein je demüthiger der wahre Chriſt von ſich denkt, deſto weniger vermuthet er die

verborgne Stärke, die er in der Religion hat. Seine Furcht war vielleicht bloß ein körperlicher Schauer gewesen, und seine Seele hatte nur die Zeit erwartet, wo allein der Christ den Tod mit einer wahren Unerschrockenheit und Freudigkeit betrachten kann. Er schien nun durch sein eben so zuversichtliches als demüthiges Vertrauen auf die ewige Erbarmung Gottes durch Christum über sich selbst erhaben zu seyn. Die Schwermuth, diese beständige Gefährtinn seines Lebens, durfte ihm nicht bis zum Eintritte in die Ewigkeit folgen. Er hatte keine Bekümmernisse mehr, und doch dachte er von seiner eignen Unvollkommenheit und Unwürdigkeit vor Gott noch immer eben so, als er allezeit davon gedacht hatte. Seine Seele sah auf die Herrlichkeit, der sie entgegen eilte. Damit tröstete er auch seine Freunde, welche voll Betrübniß waren, daß die Kunst der Aerzte ihre Wünsche für die Verlängerung seines Lebens nicht begünstigen konnte.

Vier Tage vor seinem Tode hielt er mit der würdigen Frau seines Bruders, des Oberpostcommissarius, die durch ihren edlen Charakter sich seine ganze Hochachtung erworben hatte, die ihn auch in seiner Krankheit mit der treuesten und schwesterlichsten Sorgfalt pflegte, und mit D. Heinen, seinem ältesten Freunde in Leipzig, in dessen Redlichkeit er stets ein großes Vertrauen setzte, eine besondre Unterredung über die Herausgabe seiner noch übrigen Schriften, die er seinen abwesenden Freunden, Schlegeln und Heyern, auftrug, und zugleich über verschiedene Verfügungen in Familienangelegenheiten. Sein Bruder selbst war von seiner Krankheit zu sehr bewegt, als daß er einen Zeugen dabey hätte abgeben können. Nachdem Gellert seine Aufträge geendiget hatte, ermannte er sich gleichsam bey seiner schon damals großen Entkräftung, richtete sich auf seinem Bette auf, entblößte sein zum Theil schon graues Haupt, und betete mit *einer solchen* Erhebung des Herzens, mit einer so feurigen Andacht,

ſo vieler Empfindung der Demuth, des Dankes und der
gegen Gott, und mit einem ganz an den Himmel gehef-
ſo heitern und freudigen Auge, daß ſeine Freunde ein
es Bild von einem betenden Erzvater, und von einem ſter-
en Jacob, der ſeine Kinder ſegnete, in ihm zu ſehen glaubten.
emühte ſich alle die beſondern Wohlthaten, die er in ſeinem
n von der göttlichen Güte empfangen hatte, in ſein Gedächt-
zurück zu rufen: beſonders erinnerte er ſich der Namen aller
r noch lebenden Freunde und vieler von ſeinen abweſenden
ilern, und empfahl ſie in ſeinem Gebete der Regierung und
igen Vorſorge Gottes. Doch gedachte er nicht allein an
beſondern Wohlthaten, ſondern auch an ſeine Vergehungen
Schwachheiten, und zwar mit einer Selbſterniedrigung und
uth, die auf das Herz ſeiner gegenwärtigen Freunde einen
islöſchlichen Eindruck machte. Dieſes Gebet verrichtete er
einer zwar ſchwachen, aber lauten Stimme, und mit einer
en Innbrunſt, welche ihre Augen mit Thränen, und ihr
mit einer Ehrfurcht gegen ſeine Frömmigkeit erfüllte, die
ie ſo ſtark empfunden hatten.

Nachdem er länger als eine Stunde mit dieſen beiden Freun-
geſprochen und gebetet hatte, ſank er auf ſein Küſſen zurück,
der Stille ſeine Betrachtungen fortzuſetzen, und ſich zur
rredung mit dem Lehrer, den er zu ſeiner beſondern Privat-
uung erwählt hatte, mit ſeinem würdigen Thalemann,
ubereiten, weil er noch einmal aus ſeinen Händen das Abend-
l empfangen wollte. Mit dieſem Freunde unterhielt er ſich
ich von ſeinem Tode, und ſprach davon mit einer Gelaſſen-
die von einer ganz ungeſtörten Gemüthsruhe zeugte. Er
für alles, was ihm dieſer fromme Lehrer ſagte, lauter Auf-
ſamkeit; aber keine Betrachtungen rührten und erfreuten
mehr, als diejenigen, welche ihm die Liebe des Erlöſers
ihre Größe vorhielten. Die Empfindung derſelben beglei-

teten ohne Unterlaß die Empfindungen der tiefſten Ehrerbietung und Demüthigung. Als unter andern ſeinem Zuſtande angemeſſenen Vorſtellungen die Worte in der Geſchichte Lazari, des Freundes Jeſu: Herr, den du lieb haſt, der liegt krank, auf ihn angewendet wurden, rief er von ihrem Gefühle beſonders durchdrungen aus: „Ach! wenn ich das doch wäre!“ Sein Freund und Lehrer zeigte ihm, der Gläubige, der ſein Heil in keinem andern, als in der Gnade ſeines Erlöſers ſuche, dürfe ſeiner beſondern Liebe verſichert ſeyn. Sogleich eignete er ſich dieſe Verſicherung zu und ſagte freudig: „Nun ich hoffe es zu deiner Gnade, mein Heiland, daß du auch mich, als den Deinigen lieb haſt!“ Dieſe Empfindungen überwogen ſeine Schmerzen ſo ſehr, daß er unter dem ſtärkſten Gefühle derſelben nicht klagte, ſondern ſeine Freunde nur erſuchte, für ihn zu beten. Einer von ihnen fragte ihn, ob er auch viele Schmerzen litte? „Ach ja,“ antwortete der theure Kranke; „doch ſind meine Leiden erträglich.“ Als darauf ſein Freund zu ſeinem Troſte hinzuſetzte: Sie haben ſchon viele Leiden geduldig und ſtandhaft ausgeſtanden; Sie werden auch itzt als ein Chriſt leiden; die Religion hat Sie im Leben geſtärkt; ſie wird Sie auch im Tode unterſtützen, antwortete er: „Ach! mein lieber Freund, ich bin ein ſchwacher Menſch, ein armer Sünder; beten Sie für mich, daß ich nicht in Verſuchung falle.“ So aufrichtig dieſes Geſtändniß, und ſo ernſtlich ſeine Bitte war, ſo gewiß war er doch auch ſeiner Begnadigung durch Chriſtum. Zu ſeinem geliebten Heyer, der ihn zu beſuchen eilte, ſo bald er ſeine Gefahr vernommen hatte, ſagte er: „Das iſt je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jeſus Chriſtus kommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen. Dieß, lieber Freund, iſt mein Bekenntniß auf meinem Todbette.“ Aber, fuhr er mit einer ſichtbaren *Freudigkeit* fort: „Mir iſt Barmherzigkeit wiederfahren, — *Barmherzigkeit* wiederfahren! Dies iſt auch mein Glaubensbe-

kenntniß, auf das ich itzt lebe und sterbe," worauf er in ein lautes und rührendes Lob dieser Barmherzigkeit ausbrach. Alle diese Gesinnungen, welche das lebendigste Gefühl waren, zeigten sich in der größten Stärke bey seiner letzten Communion. Obgleich an dem feyerlichen Tage derselben sein körperlicher Zustand schon äußerst kläglich war: So sammelte er doch alle seine übrigen Kräfte zum Bekenntnisse seiner Buße und seines Glaubens mit einem Eifer, dem alle Empfindungen seiner Schmerzen weichen mußten. Er eignete sich die Versicherungen der Gnade Gottes, welche ihm sein gerührter Lehrer aus dem Evangelio ertheilte, mit der lebhaftesten Inbrunst zu, und foderte seine Amanuenses, welche Zeugen dieser feyerlichen Handlung waren, mit der freudigsten Stimme auf, sich mit ihm zu erbauen, und mit ihm die Herrlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit zu preisen. Zugleich versicherte er seinen Lehrer zu wiederholtenmalen, daß er die alles überwiegende Kraft und Süßigkeit der evangelischen Verheißungen zu keiner Zeit mehr empfunden hätte, als er sie nun empfände, und daß ihm itzt erst diejenigen recht mitleidenswürdig vorkämen, die ihren Trost nicht in dem Verdienste ihres göttlichen Erlösers, suchten.

Sein Lager war ihm zu einer wahren Folter geworden; dennoch blieb die Stärke und Freudigkeit seines Geistes sich immer gleich; auch ließ er nicht die geringste Kleinmüthigkeit von sich blicken, da sich doch dieselbe bey guten Christen in ähnlichen Umständen nur gar zu oft zeigt. Die Aerzte versuchten indeß alle Mittel, die ihnen ihre Wissenschaft anrieth, sein Leben zu retten. Die Nachricht von der Gefahr desselben hatte sich in großer Geschwindigkeit überall verbreitet und war auch vor den Churfürsten gekommen. Gerührt von dieser Gefahr eines Lehrers, den er selbst mehr als einmal mit Beyfall und Empfindung gehört hatte, befahl er einem seiner geschicktesten Leibärzte, Demiani, nach Leipzig zu eilen, in genauer Verbindung mit

den erfahrensten Aerzten dieser Universität, gegen welche er sein Vertrauen ausdrücklich bezeugte, alles, was noch etwa zu seiner Erhaltung angewendet werden könnte, zu versuchen, und ihm den Erfolg ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen täglich zu berichten. Gellert überließ sich allen Bestrebungen der Kunst, die seine Schmerzen nicht lindern konnten, mit einer bewundernswürdigen Gelassenheit und Standhaftigkeit, ohne zu klagen, ob er gleich immer von vier und zwanzig Stunden sechszehn unter den Händen des Wundarztes zubringen mußte. Doch alles war vergebens. Weder die Natur, noch die Wissenschaft und der Fleiß der Aerzte, noch der Eifer der Freundschaft, der sie begeisterte, noch die Fürsorge seines Fürsten konnten das Leben, dessen Verlängerung jedermann so aufrichtig und so sehnlich wünschte, auf seiner Flucht aufhalten. Unter den empfindlichsten Schmerzen, welche die Entzündung aller innern Theile im Unterleibe begleiteten, beschäfftigte er seine Gedanken mit den Schmerzen seines Erlösers, der, wie er sagte, um seiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt seine Seele so sehr mit den Wohlthaten seines versöhnenden Todes, daß er sein Leiden beynahe nicht zu empfinden schien. So mächtig ist die Kraft, welche die Religion dem sterbenden Christen giebt! Die Nachricht von der Fürsorge seines Fürsten und der Ankunft seines Leibarztes erquickte ihn, und er dankte Gott mit lauter Stimme dafür. „Aber," setzte er hinzu, als ob er fürchtete, daß ihn seine Freude darüber zu weit führen möchte: „Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie können nicht helfen, wenn sie auch noch so gütig sind, und noch so gern helfen wollen; meine Hülfe kömmt vom Herrn!" Die Versicherungen, die ihm Demiani von der Gnade des Fürsten und von der Bekümmerniß des Hofes über seine Krankheit gab, lockten dankbare Thränen aus seinen Augen. Er betete mit der erkenntlichsten Inbrunst für die Glückseligkeit eines so gütigen Regenten und für

ſein Haus. Wie er aber gewohnt war, unter ſeinen Leiden immer an die Leiden des Erlöſers zu denken, und darinnen ſeine Beruhigung und Erholung fand, ſo wiederholte er auch itzt bey dieſer Gnadenbezeugung ſeines Fürſten die Betrachtung, die er ſchon bey andern Merkmalen ſeiner Güte angeſtellt hatte, daß er als ein Unterthan von ſeinem Herrn ſo viel Mitleid genöſſe, da doch ſein Heiland von den Menſchen nicht einmal hatte Gerechtigkeit erlangen können. Einmal, als ſeine Schmerzen aufs höchſte zu ſteigen ſchienen, ſeufzte er: „Ach, welche Schmerzen!“ ſetzte aber gleich hinzu: „Doch was ſind ſie gegen diejenigen, welche mein Erlöſer erduldet hat! Er wurde unter den ſeinigen verſpeyt, und mich Unwürdigen, mich ehret mein Fürſt!“ So wechſelte immer das Lob der Verſöhnung mit dem freudigſten Danke gegen Gott und mit einem immerwährenden Gebete um ſeine Gnade und um die Vollendung ſeiner Seligkeit ab. Seine vertrauten Freunde, beſonders ſeinen geliebten Wagner, der aus Dresden zu ihm geeilt war, tröſtete er mit der liebreichſten Zärtlichkeit, und verlangte zugleich keine andere Hülfe von ihnen als ihr Gebet und ihren Zuruf, wenn ſeine Schmerzen ſo heftig wurden, daß er ſelbſt nicht immer mit gleicher Innbrunſt beten konnte. „Ich kann nicht viel mehr faſſen,“ ſagte er in ſeinen letzten Stunden; „aber rufen Sie mir nur den Namen meines Erlöſers zu; wenn ich den nenne oder höre, ſo fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir.“ Voll von dieſen Empfindungen näherte er ſich ſeiner Auflöſung. Sein ganz erſchöpfter Körper ſtarb langſam; ſeine Seele aber erhielt ſich in einer beſtändigen Freudigkeit des Glaubens. Den Tag vor ſeinem Tode hatte er einige Stunden Schlaf, wodurch er ſo erquickt wurde, daß er ſeine Gebete für ſeinen Fürſten, für ſeine gegenwärtige und abweſende Verwandte und Freunde, und für die Jünglinge, die ſeiner Aufſicht anvertraut geweſen waren, wiederholen, und ſie noch einmal mit Namen ſegnen konnte. Dieſe Wünſche wa-

ren die einzigen Gedanken an die Welt, die er verließ. Endlich glaubte er die Nähe seines Todes zu empfinden, und wünschte von seinen Freunden zu hören, wie lange noch der letzte Streit des Lebens mit demselben dauern könnte. Auf die Antwort: Vielleicht noch eine Stunde, erhob er mit einem fröhlichen Antlitze seine Hände und antwortete: „Nun, Gottlob! nur noch Eine Stunde!" wendete sich mit einem noch mehr erheiterten Antlitze auf die Seite, betete in der Stille unter der Einsegnung Thalemanns und unter dem Gebete seiner um sein Bette herum stehenden Freunde und entschlummerte — (den 13. Dec. 1769). Dieses stille Entschlummern in der Stunde der Mitternacht sagte, was Addison noch mit Worten sagen konnte: So stirbt der Christ, und sein Wunsch in einem Briefe an eine Freundin, welcher er Addisons Ende erzählte, wurde erfüllt: O Gott, möchte dieses mein Ende seyn; wie überglücklich wäre ich!*)

Die Betrübniß, welche sich mit dem anbrechenden Tage durch die Nachricht von seinem Tode in der ganzen Stadt verbreitete, war so allgemein und so groß, daß sie kaum mit Worten beschrieben werden kann. Sie war es unter seiner ganzen Nation, und auch unter andern Völkern, für welche er so manche Jünglinge zum Dienste der gemeinen Glückseligkeit, zu nützlichen Erkenntnissen, und was einem jeden Volke noch wichtiger seyn muß, zur Frömmigkeit, zur Rechtschaffenheit, und zu guten edlen Sitten angeführt und gebildet hatte. Mehr und aufrichtigere Thränen sind vielleicht auf kein Grab geflossen, als auf das seinige. Er wurde gleich nach seinem Tode mit einer Begeisterung erhoben, welche selbst die Grenzen überschritt, die das Lob auch des besten Sterblichen haben sollte, weil durch ein übertriebenes Lob die Menschen leicht versucht werden, dem Verdienste

*) (S. Theil 6, S. 91. Nr. 315.)

auch den Ruhm, in welchem es allezeit zu leben verdient, streitig zu machen. Sein würdiger Bruder, der Oberpostcommissar, ein Gelehrter, der in der zärtlichsten Verbindung mit ihm gelebt und sich durch seine besondere Aufsicht über die Sitten vieler edlen Jünglinge verdient gemacht hatte, überlebte den Schmerz seiner Trennung von ihm kaum einen Monat.*) Wer den frommen Dichter ganz gekannt hat, der wird sich seiner allezeit mit einer Empfindung erinnern, in welcher Wehmuth und Freude vermischt sind; so schätzbar ist das Glück, ihn zum Freunde gehabt zu haben! Wahre Verdienste sind überall und zu allen Zeiten selten; aber unter edlen gemeinnützigen Männern sind besonders diejenigen sehr selten, die es zu ihrem ersten Geschäfte machen, durch die Religion gut zu seyn, aus Religion Gutes zu thun und die vorzüglichsten Gaben ihres Geistes und Herzens zu den besten und wohlthätigsten Absichten anzuwenden. Gellert verdiente den Ruhm, der nicht bloß Beyfall, sondern Liebe war, den ihm der Tugendhafte nicht bloß aus Pflicht, sondern aus Vergnügen widmete, den ihm selbst der Lasterhafte nicht verweigern konnte; ein Ruhm, den ihm noch mehr sein frommer, guter und gemeinnütziger Charakter, als die Achtung für sein Genie erwarb.

Gellert war von einer mittlern Leibesgröße, und wenn er sein immer sinkendes Haupt empor trug, mehr lang als kurz, ansehnlich von Gestalt, aber sehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe freye Stirn, sehr beseelte blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogne Nase, und einen wohlgebildeten Mund. Seine immer kränklichen Umstände, durch welche sein Körper ganz ausgetrocknet war, gaben ihm eine ernsthafte Miene, die ins Traurige fiel, durch welche aber seine menschenfreundliche, wohlwollende, treuherzige und fromme Seele

*) (Starb 8. Jan. 1770.)

immer hindurchschimmerte. Jeder Augenblick, in welchem er weniger als gewöhnlich litt, ein willkommner Besuch eines Freundes, eine gelungene gute Absicht verbreitete eine angenehme Heiterkeit und ein gefälliges Lächeln über sein ganzes Gesicht. Seine Sprache war deutlich, biegsam, aber etwas hohl, und näherte sich in ihrem Tone einer gewissen Wehmuth, wodurch sie so rührend, eindringend und schmelzend wurde, daß niemand dem Beweglichen, was sie hatte, widerstehen konnte. Was er vortrug oder las, gewann durch den Ton seiner Stimme außerordentlich, und es wird nicht leicht jemand unter seinen Zuhörern seyn, der sich nicht sollte zu erinnern wissen, daß bey Vorlesung selbst seiner bekannten Gedichte, besonders seiner geistlichen Lieder, oder bey den ermahnenden Stellen seiner Moral oft alle seine Zuhörer reichliche Thränen vergossen haben. Man hat verschiedene Bildnisse von ihm, die alle etwas Aehnliches von ihm haben. Bausens und Geysers Bildnisse, des erstern in Kupfer gegraben, des andern radirt, sind itzt die besten; man verspricht sich aber von dem Grabstichel des erstern noch ein ähnlicheres nach einem höchstgetreuen und schönen Grassischen Gemälde*). Die Schaumünze auf ihn von einem Stieler in Dresden**), die Cameen mit seinem Kopfe von einem Kaugsdorf geschnitten, verschiedene Arbeiten der meißnischen Porcellanfabrik, welche mit seinem Bildnisse geschmückt sind, sein Kopf in Wachs von Spohlen, und der Medaillon in Porcellan von der berlinischen Fabrik, zeichnen sich unter den Versuchen, die Gestalt eines Mannes zu verewigen, welche durch seine Seele so viel Einnehmendes hatte, am rühmlichsten aus.

*) (Nach Grafs Gemälde, das sich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindet, ist das der gegenwärt. Ausgabe vorgesetzte Bildniß gestochen.)

**) (Vgl. Hauschilds Beyträge zur neuern Münz- und Medaillengeschichte. Dresden 1805. Th. 2. Anh. S. 42. Nr. 313—16.)

Die Vorzüge und Mängel seines Temperamentes hielten einander zu ihrer Mischung so das Gleichgewichte, daß jene leicht verschönert und erhöht, diese leicht vermindert oder gebessert werden konnten. Sein Herz war sanft und zärtlich, empfindsam gegen alles Rühmliche, aufrichtig, offen, unfähig zur Verstellung und Zurückhaltung. In seiner Jugend hatte er sehr aufgeweckt und munter seyn können, ohne sich in seiner Fröhlichkeit bis an die Grenzen der Ausschweifung zu wagen; in seinen männlichen Jahren wurde er selten bis zur Munterkeit heiter, auch wechselte seine Schwermuth niemals, wie bey vielen geschieht, welche zur Hypochondrie geneigt sind, mit einer übertriebenen Lustigkeit ab; dennoch war er immer so Meister über dieselbe, daß er seinen Nebenmenschen dadurch nicht beschwerlich wurde.

Unter den menschlichen Neigungen und Leidenschaften hatte bey Gellerten keine eine ungewöhnliche Stärke und Lebhaftigkeit. In seinem Temperamente äußerte sich eine Anlage zu einer Heftigkeit, wodurch er zuweilen zu einer auf Augenblicke aufwallenden Empfindlichkeit gereizt wurde; doch konnte er nie bis zum Uebermaaße unwillig werden; die kleine Flamme seines Unwillens verlöschte geschwind, und wurde nie zu einem völligen und anhaltenden Zorne, der in Feindschaft oder Rache übergegangen wäre. Er hatte keinen Hang, über den er mehr als über andre natürliche Triebe hätte wachsam seyn müssen; nur die Empfindsamkeit gegen Ehre und Lob hätte, wie er allezeit freymüthig gestanden hat, seinem moralischen Charakter gefährlich werden können, wofern sie durch ein ihm natürliches Mißtrauen gegen sich selbst nicht eingeschränkt, noch durch die Hülfe der Religion, welche sein ganzes Temperament verschönerte, völlig unter seine Herrschaft gebracht worden wäre.

Gellert war von seiner Jugend an zu einer wahren und ernstlichen Hochachtung der Religion angeführt worden; er hat

auch in allen Zeiten seines Lebens, obgleich nicht immer in gleichem Maaße, ihre wohlthätige Kraft an sich erfahren. Seine gottseligen Gesinnungen entsprangen nicht aus bloßen Vernunftschlüssen, nicht aus philosophischen Untersuchungen über die Natur der Dinge, über ihre wesentlichen Verhältnisse gegen einander, und über ihre nothwendigen Wirkungen; denn zu Nachforschungen, welche so tief dringen, gehört ein Uebergewicht gewisser Kräfte des menschlichen Geistes, welches er nicht hatte. Seine Frömmigkeit gründete sich hauptsächlich auf denjenigen Glauben an die Offenbarung, den jeder zum ernstlichen Nachdenken fähige Verstand erhalten kann, wenn er sich von einer aufrichtigen Begierde nach Wahrheit und Licht regieren läßt. Sorgfältige und oft wiederholte Betrachtungen über die Lehren des göttlichen Wortes unterhielten, nährten und stärkten seine Gottseligkeit. Ihre Gesinnungen herrschten über seine ganze Seele, erhöhten und veredelten alle ihre Eigenschaften und regierten den Gebrauch aller seiner Gaben. Er bekannte sich aufrichtig und aus eigner Ueberzeugung zu dem Lehrbegriffe unsrer Kirche. Zwar sah er es ungern, und verbarg es auch nicht, wenn besonders unter denen, die er mit einer vorzüglichen Freundschaft ehrte, einige sich einer Abweichung davon schuldig zu machen schienen, deren Quelle ihm verdächtig vorkam. Darum aber erlaubte er sich keine Härte und Lieblosigkeit gegen diejenigen, welche sich für verpflichtet hielten, einem andern Lehrbegriffe zu folgen; vielmehr erbaute er sich gern aus ihren Schriften, wenn sie die Beförderung des thätigen Christenthums zur Absicht hatten. Man weis, wie hoch er die Werke eines Saurins*), eines Bernard, eines Doddridge und andrer

*) (Eine Schrift desselben hat Gellert selbst übersetzt unter dem Titel: Jacob Saurins kurzer Begriff der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, in Form eines Catechismus. Aus dem Französ. ꝛc. Chemnitz 1749 u. ö.)

Engelländer hielt; wie gern er ſie las; mit welcher Achtung er ſie auch Andern zum Leſen anpries. Niemand kann das Gewicht, welches die Wahrheiten der Offenbarung von dem Zeugniſſe und dem Anſehen Gottes haben, mehr fühlen, als er. Eben deswegen las er diejenigen Schriften fleißig, welche in der Abſicht geſchrieben ſind, den menſchlichen Verſtand zu einer feſten und ſichern Ueberzeugung von der Göttlichkeit der chriſtlichen Religion zu bringen. Er ſtrich darinnen alle Stellen an, welche ihm die wichtigſten Beweiſe zu enthalten ſchienen, um ſich ihrer leichter erinnern zu können. Dieſe Aufmerkſamkeit verließ ihn nicht, wenn er auch andere Schriften las, und man hat häufige Merkmale dieſer Art in der Fortſetzung der Boſſuetiſchen Einleitung in die Geſchichte der Religion bemerkt. Seine Ueberzeugung von dem göttlichen Urſprunge der Schrift bewog ihn, alle ihre Lehren mit gleicher Ehrfurcht anzunehmen, und er machte in ſeiner Hochachtung zwiſchen denen, die ganz praktiſch ſind, und zwiſchen denen, die nur einen mittelbaren Einfluß in die Tugend haben, keinen Unterſchied. Dadurch wurde er in dem Gebrauche ſeiner Vernunft ſo beſcheiden und vorſichtig, daß er ſich nicht erlaubte, ſeine Nachforſchungen bis dahin fortzuſetzen, wo ſich Schwierigkeiten finden, welche unſerm Verſtande unauflöslich zu ſeyn ſchienen. Er haßte alle Zweifel, welche die Religion betrafen, weil er ſie wegen ihres unſtreitigen Werthes für die menſchliche Glückſeligkeit ſo lieb gewonnen hatte, daß er jeden als eine Beleidigung derſelben betrachtete, ungeachtet vielleicht in einigen trübern Stunden die Heiterkeit ſeiner Seele dabey gewonnen haben könnte, wenn er ſie mit einem kühnern Auge betrachtet hätte: denn er würde leichter entdeckt haben, wie wenig ſie gefährlich ſind. Unter allen Zweifeln aber verabſcheute er keine mehr, als diejenigen, von denen er beſorgte, daß ſie den Eifer, Gott vorzüglich zu gefallen, ſchwächen, die dem Menſchen ſo nöthige Demuth vermindern und dem Verlangen nach

einer, über alle bloß irdiſchen Abſichten erhabnen Tugend nachtheilig werden könnten. Seine Betrachtungen in der Einſamkeit, ſeine Geſpräche in jeder Geſellſchaft, wenn ſie nicht bis zu derjenigen Munterkeit fröhlich waren, welche keine ernſthaften Unterredungen erlaubt, ſein Unterricht in ſeinen Lehrſtunden, ſeine Schriften, ſeine Briefe, ſeine Arbeiten und Erholungen, alles, was er redete und that, wurde mit dem Geiſte der Religion belebt; alles hatte die Abſicht, ihre Kraft bey ihm zu verſtärken, und ihre Wirkungen bey Andern zu befördern und auszubreiten. Er las, um es noch einmal zu ſagen, kein Buch öfter und lieber, als die Bibel. Unter andern geiſtlichen Büchern liebte er die Schriften von der rührenden Art; denn von dieſen glaubte er, daß dieſelben ihn nicht allein für die Liebe gegen Gott empfindſamer machten, ſondern auch vornehmlich den Abſcheu vor allen innern Unvollkommenheiten der Seele und vor allen Fehlern von moraliſcher Beſchaffenheit vermehren könnten. Doch würde es vielleicht der Ruhe und Freudigkeit ſeines Geiſtes zuträglich geweſen ſeyn, wenn er einige Schriften weniger geliebt hätte, worinnen beſonders eine Frömmigkeit vorgezogen und empfohlen wird, welche ſich an einer Art geiſtlicher Schwermuth ergötzt, die doch von der Offenbarung ſo wenig gefodert wird, als ſie mit der heitern Zufriedenheit beſtehen kann, die das Chriſtenthum wirken ſoll.

In den äußerlichen Bezeugungen ſeiner gottſeligen Geſinnungen entfernte er ſich von dem Gepränge derjenigen Frömmigkeit, die mehr Verſtellung als Ernſt, oder doch nicht demüthig und lauter genug iſt. Er konnte zwar durch ein äußerliches frommes Betragen leicht eingenommen werden, und zu viel Vertrauen in Leute ſetzen, die ſich dadurch ſeiner Gewogenheit zu verſichern ſuchten, und es mußten ſehr deutliche Erfahrungen ſeyn, wenn er von ſeinem ihnen günſtigen Irrthume zurück kommen ſollte. Dem ungeachtet hinderte ihn dieſes nicht, ein wah-

res Mißfallen an denen zu haben, die in ſtolzer Enthaltung von gleichgültigen Dingen und erlaubten Ergötzlichkeiten ihre Frömmigkeit durch äußerliche Mienen, durch beſondre Ausdrücke und durch eine ihnen eigne Sprache zu erkennen gaben, dabey Andre verachteten, oder ſich doch einen beſondern Vorzug vor ihnen beylegten.

Sein Eifer in der Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes war außerordentlich, und er blieb ſich darinnen bis an das Ende ſeiner Tage immer gleich. Er beſuchte nicht allein den ſonntäglichen, ſondern auch den wöchentlichen Gottesdienſt ſo regelmäßig und unausgeſetzt, daß ihn, ſeines ſchwächlichen Zuſtandes ungeachtet, keine noch ſo rauhe Witterung davon abhielt. Man konnte, wenn er nicht zugegen war, ſicher ſchließen, er müſſe durch eine Unpäßlichkeit oder durch das ausdrückliche Verbot des Arztes zurück gehalten werden. Er war immer einer der Erſten und der Letzten in den öffentlichen Verſammlungen der Chriſten. Die Prediger fanden an ihm einen eben ſo beſcheidnen Richter, als aufmerkſamen Zuhörer. Dieſer vorzügliche und geübte Kenner guter Predigten verachtete keinen Vortrag, weil derſelbe die Forderungen ſeines feinen Geſchmackes nicht befriedigte. Man mußte ihn ausdrücklich fragen, wenn man ſeine Gedanken darüber wiſſen wollte, und dann urtheilte er mit einer liebreichen Nachſicht, welche die Fehler mehr verbirgt oder entſchuldigt, als entdecken und tadeln will. Nur wenn er junge Candidaten predigen hörte, ſo bat er ſie zu ſich, rühmte, was in ihren Vorträgen zu loben war, zeigte ihnen aber auch auf die freundſchaftlichſte Weiſe nicht allein ihre Fehler, ſondern auch die Art, wie ſie dieſelben verbeſſern könnten. So wichtig ihm der öffentliche gottesdienſtliche Unterricht war, mit ſo ernſtlicher Andacht nahm er an der feyerlichſten äußerlichen Handlung der Religion, an dem Abendmahle, Theil. Seit vielen Jahren hatte er daſſelbe in der Lazarethkirchen empfange. Nachdem aber mit dem daſigen

Prediger eine Veränderung vorgegangen war, wendete er ſich zu der Nikolaikirche in der Stadt. „Ich will mich nun," ſagte er zu ſeinem Thalemann, „mit einer groſſen Gemeine vereinigen; denn ich fürchte beynahe, Unrecht zu haben, daß ich zeither in dieſem Theile des öffentlichen Gottesdienſtes nicht ſichtbar genug geweſen bin. Als ein öffentlicher Lehrer der Jugend bin ich verbunden, ſie auch hierinnen durch mein Beyſpiel zu erbauen." Dieſe Erbauung ſtiftete er wirklich, und man hat viele, die mit ihm an dieſem heiligen Orte zuſammen gekommen ſind, ſagen hören, daß ſie durch den Anblick dieſes Mannes und durch ſeine ungeheuchelte Andacht allezeit ſehr gerührt worden wären.

Eben ſo eifrig und gewiſſenhaft war Gellert auch in ſeinem häuslichen und geheimen Gottesdienſte, bey welchem er ſich beſonders im Gebete übte, und täglich brünſtiger darinnen zu werden ſuchte, weil er von dem Segen und Einfluſſe deſſelben in die Frömmigkeit und Tugend diejenigen hohen Begriffe hatte, welche wahre Verehrer Gottes zu allen Zeiten davon gehabt haben. „Ich," ſagt er von ſich ſelbſt, „bin mit keiner Zeit meiner jüngern Jahre mehr unzufrieden, als mit derjenigen, in welcher ich die Pflicht des Gebets vernachläſſigt habe, und ich erinnere mich ſehr wohl, daß, wie mein Eifer am Gebete abnahm, unerlaubte Neigungen zunahmen. Es iſt deswegen ſeit vielen Jahren mein Gebrauch geweſen, mir des Morgens, wenn ich die Schrift las, eine oder die andre Stelle auf ein Papier, das ich bey mir liegen hatte, aufzuzeichnen, und dieſes Papier bey mir zu tragen, um mich ihrer des Tages im Stillen zu erinnern. Gemeiniglich wählte ich eine Stelle, die mein Herz am nöthigſten hatte, je nachdem es Hoffnung oder Schrecken, Freude, Demuth, Zufriedenheit und dergleichen Regungen bedurfte. Denn ſolche Stellen begeiſtern in ſtillen Augenblicken zu einem Gebete, das ſich für unſre Umſtände vorzüglich ſchickt,

und erhalten uns zugleich in der uns nöthigen Wachſamkeit.“ Zur Erleichterung der Uebung in der Gottſeligkeit und in ſeinen andern Pflichten hielt er ſeit dem Jahre 1752 Tagebücher über ſich ſelbſt, weil er ein Journal, worinnen man ſeine Tugenden mit ihren Abwechslungen und ſeine Fehler, wie er ſich ausdrückte, mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes bemerkt, für ein vortreffliches Mittel hielt, zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt zu gelangen, und den Eifer, beſſer zu werden, immer mehr zu ſtärken. Dieſe Tagebücher ſind ſo flüchtig geſchrieben, als ein Mann dieſelben ſchreiben kann, der ſie nicht für fremde Augen, ſondern bloß zu ſeinem eignen Gebrauche aufſetzt, und den Geſchäfften ſeines Berufes dadurch keine Zeit entziehen will, die er für dieſelben nützlicher anwenden könnte. Außer kurzen Anzeigen von ſeinen täglichen und nächtlichen körperlichen Leiden, und andern unangenehmen Vorfällen, von ſeinen Geſchäfften, von der Verdroſſenheit oder Leichtigkeit, womit er ſie verrichtete, von den Briefen, die er erhielt oder ſchrieb, von ſeinen kleinen Reiſen, von den Beſuchen, die er gab oder annahm, und von ſeinem Verhalten dabey, wenn er nicht damit zufrieden war, von den Todesfällen oder Beförderungen ſeiner Freunde, Schüler und Bekannten, von den Geſchenken, die ihm gegeben oder zugeſendet wurden, enthalten dieſe Tagebücher vornehmlich viele kurze Anmerkungen über ſeinen geiſtlichen Zuſtand. Einige dieſer Anmerkungen beſtehen in Klagen über ſeine unruhigen und ängſtlichen Gedanken, über die Verſuchungen ſündlicher Neigungen, über ſeine Trägheit zum Gebete, über die Zerſtreuungen, die ihn darinnen ſtörten, in Beobachtungen der Unempfindlichkeit, die er gegen die Wahrheiten der Religion zu haben glaubte, der Unruhe, die er dabey empfand, des Widerſtandes, den er derſelben that, und zugleich in ernſtlichen Bezeugungen ſeines Mißfallens an ſeiner eignen Unvollkommenheit. Andre beſtehen in Ermunterungen ſeiner ſelbſt zu einem getroſten Muthe, zum

Vertrauen auf Gott, und zur Zufriedenheit mit ihm, oder in Betrachtungen, wie er seine Tage angewendet habe. Zuweilen sind sie Erinnerungen seiner guten Entschließungen, eifrig in der Religion, treu in seinem Amte, demüthig bey dem Lobe der Menschen, empfindsam und mitleidig gegen die Leiden andrer Menschen, liebreich und wohlthätig gegen die Dürftigen zu seyn; zuweilen sind es dankbare Erinnerungen an die göttlichen Wohlthaten, an die freudigen Empfindungen, die er von den Lehren der Religion hatte, an die heitern und aufgeklärten Stunden, worinne er mehr Lust zu gottesdienstlichen Uebungen oder zu seinen Arbeiten empfand, oder ernstliche Bestrafungen seiner Fehler, seiner Ungeduld, seiner Hitze in Gesprächen, und seiner Neigung zur Eitelkeit, oder einige bald längere, bald abgebrochenere Gebete und Wünsche um Gnade, um Hülfe, um Trost und um größere Freudigkeit. So frey diese Anmerkungen von der eiteln Selbstgefälligkeit sind, von welcher sich die Eigenliebe des Menschen in dergleichen geheimen Geschichten seiner selbst leicht überschleichen lassen kann, so deutlich sieht man einen Mann darinnen, dem es mit der Gottseligkeit so sehr ein Ernst ist, als mit dem Heile seiner Seele und mit ihrer wahren Glückseligkeit.

Aus dieser [Gottseligkeit, worinnen Gellert täglich vollkommner zu werden suchte, läßt sich seine so eifrige Liebe gegen die Tugend begreifen; nicht gegen diejenige, welche ihre Stärke in sich selbst zu finden meynt, sondern gegen diejenige, welche die Kraft zu allen Pflichten bey Gott sucht und seiner Gnade alles zu danken haben will; welche, so lange sie noch höhere Stufen vor sich sieht, nimmer müßig seyn will, und doch bey den Bestrebungen nach ihrem Ziele so bescheiden ist, daß sie Gott alle Ehre davon zueignet; niemals unverdrossener und standhafter, als wenn sie fürchten muß, daß ihr die Welt aus Unachtsamkeit, Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit, die Gerechtigkeit

nicht widerfahren laſſen werde, welcher ſie werth zu ſeyn ſucht. Nach einer ſolchen Tugend ſtrebte Gellert, und war in ſeinen Beſtrebungen ſo eifrig, daß er auch den Schein aller Abweichung von ihr mit der äußerſten Sorgfalt zu vermeiden ſuchte. Nichts war ihm heiliger, als was er für Pflicht hielt. Es iſt Pflicht, war ſeine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn von gewiſſen ermüdenden verdienſtlichen Geſchäfften abhalten, oder ihn überreden wollte, in gewiſſen Dingen mehr ſeinem Vergnügen oder ſeinem Geſchmacke zu folgen, oder mehr auf ſeine Bequemlichkeit zu ſehen. So geneigt war er, dem Guten, was er für Pflicht hielt, Neigung, Freude, und alles, was ihm ſonſt lieb war, aufzuopfern.

Er hatte ein liebreiches, menſchenfreundliches, dienſtbegieriges Herz gegen alle Menſchen. Dieſes machte ihn eifrig in allem, was er zu ihrem Nutzen und Vergnügen beytragen konnte. Vornehmlich brauchte er alle ſeine Einſichten und Kräfte, diejenige Glückſeligkeit zu befördern, welche die herrliche Frucht der Frömmigkeit und Tugend iſt. So ſtrenge er über alle Laſter und Fehler urtheilte, ſo mitleidig war er dennoch gegen diejenigen, welche der Verſuchung ihrer Leidenſchaften unterlegen hatten, und ſo begierig, ſie durch ſeine Dienſte und Wohlthaten von dem Untergange ſelbſt ihrer irdiſchen Wohlfahrt zu erretten. Bey aller ſeiner Schwermüthigkeit war er doch freundlich und leutſelig gegen jedermann; unfähig einen Menſchen zu haſſen oder zu verachten, immer geneigt, denjenigen, von welchem er nichts Böſes wußte, für gut, denjenigen hingegen, an welchem er einige Vorzüge entdeckte, für vortrefflich zu halten, ob er gleich die Güte und Tugend des Herzens ſtets der Größe des Verſtandes und allen noch ſo ſchimmernden Talenten deſſelben vorzog. Er nahm mit einem ernſtlichen und geſchäfftigen Mitleiden Theil an den Bekümmerniſſen ſeiner Nebenmenſchen, und freute ſich gemeiniglich über ihr Glück lebhafter, als über das ſeinige. In

ſeinen Tagebüchern pflegte er am Schluſſe des Jahres den Namen derjenigen anzuzeichnen, die in demſelben geſtorben waren, es mochten Einheimiſche oder Auswärtige ſeyn, wenn er irgend eine Kenntniß von ihnen hatte, ohne jemanden ſeines niedrigen Standes wegen zu überſehen. Er bemerkte dabey mit wenig Worten die Arten ihres Todes, ob er ſchnell oder langſam, ſanft oder ſchmerzlich geweſen war. Gewiſſe kleine Anmerkungen, die er hinzu fügte, bezeugen, wie liebreich er daran Theil nahm. Bey einigen heißt es: Ein guter Mann! Der liebe Mann! Der rechtſchaffne Mann! Der fromme Jüngling! Eine vortreffliche und chriſtliche Dame! Die fromme Frau, die ſchmerzlich, aber doch chriſtlich froh ſtarb! Ein vortrefflicher Chriſt! Plötzlich, aber doch ſelig! Bey andern beſchließt er die kurzen Anzeigen, durch welche er ihr Andenken bey ſich zu erhalten ſuchte, mit Wünſchen voll zärtlicher Bekümmerniß über ihren künftigen Zuſtand. Niemand lernte ihn kennen; niemand konnte ſeine Schriften leſen, ohne gleich ſein liebreiches und mitleidiges Herz gegen alle Menſchen hochzuſchätzen. Er hatte faſt immer nur mittelmäßige Einkünfte, aber auch bey dem mäßigſten Antheile an den Gütern des Glücks, war er doch allezeit zum Wohlthun nicht allein geneigter, ſondern auch wohlthätiger, als die meiſten zu ſeyn pflegen, die es mit Bequemlichkeit von ihrem Ueberfluſſe ſeyn könnten. Er erlaubte ſich wenig Bequemlichkeiten und Vergnügungen, damit er im Stande ſeyn möchte, deſto leichter und öfter zu helfen; ſeine Mäßigkeit war ſein Reichthum. Darum reichten ſeine Einkünfte nicht allein für ihn zu, ſondern er hatte auch ſtets für die Dürftigen übrig. Er half mit Freuden, wenn er auch zuweilen das Nothwendige mit den Armen theilen mußte. Die Studirenden hatten in ihrem Mangel eine ſichere Zuflucht zu ihm. Er hielt ſich ein Verzeichniß von denen, welche ſeiner Unterſtützung bedurften. Man weis, daß er hülfloſe Kranke aufſuchte und ihnen Erquickungen

und Geld schickte. Besonders sorgte er in harten Wintern dafür, daß es ihnen nicht an Wärme fehlte, ohne sie wissen zu lassen, wer ihr Wohlthäter wäre; er ließ sich ungern von einem Beobachter überraschen und verbarg seine Hülfe mit einer eben so liebreichen Bescheidenheit. Kein Elender ging von ihm hinweg ohne Hülfe oder ungetröstet; denn er hatte auch eine ihm eigne und immer geschäfftige Gabe zu trösten. Wenn sein eignes Vermögen nicht hinreichte, das Elend der Dürftigen zu erleichtern: So machte er sich eine Pflicht daraus, Andre, die vermögender waren, um ihre Hülfe und Gaben für sie zu ersuchen. Die Nothleidenden hatten Theil an allen Geschenken, die er für sich erhielt. „Was soll das bedeuten?" schrieb er in einem Briefe an eine Freundinn: „Heute vor acht Tagen ꝛc. [s. Theil 5, No. 194. S. 329] „und nicht weiter forschen, woher und warum ich so viel habe."

So uneigennützig er war, so zufrieden war er auch mit seinen Umständen, und diese Zufriedenheit machte es ihm leicht, selbst die billigen Vortheile, die er von seinen Werken haben konnte, nicht zu suchen, und viele Wohlthaten eben so großmüthig zu verbitten, als ihm dieselben angeboten wurden. Ein auswärtiger ihm unbekannter Freund kam in den ersten Jahren des Krieges an einen Banquier, sich nach ihm zu erkundigen, und ohne zu sagen, von wem, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen. Allein der fromme Gellert antwortete hier, was er einer Dame vom höchsten Range um eben diese Zeit in einem ähnlichen Falle geantwortet hatte: Ich leide keine Noth, und viele würdigere und vornehmere Personen leben in Mangel und Dürftigkeit; lassen Sie diesen die mir bestimmten Wohlthaten zufließen. Diese Antwort war mit eben dem Charakter des Herzens bezeichnet, als diejenige, die er an den damaligen preußischen Commandanten in Leipzig, den Herrn von Keller, gab, welcher ihn ersuchen ließ, sich nach eignem Ge-

fallen ein Haus zu seiner Wohnung zu wählen, mit Erbieten, solches von aller Einquartierung zu befreyen. „Nein," sagte er, „diese Last, die mir abgenommen werden soll, würde vielleicht einen Armen treffen, und wäre das eine Wohlthat für mich?"

Seine Dienstfertigkeit war so bekannt, daß man ihn von allen Orten her zum Vertrauten in den Angelegenheiten seines Herzens wählte. Väter wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was sie über diese und jene Anträge zur Verheirathung für Entschließungen fassen, Jünglinge, wie sie studiren, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen, und viele aus der großen Welt, wie sie den Gefahren und Versuchungen derselben entgehen, oder widerstehen sollten, und Gellert stand einem jeden, nach seinem Vermögen, mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Trost und Fürbitte bey. Die Dienste aber, welche er seinen Freunden leistete, erwies er auch allezeit auf die angenehmste Weise. Als einige Zeit vor seinem Tode ein Freund in einer Unterredung ohne einige weitere Absicht sagte, daß ihm gewisse Gelder ausgeblieben wären, die ihn in Verlegenheit setzten, stand Gellert mit der heitern lächelnden Miene auf, die man nur bey besondern fröhlichen Gelegenheiten an ihm bemerkte, gieng zu seinem Pulte, brachte in einem Papiere dreißig Louisdor zurück, und bot sie demselben mit den Worten an: „Ich bin selten so reich; aber zum Glücke bin ich es itzt, um einem rechtschaffenen Manne beystehen zu können; nehmen Sie dieses Geld; denn ich brauche es nicht" *).

Die größte irdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft. Hierinn war er, ohne zu heftigen Ergießungen derselben geneigt zu seyn, so standhaft und treu, daß auch die weiteste

*) Einen ähnlichen Zug erzählt C. F. Weiße in seiner Selbstbiographie (Leipzig 1806) S. 132 von Gellert.)

längſte Entfernung ſeine Liebe nicht vermindern konnte. Er
n alle Menſchen, und beſonders die guten und die vortreff=
n mit einem gleichen Eifer zu lieben; indeſſen wußten ſeine
trauten ſehr wohl, daß ſie mit demjenigen Vorzuge geliebt
den, den die Freundſchaft fodern kann. Sie fanden bey ihm
anmuthige Vertraulichkeit, durch welche die Freundſchaft ſo
ein Glück des Lebens wird, ohne das eiferſüchtige und gebie=
he Weſen zu haben, welches allezeit die Freude derſelben ver=
rt, ſobald die Liebe eines Freundes gegen den Andern in
Art von zärtlicher Schwärmerey ausartet. Gellert wählte
Zeit zu Zeit aus den Studirenden einige zu ſeiner beſtändi=
Geſellſchaft, unter denen beſonders ein geſchickter und recht=
ffener Landprediger Gödick ſich ſeines vieljährigen, liebrei=
und zärtlichen Umganges mit eben dem feurigen Danke
mt, mit welchem er die treue Gefälligkeit deſſelben und ſeine
allen ihm angenehmen Dienſten unermüdete Aufmerkſamkeit
Freundſchaft zu erheben pflegte.

Selbſtſüchtige und eitle Seelen ſind begierig nach Wohl=
:en, können ſie kriechend ſuchen, oder, wenn ſie ihnen entgegen
men, ſie mit einem geheimen Stolze, als einen ihnen ſchul=
:n Tribut, annehmen; nur danken können ſie nicht, oder ſie
n es auf eine Art, die vom Undanke kaum zu unterſcheiden

Wahrhaftig edle Seelen zählen das Vergnügen einer herz=
:n Dankbarkeit unter die vorzüglichen Freuden, und dieſer
:zug eines guten Herzens war Gellerten in einem hohen
ıde eigen. Die Empfindungen dieſer Tugend gehörten zu den
:igſten Regungen ſeiner Seele. Er ſprach gemeiniglich von
Wohlthaten, die er aus bekannten und unbekannten Händen
›fieng, mit einer Begeiſterung, in welcher kaum der eitelſte
hlthäter von der Größe ſeiner Wohlthaten hätte reden kön=
. Gleichwohl verlangte und ſuchte er ſie niemals; er lehnte
vielmehr oft mit lebhafter Erkenntlichkeit von ſich ab, und

ſchätzte ſich glücklich, wenn er Andre dadurch glücklich machen konnte. Er ſelbſt hatte bey ſeinen Wohlthaten keine Abſicht auf die Dankbarkeit derjenigen, die er erfreuen wollte, ſondern ließ ihnen die Freyheit, undankbar zu ſeyn. Gab es einige unedle Seelen, die es wurden; ſo fanden ſie die Sicherheit, von der Welt nicht dafür gehalten zu werden, in ſeiner Verſchwiegenheit und in ſeiner Gewohnheit, ſich der Wohlthaten, ſo bald er ſie erwieſen hatte, auch nicht mehr zu erinnern.

Beſcheidenheit und Demuth waren unterſcheidende Vorzüge ſeines liebenswürdigen Charakters, und darum beſonders ſchätzbar, weil ſie allein aus der Religion, aus dem Gefühle ihrer Pflicht, aus einer ſtrengen Beobachtung ſeiner Unvollkommenheiten und Fehler entſprangen. Ein guter Name war ihm ein großes Gut. In ſeinen Tagebüchern bemerkte er unter den göttlichen Wohlthaten eines jeden Jahres, mit der ihm eignen frommen Dankbarkeit, beſonders dieſes als eine der vorzüglichſten, daß ihn Gott vor Spott, und ſeinen Namen vor Kränkungen und Schande bewahrt hatte. Er geſtand freymüthig, daß er keine Leidenſchaft mehr zu fürchten hätte, als die Eitelkeit, und eben ſo freymüthig, daß er vor den Ueberraſchungen derſelben nicht immer auf ſeiner Hut geweſen wäre. Freylich gehört ſchon viel Muth der Seele dazu, dieſe der wahren Vollkommenheit des Menſchen ſo gefährliche Neigung bey ſich wahrzunehmen, ſie zu geſtehen, und ſie zu mißbilligen; aber es iſt das Meiſterſtück der Demuth, ſie mit einem aufrichtigen Ernſte zu beſtreiten und zu überwinden. Angenehm und wichtig war ihm der Beyfall ſeiner Nebenmenſchen; dennoch beſtrebte er ſich nur, ſeiner werth zu ſeyn, ohne ihn zu fodern, oder zu erſchmeicheln. Er liebte das Lob der Kenner und des Rechtſchaffenen; aber mit derjenigen jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet. Die ihn perſönlich gekannt *haben*, *wiſſen*, daß er dieſes Erröthen nie zurückhalten konnte.

Er hatte, oder er verdiente vielmehr das Glück, wegen seiner Schriften von Kennern gerühmt zu werden, an den Höfen und in der großen Welt viel Beyfall zu finden. Allein das ungekünstelte Lob, das bloß Gefühl eines guten und gerührten Herzens war, erfreute ihn nicht weniger, als dieser Beyfall, dessen Ursachen zuweilen zweydeutig seyn können. Die Frage, die bey seiner dritten Reise nach dem Carlsbade, in dem Hause des Poststeisters, eine geringe, alte, aber treuherzige Magd an ihn that, als sie ihren Herrn mit ihm von seinen Schriften reden hörte: Ach! ist er der Herr mit dem großen Ruhme, der so schöne Bücher geschrieben hat? Der ungestüme freudige Eifer der Dankbarkeit, womit sie seine aus Bescheidenheit widerstehende Hand ergriff und küßte, und die Wiederholung der Frage: ob er die schönen Bücher geschrieben hätte?*) hat gewiß so viel Reizendes, als ein noch so schöner ästhetischer Beweis von der Vortrefflichkeit seiner Werke haben kann. Eben so viel Ursache hatte er, über ein ähnliches Lob eines preußischen Feldwebels vergnügt zu seyn, der nach Leipzig zu ihm kam, und zu ihm sagte: Verzeihen sie, daß ich zu ihnen komme. Ich bin ein preußischer Feldwebel, ich habe wider meine Neigung drey und dreyßig Jahre gedienet, habe endlich meinen Abschied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland in mein Vaterland zurückzukehren, und bin fünf Meilen umgegangen, ihnen mein dankbares Herz zu zeigen. Denn sie haben mich durch ihre Schriften und besonders durch die letzten oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert. Mit diesem Lobe ist nur der rührende Wunsch zu vergleichen: Gott segne sie dafür und gebe ihnen Gesundheit, ein langes Leben und das ewige Leben. Wenn sie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, sie zu sehen!**) Dieses ist

*) (S. Theil 6, No. 291. S. 32.)
**) (S. Theil 6, No. 298. S. 47.)

ein Beyfall, den kein Crebillon, er sey es unter den Deutschen, oder unter den Franzosen, erhalten, den nur ein gutes Herz geben, und nur das Herz eines Schriftstellers verdienen kann, welcher durch die Talente seines Genies den Menschen nur die Religion und Tugend werth und angenehm machen, oder sie vielmehr dadurch zum stärkeren Gefühle der Schönheit und des Werths von beyden bringen will.

Jedoch Gellerten war nicht allein ein verdientes Lob eine angenehme Vergeltung. Ein freundschaftlicher Tadel, der auf seine Besserung abzielte, hatte für ihn eben so viel Anmuth, als das Lob, das er verdiente; so ernstlich bemühte er sich um die Achtung und das Wohlgefallen seiner Nebenmenschen. Indeß war niemand williger, Andrer Gaben und Verdienste zu erkennen und höher zu schätzen, als die seinigen. Kein Gelehrter, kein Schriftsteller ist je geneigter gewesen, Andern einen Vorzug vor sich selbst zuzugestehen, als er, und immer schätzte er diejenigen Vollkommenheiten am meisten, die er nicht besaß. Man weis, aber man hat es erst nach seinem Tode erfahren, mit welcher Begeisterung der Ehrerbietung für die Gelehrsamkeit und die Verdienste eines Ernesti er an einen Großen geschrieben hat, damit Sachsen diesen großen Mann, als man ihn nach Göttingen rief, durch anständige Belohnungen bey seiner geliebten Akademie zu erhalten suchen möchte. Lieber, schrieb er, mich nach Neuschottland geschickt, als einen Ernesti fortgelassen. *) Wie sein Unterricht, sein Rath, seine Freundschaft manchen jungen Verehrer der Gelehrsamkeit erweckt und muthig gemacht haben: So hat auch seine Vorsorge und seine ernstliche Empfehlung das Glück vieler jungen würdigen Männer in allen Ständen gegründet oder befördert. Als Herr Fiedler, der itzt als ein öffentlicher Lehrer der Theologie in Bützow steht, nach

*) (Vgl. d. Brief an den Minister v. Brühl, Th. 5, No. 120.)

em Uebergange zu unſrer Kirche auch ihn um ſeinen
:h erſuchte, wie er künftig ſich und Andern nützlich werden
nte: ſo unterſtützte Gellert ihn nicht allein, ſo gut es ihm
e damaligen Umſtände erlaubten, ſondern unterrichtete ihn
) in der deutſchen Sprache und Schreibart, in der Hoffnung,
eine größre Fertigkeit darinnen, als er hatte, etwas zu ſei-
ı Glücke beytragen könnte. Er haßte den Neid, und em-
ıd nichts von der Eiferſucht, die auf einer Laufbahn ſo leicht
teht, wo Viele um einen gemeinſchaftlichen Preis ſtreiten,
eſorgt, daß Andre günſtiger von ihm urtheilen möchten, als
ıerdiente. Er redete zuweilen von den Werken ſeines Geiſtes,
t mit dem Kaltſinne gegen ihre Schönheiten, den eine ver-
te Beſcheidenheit annimmt, um deſto mehr erhoben zu wer-
; aber doch mehr von ihren Fehlern, und dieſes that er mit
r Aufrichtigkeit, welche ſeinen ernſtlichen Wunſch bewies, daß
nand durch ſeine Zuneigung zu ihm verleitet werden möchte,
für beſſer zu halten, als ſie nach dem Ausſpruche einer un-
theyiſchen und ſtrengen Kritik waren. Gleichwohl war er in
Ausbeſſerung ſeiner Schriften, beſonders auch in den letzten
ıren, bis zur Aengſtlichkeit ſorgfältig. Der einzige Satz in
en moraliſchen Vorleſungen: Das geringſte Dorf weis in
ern Tagen mehr von dem Einigen Gott und den Pflichten
Menſchen, als Athen und Rom wußten, machte ihm etliche
uhige Tage, weil er weder zu viel, noch zu wenig ſagen
lte. Er gieng von einem ſeiner Freunde zum andern, bat
den Satz zu überlegen und nach ihren Einſichten auszu-
cken. Selbſt orthographiſche Zweifel konnten ihn oft beun-
igen. So viel Hochachtung hatte er für das Publikum und
venig that er ſich ſelbſt Genüge.

Die Zufriedenheit des ſchönen Geſchlechts mit ſeinen Schrif-
war ihm vorzüglich angenehm; denn er hatte von dem Ver-
:be wohlerzogner Frauenzimmer die Meynung, daß ihre Em-

pfindung des Schönen ſichrer wäre, als die Empfindung ſeines Geſchlechts, weil ſie mehr Natur iſt, und weniger von den oft willkührlichen Regeln der Kunſt abhängt. Von ihrem Herzen hatte er eine eben ſo vortheilhafte Meynung. Doddridge, heißt es in einem ſeiner Briefe, der engliſche Gottesgelehrte, ſagt an einem gewiſſen Orte zur Ehre des Frauenzimmers, daß ſie vielleicht die beſte und frömmſte Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes wären, und in der That, mein liebſter Graf, ich kenne mehr ſehr gute Frauenzimmer, als ſehr gute Mannsperſonen*). Er verehrte an ihnen auch die Unſchuld des Herzens weit mehr, als den, ihnen ſelbſt oft ſchädlichen Vorzug eines außerordentlichen und ſchimmernden Verſtandes. Immer wünſchte er, daß ihre Sittſamkeit ihren Witz übertreffen möchte; ja er glaubte, daß ſie das Wohlanſtändige einer gewiſſen Art von Unwiſſenheit, die man ihnen aus vernünftigen Gründen wünſchen muß, nicht beleidigen und ſich hüten müßten, das Anſehen gelehrter Frauenzimmer haben zu wollen. Darum ſuchte er durch ſeine Schriften ihnen die Unſchuld und Sittſamkeit des Herzens werth zu machen, und ihre geſellſchaftlichen Sitten zu verfeinern, wofür er ſo belohnt wurde, daß ſie ihn als ihren ſicherſten Rathgeber und Freund betrachteten.

In ſeinem Umgange herrſchte die edle Unſchuld und Einfalt der Sitten, die man zu haben pflegt, wenn man mehr mit Gelehrten umgeht, als mit der großen Welt, ohne doch ihrer Geſellſchaft ganz zu entbehren. Er hatte in ſeinem Aeußerlichen nicht das Rauhe der Tugend, das denen anhängt, die ſich bloß mit der Gelehrſamkeit und den Wiſſenſchaften beſchäfftigen. Seine Geſellſchaft wurde ſchon durch ſeine ſanfte und zugleich ehrwürdige Geſichtsbildung einnehmend. Selten redete er von ſich ſelbſt, und allezeit mit der ehrlichen Beſcheidenheit, welche

*) (Vgl. Theil 5, Nr. 224.)

fürchtet, zu viel von ſich zu ſagen, ob es ihm gleich nicht an demjenigen Gefühle fehlte, das auch ein beſcheidner Mann von ſeinem Werthe haben darf. In den letzten Jahren ſeines Lebens war er nicht ſehr geſprächig; wenn er aber gleich nicht viel ſprach, ſo ſprach er doch edel, mit Kenntniß und mit Leichtigkeit, und dabey hatte er das ſeltne Verdienſt, niemanden durch ſeine Reden zu beleidigen. Er liebte beſonders erbauliche Geſpräche, und nie wurde er beredter, als wenn der Gegenſtand der Unterredung die Religion, die Tugend, oder das Verdienſt ſeiner Nebenmenſchen war.

So dachte, redete und lebte Gellert bis an ſein Ende, ohne die Hoffnung ſeiner Seligkeit auf ſeine Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit zu gründen. „Ich hoffe," ſagt er in einem, noch bey ſeinem Leben aufgeſetzten Bekenntniſſe, „zu Gott und meinem Erlöſer, als ein bußfertiger und begnadigter Sünder zu ſterben, der oft gefallen und durch die Gnade Gottes wieder aufgeſtanden iſt. Es würde die Welt nicht erbauen, wenn ich ihr ein Bekenntniß meiner Fehler und Sünden aufſetzen wollte. Gott hat mich mit vielen Kümmerniſſen heimgeſucht; dieſes ſind Leiden, die ich nicht beſchreiben kann. Ein geheimer Unmuth des Geiſtes hat mich verfolgt, und mich oft zu meinem eignen Feinde gemacht. Trägheit zum Guten und zum Gebete war ſein Gefährte. Aber doch hat mich Gott nie ganz ohne Troſt gelaſſen, und ich weis, daß er mich auch in der Todesangſt mit ſeiner Hülfe tröſten werde. Gott läßt uns unſre Ohnmacht fühlen, damit wir lernen und erfahren, daß wir ſeine Gnade nur durch den Glauben an den Heiland der Menſchen erlangen können. Gott bewahre alle Menſchen vor meinen Leiden und laſſe ſie alle ihre Weisheit, ihren Troſt, ihre Stärke und ihre Seligkeit allein in der Erkenntniß des Kreuzes Jeſu Chriſti und ihren Glauben von dem heiligen Geiſte ſuchen. Inſonderheit bitte ich die Meinigen, die bey meinem Tode nicht zugegen ſeyn werden, daß ſie

Gott ihr Lebelang fürchten und die Religion als den einzigen Weg zur Ruhe des Lebens und zum freudigen und seligen Tode betrachten mögen."

Ein so frommer und liebenswürdiger Mann war es so werth, als Menschen es seyn können, mit einem freudigen Gefühle der Hoffnungen, deren Erfüllung immer sein sehnlichster Wunsch gewesen war, in die Ewigkeit zu gehen, da er in einem leidenvollen Leben beständig zum Vergnügen und Segen für die Welt gelebt hatte; ein seltnes und kostbares Geschenk für seine Nation, deren Geschmack, Sitten und Tugend in seiner Nachwelt ihm so viel schuldig ist. Ein Denkmal haben ihm bereits einige seiner Zuhörer und Freunde mit einem ihrer Dankbarkeit und Freundschaft anständigen Aufwande in der Johanniskirche, auf deren Begräbnißplatze er seinem eignen Verlangen gemäß begraben worden ist, aufrichten lassen. Dieses Denkmal stellet die Religion vor, welche sein in Metall gegoßnes und mit einem Lorbeer gekröntes Bildniß der Tugend übergiebt. Beide Bildsäulen sind aus weißem Alabaster gearbeitet. Unmittelbar unter dem Fußgestelle von schwarzem Alabaster ist der Name Christian Fürchtegott Gellert, auf einer an dem Fußgestelle ruhenden Platte aber, die von seinem Freunde Heine verfertigte Inschrift: Diesem Lehrer und Beyspiele der Tugend und Religion widmete dieses Denkmal eine Gesellschaft seiner Freunde und Zeitgenossen, welche von seinen Verdiensten Augenzeugen waren. Gebohr. den 4. Jul. 1715. gestorb. den 13. Dec. 1769. Auch hat der Herr Professor Oeser ein schönes Monument von weißem sächsischen Marmor ihm zu Ehren verfertiget, das den Wendlerischen Garten zieret*).

*) (Jetzt in dem Universitätsgarten, eine Copie auf der Stadtbibliothek zu Leipzig. Eine Beschreibung dieses Denkmals, das der Buchhändler Johann Wendler, der Verleger von G. frühern Schriften, errichten ließ, erschien Leipzig 1774 in der

Das ausgemauerte Grab, wo er und sein, vier Wochen nach seinem Tode verstorbener Bruder, der churfürstl. sächs. Oberpostcommissar, versenkt liegen, ist mit einem Leichensteine bedeckt, auf welchem die kurze Aufschrift eingehauen ist: Hier ruhen Christian Fürchtegott Gellert, Professor der Philosophie, geb. den 4. Jul. 1715. gest. den 13. Dec. 1769. und dessen Bruder Friedrich Leberecht Gellert, Oberpostkommissarius, geb. den 11. Nov. 1711. gest. den 8. Jan. 1770.

So suchten Gellerts Freunde und Schüler das Andenken ihres Freundes und Lehrers zu ehren. Ungewiß ist die Bewunderung und Unsterblichkeit, welche die Werke des Genies erwarten können, durch die Veränderlichkeit und Abwechslung, denen der Geschmack der Nationen unterworfen ist; allein die Ehre seines moralischen Charakters ist so unvergänglich als die Religion und Tugend, die keine andre Dauer haben kann, als die Ewigkeit!

Dyckischen Buchhandlung. Vgl. Goethes Gedicht im 2ten Bde. der Werke (1827), S. 153. Im J. 1781 ließ auch Phil. Erasm. Reich, Theilhaber der Weidmannischen Buchhandlung, auf seinem Landgute in Sellerhaußen bey Leipzig Gellerten und Sulzern gemeinschaftlich ein Denkmal errichten, dessen Beschreibung 1782 auf einem halben Bogen f. gedruckt ward. Auch der Feldmarschall v. Laudon, der Gn. im Carlsbade hatte kennen lernen, ließ ihm ein Denkmal auf seinem Gute Hadersdorf setzen.)

# Ueberſicht der im fünften und ſechsten Theile enthaltenen Briefe.

## Briefe Gellerts an:

Miniſter v. Bernſtorff No. 309.
Bodmer No. 6. 9.
Borchward No. 7. 8. 10. 12. 13. 15. 17. 28. 29. 31. 35. 45. 50. 60. 61. 92. 96. 101. 114. 127. 130. 150. 213. 226. 232. 351. 390. 398.
v. Boſe No. *142. 186. 231. 247.
ſeinen Bruder No. 138.
Heinrich v. Brühl No. 438.
Miniſter v. Brühl No. 120.
Moritz v. Brühl. No. *57. 59. 63. 66. 75 (?). 77. 78. 83. 87. 89. 93. 102. 107. 116. 125. 126. 140. 151. 180. 189. 234. Th. 6. S. 393. 399. 401.
Cramer No. 39. 62. 84. *409. *429.
v. Crauſſen No. 14. 16. 19. 20. 21. 22. 23. 25. 27. 30. 32. 34. 42. 49. 56. 67. 72. 73. 111. 119. 167. 276. 344.
v. Cronegk No. *26. *41. *44. *65. *74. *85. *110. *117. *132.
Curtius No. *33. *43.
Förſter No. 360. 361.
Formey No. *51.
Garve No. *380. 396.
Garves Mutter No. *376.
Gleim No. 81.
Gottſcheb No. *2.
Häſeler No. 185.
C. L. v. Hagedorn No. 353.
Fr. v. Hagedorn No. 3.

Heyer No. *391.
Heyne No. 357.
Frau Heyne No. 381.
Hochmuth No. 5.
v. Hohenthal No. 426.
Käſtner No. 374.
Frau Karſchin No. *416.
Kerſten No. 11. 76.
Klopſtock No. *430.
Caroline Lucius No. 202. 220. 224. 229. 233. 236. 238. 240. 241. 242. 243. 244. 246. 250. 251. 254. 257. 259. 263. 265. 268. 269. 272. 273. 277. 282. 283. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 294. 295. 296. 298. 299. 303. 312. 314. 315. 317. 319. 320. 324. 326. 328. 336. 338. 340. 343. 349. 355. 359. 361. 365. 366. 368. 375. 385. 386. 389. 395. 399. 401. 404. 412. 413. 422. 424. 425.
Meinhard No. *379.
Graf Moltke No. 307.
Frau v. Mosheim No. *91.
L. Mozart No. 431.
ſeine Mutter No. 18.
ſeinen Neffen No. 184.
Nicolai No. *149. *181.
Rabener No. *47. *105. 124. 216.
v. Rochow No. *192. 206. 253. 256. 281. 304. 311. *321. 362. 367. 370. 420.
Schlegel Th. 6, S. 366.
v. Schönfeld No. 255. 278.
Fräulein v. Schönfeld No. 165. 166 (?). *356.
ſeine ältere Schweſter No. 53. 54. 55. 98. 112. 118. 141. 146. 148. 152, 153. 154. 155. 156. 158. 159. 160. 161. 163. 164. 168. 169. 174. 175. 177. 178. 183. 193. 195.

196. 200. 208. 211. 219. 227. 228. 248. 264. 270. 285. 305. 318. 323. 330. 342. 345. 358. 364. 371. 383. 388. 403. 405. 407. 415. 417. 419. 421.
seine jüngere Schweſter No. 4.
Sulzer No. 37. *97.
Frau Sulzer No. *46.
v. Thümmel No. *322.
ſeinen Vetter No. 68.
Wagner No. 135. 136. 137. 139. 144. 147. 171. 172. 176. 187. 198. 199.
v. Widmann No. 214. 218. 223. 235.
Frau v. Zedtwitz No. 95. 109. *428.
verſchiedne Ungenannte No. *1. 36. 40. 52. 69. 70. 71. 99. 100. 115. 121. 145. 162. 179. 188. 190. 191. 194. 205. 207. 209. 210. 212. 237. 262. 267. 275. 279. 280. 284. 306. 308. 310. 331. 332. 346. 347. 348. 369. *384. 392. 393. 394. 406. 410. 411. *427. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 439. 440. 441. 442. 443. Th. 6, S. 358. 369. 389. 397. 446.

---

## Briefe an Gellert von

Moritz v. Brühl No. 58. 64. 79. 82. 86. 88. 90. 94. 103. 108. 122. 133. 134. 143. 157. 170. 173.
Cramer No. 80.
v. Cronegk No. 24. 113. 129.
Garve No. 378.
Garves Mutter No. 397.
Gellerts Schweſter Th. 6. S. 397.
C. L. v. Hagedorn No. 352.
Heyne No. 360.
Küſtner No. 377.

Caroline Lucius No. 201. 203. 222. 225. 231. 239. 245. 249. 252. 258. 260. 266. 271. 274. 293. 297. 300. 302. 313. 316. 325. 327. 329. 333. 334. 335. 337. 339. 341. 350. 354. 363. 382. 387. 400. 402. 408. 414. 418. 423.
Meinhard No. *301.
Rabener No. 38. 48. 104. 106. 123. 128. 131. 182. 197. 215.
v. Widmann No. 217. 221. 230.
einer Ungenannten No. 261.

---

Mit einem Stern ſind in der vorſtehenden Ueberſicht die Nummern derjenigen Briefe bezeichnet, die theils in der Ausgabe von 1839, theils in der jetzigen aus Originalen und Abſchriften entweder zuerſt oder in echterer Geſtalt, als ſie früher gedruckt waren, mitgetheilt worden ſind.

# Nachwort des Herausgebers.

Die letzte Gesammtausgabe von Gellerts Schriften erschien in den Jahren 1783 u. 84 in zehn Bänden. Sie ist ein unveränderter Abdruck derjenigen Ausgabe, deren erste fünf Bände noch in dem letzten Lebensjahre Gellerts, 1769, herauskamen, welchen sodann 1770 die moralischen Vorlesungen als sechster und siebenter, 1774 die Briefsammlung als achter und neunter Band, von J. A. Schlegel und G. L. Heyer herausgegeben, und als zehnter Gellerts Leben von J. A. Cramer folgten. Die jetzigen Verleger, welche schon seit einiger Zeit die Absicht hegten, eine neue Ausgabe zu veranstalten, übertrugen mir im März dieses Jahres die Besorgung derselben. Auf welche Weise ich ihren Auftrag ausgeführt habe, dieses darzulegen sind die folgenden Bemerkungen bestimmt.

Daß der ganze Inhalt der alten Ausgabe in die neue aufgenommen, daß keine der Schriften Gellerts, welche dieser selbst der Fortdauer würdig erachtete, ausgeschieden wurde, war schon aus dem Grunde nothwendig, weil jene frühere Ausgabe durch die gegenwärtige vollständig ersetzt werden soll; nur die Verkürzung oder auch gänzliche Weglassung der Vorreden und Anmerkungen, welche von den Herausgebern der spätern Bände diesen beigefügt worden sind, schien mir unbedenklich. Sonst aber war es überhaupt auf eine bloße Auswahl etwa dessen, was in Rücksicht auf den veränderten Geschmack für unsere Zeit am passendsten erschiene, gar nicht abgesehen. Und bei der Bedeutsamkeit, welche Gellerts Schriften, die, wie Goethe sagt, so lange das Fundament der sittlichen Cultur der Deutschen waren, nicht

bloß für die Geſchichte unſerer Literatur, ſondern noch weiter, für die Geſchichte unſerer nationalen Bildung überhaupt haben, bedarf es, ſollte ich meinen, auch nicht erſt einer beſondern Rechtfertigung, wenn dieſe Schriften eben in der Geſammtheit, in welcher ſie ihr Verfaſſer ſeinen Zeitgenoſſen und den Nachlebenden überliefert wiſſen wollte, fort erhalten werden. Dagegen glaubte ich allerdings mit der Aufnahme von Schriften, die der frühſten Zeit von Gellerts literariſcher Thätigkeit angehören und von ihm ſpäter verworfen oder doch aufgegeben wurden, ſehr behutſam ſein zu müſſen. Nicht bloß die Abneigung Gellerts ſelbſt gegen eine wiederholte Bekanntmachung ſeiner erſten Verſuche, ſondern noch mehr die Beſchaffenheit dieſer Verſuche gebot mir, mich mit der Auswahl einiger weniger zu begnügen. Aus den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, welche außer den Stücken, die Gellert ſpäter überarbeitet oder doch verbeſſert in ſeine Schriften aufgenommen hat, noch eine nicht ganz kleine Anzahl poetiſcher und zwei proſaiſche Arbeiten von ihm enthalten, habe ich nur die Gedanken von einem guten deutſchen Briefe aufgenommen, die mir deshalb die Erhaltung zu verdienen ſchienen, weil ſie gewiſſermaßen der erſte Entwurf zu einem Unternehmen ſind, das von dem Verfaſſer ſpäterhin bei größerer Reife ausgeführt einen weſentlichen Einfluß auf die Verbeſſerung des deutſchen Briefſtyls ausübte. Von der frühern Geſtalt der Fabeln gaben ſchon die von Gellert ſelbſt zum Behuf der Beurtheilung mitgetheilten eine genügende Probe, ſo daß ich der Anführung anderer überhoben ſein konnte. Die acht Fabeln, welche L. Neuffer in dem von ihm herausgegebenen Taſchenbuch von der Donau auf das J. 1824 nach der Abſchrift eines von Gellert geſchriebenen Heftes bekannt gemacht hat, lernte ich zu ſpät kennen, um ſie aufzunehmen; ſie ſind bis auf eine aus den Beluſtigungen genommen, aber bereits überarbeitet. Eine Menge von Gelegenheitsgedichten, angeblich in den

J. 1742 bis 53 von Gellert zum größten Theil für Andere verfertigt, enthält der in der Vorbemerkung zu Th. 3. [2] *) erwähnte Anhang, der in größerm Format auch unter dem Titel vermischte Gedichte von Gellert in Leipzig 1770 erschienen ist. Eines derselben, das Th. 2, S. 53 [1, 369] abgedruckte, und einige Bruchstücke aus andern waren von Gellert selbst schon lange vorher, die letztern in den Briefen, veröffentlicht worden. Von den andern schien mir, wenn auch die Echtheit aller außer Zweifel wäre, keins die Mittheilung zu verdienen, und das Urtheil der Herausgeber des sechsten Bandes, daß es eben nur Gelegenheitsgedichte vom gewöhnlichen Schlage seien, nicht ungerecht. Desto ungerechter ist dasjenige, welches sie über die auch in jenem Anhang abgedruckten Lieder fällen, die sie für ganz schlecht erklären. Sie sind aus sehr früher Zeit, ja, so unverändert wie sie Gellert gelassen hat, sind sie die ältesten unter allen in dieser Ausgabe enthaltenen Gedichten. Ich habe sie aber nicht wegen der Seltenheit ihres ersten Drucks aufgenommen (am Schluß des 3ten [2ten] Theils), sondern deshalb, weil sie Gellert als Dichter, und vielleicht nicht bloß als solchen, von einer Seite, von der er sonst fast gar nicht bekannt ist, und wie mich dünkt nicht gerade zu seinem Nachtheil zeigen. Wenn auch ihre Bestimmung, Melodien untergelegt zu werden, die freie Bewegung des Dichters etwas gehemmt haben mag, so scheinen sie mir doch frischer und lebendiger, aus einer weit stärkern innerlichen Theilnehmung hervorgegangen zu sein, als die übrigen frühern Gedichte Gellerts, die ich kenne. Eine gewisse Verwandtschaft und Aehnlichkeit einiger von ihnen mit den bessern gleichartigen Gedichten aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts läßt sich wie ich glaube kaum ableugnen. — Ein Gedicht und zwei prosaische Aufsätze angeblich von Gellert finden sich endlich noch

*) Die in Klammern eingeschloßnen Zusätze in diesem Nachwort verweisen auf die Ausgabe von 1840.

in einer „Sammlung einiger Gedichte und Briefe an Freunde und Freundinnen von C. F. Gellert. Auf Koſten guter Freunde. Frkf. u. Lpz. 1770" *); abgeſehen von ihrem höchſt geringen Werth, mochte ich ſie ſchon deswegen, weil ihre Echtheit ſehr verdächtig ſcheint, nicht mittheilen. Die Aufnahme der beiden Gedichte, die ich in dem zweiten [1.] Theile eingeſchaltet habe, wird wohl eben ſo wenig, als der Abdruck der beiden gewiß echten Sinngedichte im Nachtrage [ſ. Th. 2.] einer Entſchuldigung bedürfen; die eben da [ſ. Th. 3.] abgedruckten Bruchſtücke zweier Vorleſungen verdienen ihre Stelle gewiß als Belege zu Gellerts Lebensgeſchichte. —

Veränderungen des Textes finden ſich in den verſchiedenen frühern Einzelausgaben der Gellertſchen Schriften, ſo weit ich wenigſtens dieſe Ausgaben kenne, ſo gut wie gar keine. Nur in der Ausgabe der Lehrgedichte und Erzählungen vom J. 1763 habe ich die in der Anmerkung zu S. 20 des zweiten Theiles [1, 336] bemerkte Veränderung eines Verſes gefunden, welche dort nur fälſchlich als der Ausgabe von 1754 zugehörig bezeichnet iſt, die vielmehr die Lesart des Textes hat. Die Luſtſpiele allein machen eine Ausnahme, und in ihnen hat Gellert auch in der Geſammtausgabe Veränderungen gemacht, während er alles Uebrige in dieſer unverändert ließ. Er erklärt ſich hierüber ſelbſt in einer Stelle des Vorberichts, zu welcher der unter No. 391 [404] abgedruckte Brief an C. Lucius als Commentar dienen kann, und eine Vergleichung mit den erſten Ausgaben hat mir, wie es auch nicht anders zu erwarten war, die Wahrheit ſeiner Verſicherung beſtätigt. Die bedeutendſten Abweichungen die ich in den Fabeln und Erzählungen fand, wie etwa Th. 1, S. 57 verwundernsvoll, während die alte Ausgabe von 1746 verwunderungsvoll hat, ſind

*) Sie enthält noch den Brief No. 155 [165] und, einem gewiß unechten Briefe Gs. eingefügt, das Geſpräch zwiſchen Friedrich II. und G. (ſ. Th. 9, S. 13 [5, 369]) nebſt einer Gn. angeblich zur Kritik mitgetheilten Ode.

so geringfügig, daß sie dem Dichter wohl kaum zuzuschreiben sind. Doch war die Vergleichung nicht ganz nutzlos, indem die Richtigkeit der Correctur einiger Druckfehler der Ausgabe von 1769, welche sich in der sonst nicht sehr correct gedruckten Ausgabe von 1783 findet, durch sie bestätigt ward. Bei zweien von den geistlichen Liedern bemerkte ich einige etwas erheblichere Veränderungen und habe deshalb daselbst die alte Lesart angegeben; ob sie von den Freunden, denen Gellert die Besorgung des Druckes der Gesammtausgabe anvertraute, herrühren, oder ob sie schon in einer nach 1759 erschienenen Ausgabe stehen, muß ich dahingestellt sein lassen. Die Wahrheit der Anecdote aber, daß Gellert dem leichtern Verständniß zu Gefallen in einer Ausgabe statt „mein erst Gefühl sey Preis und Dank" mein erst Geschäft gesetzt habe, bezweifle ich. Bei den prosaischen Schriften des vierten und fünften [dritten] Theiles habe ich es mit der Vergleichung zwar etwas leichter genommen, glaube aber dennoch gewiß zu sein, daß auch sie, ein Paar Verbesserungen in der Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen abgerechnet, ohne bedeutendere Veränderungen geblieben sind. In den Lustspielen dagegen finden sich, mit Ausnahme des Orakels, bei allen Stücken Veränderungen, zum Theil sehr ansehnliche, und wie bemerkt, nicht bloß in der Gesammtausgabe im Verhältniß zu der ersten, sondern auch in den dazwischen liegenden; ja auch die zwei aus den Bremischen Beyträgen in die Ausgabe von 1747 aufgenommenen erschienen in dieser schon hier und da abgeändert. Wenn man aber mehrere Verkürzungen, wodurch namentlich in dem Loos einer allzu großen Weitläuftigkeit begegnet worden ist, abrechnet, so scheinen bei weitem die meisten der übrigen Abänderungen von Gellert nicht aus ästhetischen, sondern aus moralischen Gründen getroffen worden zu sein; es hat ihn dazu eine Gewissenhaftigkeit, eine Furcht sittlichen oder religiösen Anstoß zu geben veranlaßt, die, wenn auch an sich höchst ehrenwerth,

doch in eine faſt krankhafte Aengſtlichkeit überging. Die Angriffe freilich, von denen theils die Vorrede zu der Ausgabe von 1747 (Th. 3 [2], S. 2), theils die unter No. 396 u. 397.*) abgedruckten Briefe von 1768 (mit denen eine Stelle aus Gellerts Leben, Th. 10, S. 213 [6, 351] zu vergleichen) Zeugniß geben, beweiſen, daß es, was faſt wunderbar erſcheinen kann, Leute gab, die ihn in dieſer Aengſtlichkeit noch überboten. Faſt nur in der Abſicht, um einen Begriff davon zu geben, wie weit Gellerts Sorgfalt in dieſer Hinſicht ging, habe ich bei den zärtlichen Schweſtern und der Betſchweſter eine Auswahl der bedeutendſten Abweichungen der erſten Ausgabe mitgetheilt. Sie vollſtändig aufzunehmen, oder auch nur auf gleiche Weiſe die übrigen Stücke durchzugehen ſchien mir nicht rathſam; ebenſowenig hielt ich es für zweckmäßig, die Veränderungen durch die verſchiednen Ausgaben hindurch zu verfolgen. Die dramatiſchen Arbeiten Gellerts liegen ohnedieß am weiteſten von uns ab, wenn ihnen auch Leſſing noch im Jahre 1767 nachrühmen durfte, daß ſie unter den damaligen Luſtſpielen das meiſte urſprünglich Deutſche hätten, daß ſie wahre Familiengemälde wären, in denen man ſich gleich zu Hauſe fühlte, und wenn ſie auch für uns wenigſtens das Verdienſt behalten, daß ſie uns ein Bild des bürgerlichen Lebens jener Zeit gewähren, in welchem mir nur die Farben der einzelnen Figuren etwas zu grell und zu ſtark aufgetragen erſcheinen.

Während ich mich bei den ſieben [vier] erſten Theilen im Weſentlichen ganz nach der alten Ausgabe richtete, auch die Anordnung der einzelnen Stücke beibehielt, wie ſie von Gellert ſelbſt, und für ſeine Schriften ganz paſſend, nach dem Inhalte beſtimmt war, und nur die wenigen Zugaben an geeigneten Stellen einſchaltete, ſo mußte ich dagegen bei der Briefſammlung die Rückſicht auf die alte Ausgabe ziemlich aus den Augen laſſen. Die Herausgeber

*) [Sind in der Ausgabe von 1840 weggelaſſen worden.]

der alten Briefsammlung scheinen vornehmlich die Absicht gehabt zu haben, durch dieselbe eine Art von Fortsetzung zu den Briefen zu liefern, die Gellert als Beispiele seiner Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen angehängt hatte. Der Gedanke, daß die Sammlung der Briefe zugleich eine Sammlung von Beiträgen zur genauesten Kenntniß von Gellerts Lebensgeschichte, von seinem Charakter, von der sittlichen Wirksamkeit, die er nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch in mannigfachen Bezügen des Privatlebens ausübte, sein solle, und daß sie dadurch auch einen unverächtlichen Beitrag zu der Geschichte der damaligen Zeit gewähren könne, dieser Gedanke, der mich bei meiner Sammlung vor allen andern geleitet hat, scheint ihnen ferner gestanden zu haben. Mindestens haben sie ihre Sammlung nicht danach angelegt und eingerichtet. Leider scheint der größte Theil von den Briefen, welche diese enthält, nur in ihr erhalten zu sein, oder er ist doch nur in ihr zugänglich. Aber schon eine Vergleichung des in der gegenwärtigen Ausgabe aus dem Original abgedruckten Briefes an Cronegk (No. 101 [110]), oder des an Borchward (No. 16 [117], in der alten Sammlung No. 56), zeigt, wie willkürliche, durch nichts gebotene Veränderungen und Abkürzungen sie sich erlaubt haben; und noch mehr erhellt ihre Willkühr und Ungenauigkeit, wenn man die bei ihnen von No. 133 bis 182 stehenden Briefe mit den ihnen entsprechenden in dem aus den Originalen von Ebert herausgegebenen Briefwechsel Gellerts mit Dem. Lucius vergleicht. Dieser letztere giebt auch einen hinreichenden Beweis dafür, daß sie bei der Auswahl, die ihnen gewiß aus einer sehr reichlichen Menge von Briefen frei stand, nicht sonderlich auf die Wichtigkeit des Inhalts in den bemerkten Beziehungen geachtet haben. Nur gegen den Vorwurf, welchen ihnen Ebert (in der Anm. zu S. 107) macht, daß sie eine große Stelle in einem Briefe selbst erfunden hätten, muß ich sie in Schutz nehmen; er hat nicht gesehen, daß die Stelle, die er bezeichnet, sich in einem von ihm selbst nur

ſechs Seiten weiter mitgetheilten Briefe Gellerts wirklich findet, daß alſo die Herausgeber ſie nur aus dieſem Briefe in jenen geſetzt haben. Trotz der angeführten Mängel habe ich dennoch faſt alle die Briefe, welche in der alten Ausgabe enthalten ſind, auch in meine Sammlung hereingenommen und, um für eine etwaige Vergleichung das Auffinden zu erleichtern, die Nummern, welche ſie dort, wo ſie nicht chronologiſch geordnet ſind, tragen, neben die, welche ſie jetzt erhalten haben, in Parentheſe geſtellt. Blos bei den zwiſchen Gellert und der Lucius gewechſelten Briefen habe ich mich an die alte Ausgabe ganz und gar nicht gebunden; die mitgetheilten ſind aus dem erwähnten Briefwechſel, der freilich, wie er ein ſelbſtſtändiges Ganzes bildet, ſo auch ſeinen ſelbſtſtändigen Werth behält, entlehnt, auch ſind ſtatt mehrerer in die alte Sammlung aufgenommener Briefe der Lucius andere von bedeutenderem Inhalt gewählt worden. Einer Rechtfertigung der Auswahl überhaupt, die ich ſowohl aus dieſem Briefwechſel, als aus dem nicht geringen Vorrath anderer theils in ältern und neuern Sammlungen, theils einzeln erhaltener Briefe, der mir vorlag, getroffen habe, enthalte ich mich, da ſie mich zu weit führen würde. Daß ich nicht aufs Gerathewohl zugegriffen, ſondern wirklich mit Bedacht gewählt habe, kann ich aber verſichern; die Quellen, aus denen ich ſchöpfte, habe ich in den Anmerkungen namhaft gemacht. Alle Briefe zu geben, die ſich auftreiben ließen, ſchien mir nicht rathſam; habe ich doch ſelbſt einige ungedruckte zurückbehalten, deren Inhalt mir zu geringfügig ſchien. Aber ich fürchte auch nicht, daß man mir eine übertriebene Sparſamkeit vorwerfen wird, eher wird man über zu reichliche Fülle klagen, und freilich enthält die jetzige Sammlung 429 [443] Briefe, während die alte deren nur 195 enthielt. Die aufgenommenen habe ich der Zeitfolge gemäß geordnet, wie es mir für meine Abſicht einzig zweckmäßig ſchien; Auslaſſungen von Stellen, die ich bereits vorfand, beſonders oft in der alten Sammlung, ſind durch Striche bezeichnet; wo ich ſelbſt eine Stelle

weggelaſſen habe, meiſt weil ich ſie für zu unbedeutend hielt, habe ich dieß durch Puncte angedeutet. In den von mir aus den Originalen mitgetheilten Briefen iſt Gellerts Orthographie genau beibehalten worden. In den verſchiednen Sammlungen iſt die Orthographie ſehr ungleich; die Herausgeber der Sammlung von 1774 geben Gellerts Schreibweiſe keineswegs ganz getreu wieder, und auch auf Eberts Ausgabe kann man ſich wenigſtens nicht durchgängig verlaſſen, wie mir die Vergleichung einiger Originale gezeigt hat. Eine Uebereinſtimmung hervorzubringen, ſchien mir weder rathſam, noch recht ausführbar, daher habe ich auch in dieſer Hinſicht die Briefe wieder gegeben, wie ich ſie fand, nur offenbare Nachläſſigkeiten im Druck, an denen namentlich die kleinen Sammlungen von 1770 leiden, ſtillſchweigend verbeſſert. — Daß die Herausgeber der Sammlung von 1774, ſowohl in den Ueberſchriften, als in den Briefen ſelbſt ſehr oft Namen entweder ganz weggelaſſen, oder nur mit den Anfangsbuchſtaben angedeutet haben, läßt ſich für ſie vielleicht durch Rückſichten, die ſie nehmen zu müſſen glaubten, entſchuldigen. Ich habe, ſo weit ich es vermochte, dieſelben ergänzt, alle Ergänzungen aber, ſo wie ein Paar wie mir ſchien ziemlich ſichere Verbeſſerungen im Text, in Klammern eingeſchloſſen, nur den Namen des Grafen Moritz von Brühl nicht, den die frühern Herausgeber ſo offenbar bezeichnet haben, daß ſie ihn ebenſo gut hätten ausſchreiben können. Nicht wenige Briefe freilich haben ohne ſolche Ergänzungen bleiben müſſen, einige Vermuthungen habe ich auch, weil ſie mir nicht ganz unzweifelhaft erſchienen, lieber unterdrückt; was ich aber geſetzt habe, das wird hoffe ich die Probe halten. Nur auf Beweisführung für meine Vermuthungen konnte ich mich, mit wenigen Ausnahmen, nicht einlaſſen; ich hätte zu viel Raum in Anſpruch nehmen müſſen und zugleich halte ich es für unnöthig, da ich für dieſen Theil meiner Arbeit faſt kein anderes Hülfsmittel hatte, als die Vergleichung der Briefe ſelbſt unter einander, die ein kritiſcher Leſer ja ſelbſt eben ſo leicht anſtellen kann.

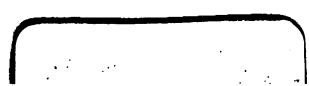
Das Leben Gellerts von J. A. Cramer wegzulaſſen, ſchien mir nicht gerathen. Es bildet nun einmal einen Theil der frühern Ausgaben, und wenn es auch an manchen Fehlern leidet, wenn ſich hie und da Ungenauigkeiten finden, wenn die rhetoriſirende, weitläufige Manier, in der es geſchrieben iſt, ſowie die immer wiederkehrenden Lobeserhebungen nicht gerade einen angenehmen Eindruck machen, ſo ſtellt es doch Gellerts Charakter nicht unwahr dar, und gewährt eine ziemlich genügende Ueberſicht ſeines Lebens. So inhaltsleer, wie es nach Ebert (ſ. die Vorr. zu dem von ihm herausg. Briefwechſel) ſein ſoll, iſt es keineswegs, und der Auszüge aus Gellerts Tagebüchern und eignen biographiſchen Notizen, die er darin vermißte, wird jeder einigermaßen aufmerkſame Leſer nicht wenige darin finden. Mich haben vornehmlich dieſe Auszüge, die Cramer meiſt ſo eingewebt hat, daß ſie nicht füglich von der übrigen Erzählung abzuſondern ſind, dazu beſtimmt, das Ganze abdrucken zu laſſen; die der Lebensgeſchichte angehängten Gedichte auf Gellerts Tod von Cramer, Weiße, Denis, Maſtalier, ſind aber hier weggeblieben. Von den Briefen, die Cramer aufgenommen hat, habe ich nur die beibehalten, die ich nicht bereits aus andern Quellen, meiſt beſſer, in der Briefſammlung mitgetheilt hatte; in dem letztern Falle genügte es, auf die Stelle, wo der Brief ſteht, zu verweiſen. Einige Ergänzungen und Berichtigungen, noch öfter Verweiſungen auf Briefe, welche beides gewährten, habe ich in Anmerkungen hinzugefügt. Dieſe Anmerkungen ſind, wie überhaupt alle von mir herrührenden, durch Parentheſenzeichen von denen Anderer hinlänglich unterſchieden.

Leipzig, den 18. Dec. 1839.

Die im vorigen Jahre von mir besorgte Ausgabe von Gellerts Schriften war noch vor Ablauf eines Jahres vergriffen. Die neu zu veranstaltende Ausgabe schien es zweckmäßiger in sechs, statt in zehn Theilen erscheinen zu lassen, damit die gar zu große Ungleichheit der Stärke der einzelnen Bände vermieden würde. So entspricht nun der erste Theil der gegenwärtigen dem ersten und zweiten der frühern Ausgabe, der zweite dem dritten, der dritte dem vierten und fünften, der vierte den sechsten und siebenten; der Inhalt des achten, neunten und zehnten Theiles aber ist jetzt in den fünften und sechsten vertheilt worden. Die Anordnung der einzelnen Schriften ist dieselbe geblieben, wie früher, nur daß die Stücke, die damals in einem Nachtrag zusammengestellt werden mußten, jetzt an ihren Platz eingeordnet worden sind. Einige abweichende Lesarten in den geistlichen Liedern, die ich übersehen hatte, habe ich jetzt nachgetragen, auch die acht Fabeln (am Schlusse des zweiten Theiles) aufgenommen, die ich bei der vorigen Ausgabe nur im Nachwort hatte erwähnen können. Zwei ebendaselbst erwähnte, an Gellert gerichtete Briefe (No. 396. 397 der vor. Ausg.) habe ich diesmal weggelassen; es ist mir sehr zweifelhaft, ob diese überlangen Briefe, deren Verfasser nicht genannt ist, wirklich in der Form, wie sie die Herausgeber der Briefsammlung v. J. 1774 zuerst bekannt gemacht haben, an Gellert geschrieben worden sind, und durch ihre Weglassung gewann ich Platz für die Mittheilung mehrerer bisher ungedruckter Briefe Gellerts selbst. Diese habe ich mit Ausnahme eines einzigen, des unter No 149 abgedruckten, aus einer großen Anzahl von Abschriften gewählt, welche nebst mehrern an Gellert gerichteten Briefen und einigen Blättern, Bemerkungen für die Briefsammlung v. J. 1774 enthaltend, Fräulein Schreckenberger, die mich schon bei der vorigen Ausgaoe zu Dank verpflichtete (s. d. Anm. zu No. 391 ), mir aus dem handschriftlichen Nachlasse ihres Großvaters, des Pastor

Heyer, der mit J. A. Schlegel die gedachte Sammlung herausgab, zur Benutzung zu überlassen die Güte hatte. Bis auf einige wenige scheinen alle jene Abschriften vollkommen treu und noch nicht zum Behuf der Bekanntmachung überarbeitet zu sein; so ward es mir möglich, mehreren Briefen, die ich früher aus der Sammlung von 1774 hatte abdrucken lassen, jetzt ihre echte Gestalt wiederzugeben, es sind dieß die No. 57. 132. 142. 192. 301. 321. 376. 380 abgedruckten; diejenigen, welche jetzt zum erstenmal bekannt gemacht werden, sind die mit No. 1. (wo die Jahrszahl 1740 irrig zu sein scheint, für 1741) 26. 46. 47. 91. 97. 105. 322. 356. 409. 416. 428. 429. 430 bezeichneten. Von bereits gedruckten Briefen, die ich früher noch nicht gekannt hatte, habe ich nur einen (No. 431) aufgenommen; die drei Briefe in (Wills) literarischem Wochenblatt (Nürnberg 1770. 1. Bd. S. 257 u. 2. Bd. S. 313) die Ebert im bibliographischen Lexicon anführt, sind gänzlich inhaltsleer, drei im Neuen Lausitzischen Magazin (16. Bd. 4. Heft, S. 363 ff. Görlitz 1839.) gedruckte dem Inhalt nach mit einigen Briefen Anderer zu sehr verflochten, als daß ich sie ohne diese hätte aufnehmen können.

Leipzig, d. 1. Nov. 1840.

**Julius Ludwig Klee.**

Leipzig, Druck von Hirschfeld.